

Lügen, Täuschungen und andere Wahrheiten



Erzählungen

Menschen sagen fünfundzwanzig Mal am Tag
nicht die Wahrheit. Manche lügen weit öfter.

Täuscht, wer die Wahrheit verschweigt?

Ist Liebe der häufigste Anlass für Lügen?

CHRISTOPH
VON
NOSTITZ

Copyright © 2025
Christoph von Nostitz
www.nostitz-schreibt.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne schriftliche Genehmigung des Autors bzw. nur in Übereinstimmung mit den Bestimmungen des Copyright, Designs & Patents Act (1988) oder ihm Rahmen der Bestimmungen einer von der Copyright Licensing Agency erteilten Lizenz, die ein beschränktes Vervielfältigen erlaubt, in irgendeiner Form oder auf irgend eine Weise, sei es elektronisch oder mechanisch, durch Fotokopie, Aufzeichnung oder anderweitig, egal für welchen Zweck, reproduziert, auf einem Datensystem gespeichert oder übertragen werden.

Umschlagsgestaltung Copyright © CCONOS media
Eduard-Schenk-Straße 38, 80807 München
cconos@gmx.de
Titelbild Eva Ohler, Ohne Titel
Ausschnitt, Acryl auf Leinwand

„Du aber bist nicht Herr des morgigen Tages
und verschiebst zu häufig das Erfreuende.

Das Leben geht mit Aufschieben dahin,
und mancher von uns stirbt,
ohne Muße gefunden zu haben.“

Nach Epikur
Griechischer Philosoph

Für
Felix-Christopher
Pauline
Caspar

Vorwort

Das Erzählen von Geschichten ist mir unverändert ein innerer Drang. Es ist ein Drängeln von Worten, die aufs Papier möchten, von Geschichten, die erzählt werden wollen. Das Leben und die Welt sind voll von tragischen, komischen, erschreckenden, anrührenden, skurrilen, sprühenden, lauten und leisen und manchmal wunderschön-unwichtigen Ereignissen. Davon ein wenig einzusammeln und zu Geschichten zu verweben, Figuren lebendig werden und mich selbst vom Ende überraschen zu lassen, ist mir pures Vergnügen.

Was von den Geschichten wahr ist und was Fiktion, ist wahrlich unerheblich. Der Geist der Zeit, in denen sie spielen, war und ist so, dass die Geschehnisse genauso stattfinden könnten. Es heißt, Schreiben sei ein einsames Geschäft. Das finde ich nicht. Ich amüsiere mich prächtig mit meinen Figuren, leide mit ihnen und lasse mich von ihrem Glück mitreißen.

Nach den Romanen *Kaleidoskop* und *Frauenbadi ist Lügen, Täuschungen und andere Wahrheiten* mein erster Band mit Erzählungen – ein Genre, für das ich dank *Abschiedsfarben* von Bernhard Schlink Begeisterung entwickelt habe.

Bitte um Nachsicht

Als Hobby-Autor komme ich nicht in den Genuss eines Korrektorats und Lektorats. Es finden sich immer wieder Rechtschreib- und Interpunktionsfehler, und vermutlich auch Perspektiv- und Zeitfehler in den Geschichten. Auch am Ausdruck ließe sich weiter und ewig feilen. Ich bitte um Nachsicht.

Vita

Im Sommer 1957 kam ich in München zur Welt. Die Schulzeit und eine kaufmännische Berufsausbildung absolvierte ich in meiner Geburtsstadt. Es folgte der Diplom-Abschluss in Betriebswirtschaftslehre. Das Studium und die anschließende berufliche Laufbahn führten mich an verschiedene Stationen im In- und Ausland. Heute lebe ich wieder im Raum München.

Mit vierzehn schrieb ich meinen ersten Roman, eher eine Kurzgeschichte. Der Stoff: ein Kavalier meiner älteren Schwester. Seine Balztänze und Gebärden müssen festhalten werden, fand ich damals und begann zu schreiben. Anlässlich von Auslandsaufenthalten verfasste ich statt knapper Briefe ausführliche Reiseberichte. Das entsprach meiner Freude am Erzählen und dem Wunsch, Ereignisse zu lebendigen Erlebnissen werden zu lassen.

Die folgenden Dekaden ließen mir keinen Raum, um Prosa zu schreiben. Schließlich nahm ich mir die Zeit und verfasste die Roman *Kaleidoskop*, *Frauenbadi* und den Erzählband *Lügen, Täuschungen und andere Wahrheiten*.

Mein Debütroman war allerdings die Geschichte *Vom Jungen, der kein Kind sein wollte*. Durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben und beim Verfassen der oben genannten Titel wuchs jedoch mein Unbehagen über mein Erstlingswerk. In folge habe ich das Buch zurückgenommen. Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich gemocht hatte, eines Tages eine zweite Chance.

Inhalt

Wer drei Mal lügt, dem glaubt man nicht. Und lügt, wer die Wahrheit für sich behält? Menschen lügen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag. Manche weit öfter. Ist Liebe der häufigste Anlass für Lügen?

Menschen lügen aus Angst, aus Scham, aus Sehnsucht, aus Gier, aus Lust. Sie belügen sich selbst und andere. Menschen täuschen, täuschen vor, täuschen sich selbst, führen hinters Licht, hintergehen, führen in Versuchung und in die Irre, manipulieren und verschweigen. Manche gestehen irgendwann Lügen.

Aus unterschiedlichen Perspektiven erzählen die folgenden Geschichten von diesem offenbar zutiefst menschlichen Wesenszug.

Post Scriptum – Lara ...	11
Post Scriptum – ... alias Rita	53
Der private Krieg des Herrn P.	95
Landzunge	101
Enge	157
Leopardenmuster	181
Schleier	189
Geständnis und Abbitte	195
Lauffeuer	213
Fremdkörper	221
Fischessen	249
Dreifaltigkeit	271
Wichtige Entscheidungen	361
Stadtlust	433

Post Scriptum – Lara ...

1

Als der Richter im Namen des Volkes die Scheidung verkündete, war es sieben Minuten nach zwölf. Den Zeigerstand der Wanduhr hinter ihm würde sie nie vergessen. Der Richter machte noch einige Anmerkungen, aber Lara hörte nicht mehr zu. Dann war der Termin vorbei. Endlich. Lara trieb nur ein Gedanke: Raus hier. Sie konnte die Fratze ihres nun offiziellen Ex-Ehemanns nicht mehr ertragen. Spontan entschied sie, ihren Mädchennamen wieder anzunehmen.

Sie wandte sich ihrer Anwältin zu.

„Ich muss hier weg.“

Sie lief durch den mit lindgrünem Linoleum ausgelegten Flur und sog den Geruch von Bohnerwachs ein. In riesigen Balken von Sonnenlicht, die schräg durch die Fenster ins Treppenhaus hereinragten, sah sie Partikel tanzen. Nur weiter, stachelte sie sich an. Sie eilte die Treppe hinunter, vernahm den harten Widerhall der Schritte auf den Steinstufen, und verließ den nüchternen Zweckbau des Familiengerichts.

Auf dem Vorplatz hörte sie das Rauschen des Brunnens auf der Grünanlage gegenüber. Und sie spürte die Hitze. Die stand seit Tagen wie eine Glocke über der Stadt. Sie entfernte sich vom Ausgang, aus dem auch gleich ihr Ex herauskommen würde. Er hatte sie betrogen, wieder und wieder, und zum Schluss versucht, sich über den Zugewinn an ihrem Erbe zu bedienen. Ihre erwachsenen Kinder hatten recht damit gehabt den Vater seit langem zu meiden.

Auf dem Weg zu ihrem Fahrrad blieb sie stehen. Sie hatte gehofft, wenn alles vorbei sein würde, sich endlich wieder geerdet zu fühlen. Sie spürte aber nichts. Darauf klammerte sie sich an den Schwur, den sie sich heute Früh geleistet hatte: Keine Beziehungen mehr. Nie mehr. Wozu?

Zu Beginn der Trennungsphase hatte sie ein neues Zuhause bezogen und fühlte sich dort inzwischen auch zuhause. Yoga und Laufen nahmen seither genauso feste Plätze in ihrem Alltag ein wie freitags die Stammtischrunde. Auch besuchte sie wieder Ausstellungen und Theateraufführungen. Einkaufen ging sie nur noch einmal wöchentlich, jeden Freitag, immer knapp vor Ladenschluss. Erst betrat sie die Buchhandlung, um einen Roman für das Wochenende auszuwählen. Anschließend erledigte sie im Supermarkt nebenan die Einkäufe für das Wochenende und die neue Woche.

Sie fuhr sich durchs Haar. Das erinnerte sie daran, auch ihr Äußeres dem Pragmatismus ihres neuen Daseins angepasst zu haben. Die langen Haare hatte sie abschneiden lassen und trug das Haar seither kurz. Auch die Färberei hatte sie sattgehabt. Statt Kastanienbraun waren ihre Haare jetzt graumeliert. Pfeffer-und-Salz nannte sie den Look.

Nur die Arbeit am Gymnasium, die Fächer Deutsch und Latein, war unverändert geblieben.

Sie tat die letzten Schritte auf ihr Rad zu und steckte den Schlüssel ins Schloss. Wozu das alles aufs Spiel setzen? Für eine neue, wegen einer neuen Beziehung, wegen eines anderen Mannes? Niemals, und dachte an den Schwur.

Sie drehte den Schlüssel. Mit einem Klack öffnete sich das Schloss. Darauf stieg sie auf und fuhr davon.

2

Das erste Jahr nach der Scheidung verflog im Nu. Lara verfolgte ihre Routinen – bis zu einem Freitagabend. Von da an änderte sich alles.

Gutgelaunt war sie vom Stammtisch nachhause gekommen, und während sie nach oben in Richtung Schlafzimmer gegangen war, beschlich sie zum ersten Mal das fremdartige Gefühl. Tags darauf war der Zustand verklungen.

Am nächsten Freitag auf dem Weg ins Schlafzimmer erfasste sie das Gefühl von neuem. Was war das? Als sie am darauffolgenden Freitag die Treppe hochging erwartete sie bereits das Gefühl und gestand sich ihre Angst ein. Fortan verspürte sie jeden Freitag, wenn sie vom Stammtisch heimkam, die Angst. Sie gewöhnte sich an, sich mit einem Gedanken an den neuen Roman, den sie wie immer im Wohnzimmer am Panoramafenster abgelegt hatte, zu beruhigen. Morgen und am Sonntag würde sie in die Geschichte eintauchen. Ansonsten hatte sie, wie an fast jedem Wochenende und in den Schulferien, nichts vor.

Bis Samstagnachmittag hatte sie kaum ein Drittel des Romans geschafft. Sie war unkonzentriert. Auch ein Spaziergang und frische Luft halfen ihr nicht. Zum Abendessen bereitete sie sich Matjes in Sauerrahm mit Dill. Dazu Salzkartoffeln. Eine Birne als Dessert. Wenig später ging sie zu Bett. Sie hoffte, zur Ruhe zu kommen. Aber schon bald wachte sie wieder auf und fand nicht zurück in den Schlaf. Sie stand auf, zog den Morgenmantel über, ging hinunter ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Seit der Scheidung sah sie kaum noch fern, nur Nachrichten, und wenn sie nicht schlafen konnte. Dann schaute sie Dokumentarsendungen. Das wollte sie auch jetzt tun.

Aber noch bevor sie sich bis zu ARTE durchgezappt hatte, blieb sie bei einem Spielfilm hängen. Sie erkannte Diane Keaton und Jack Nicholson und ließ den Film laufen. Keaton und Nicholson spielten eine Frau und einen Mann fortgeschrittenen Alters, die um ein spätes Glück zu ringen schienen. Noch im Stehen drückte sie die Taste für Neustart und las den Titel. *Was das Herz begehrt*. Sie trat zurück, ließ sich langsam auf dem Sofa nieder, zog die Beine auf die Sitzfläche und ließ den Streifen laufen. Am Ende liefen ihr Tränen, die kein Ende zu nehmen schienen, über die Wangen. Sie schmeckte Salz und spürte, wie sich der Panzer ihres Schutzschilds aus Disziplin und Ordnung und dem Schwur aufzuweichen begann. Verletzt und verletzlich saß sie da, sah die endlosen Zeilen des Abspanns, die ihre verheulten Augen nicht lesen konnten, und fühlte sich wehrlos und bebte. Sie schlang ihre Arme um sich und hielt sich am Morgenmantel fest.

In den Folgetagen ließ sie ein sich in ihr ausbreitendes Verlangen zu, bis sie der Hoffnung nach einer neuen Beziehung und der Nähe zu einem Mann schließlich Raum ließ. Wie in dem Film mit Diane Keaton und Jack Nicholson. Aber schon am nächsten Tag verdrängte sie die Aufwallungen und verleugnete den Reiz.

Dafür wurde sie gereizt und reizbar und ertappte sich dabei, unbeherrscht und patzig zu reagieren. Nach einer Woche konnte sie ihre Unzufriedenheit nicht länger leugnen und gestand sich, zickig geworden zu sein. Das machte sie augenblicklicher noch übellauniger. Zicken konnte sie nicht ausstehen.

3

Während sie am darauffolgenden Freitag nach dem obligatorischen Besuch in der Buchhandlung die Einkäufe im Supermarkt erledigte, fiel ihr wieder der Mann auf, den sie schon einmal aus dem Augenwinkel erspäht und dann vorsichtig beobachtet hatte. Er fiel auf, sicher nicht nur ihr. Und er gefiel ihr. Auch heute. Er bewegte sich leichtfüßig zwischen den Regalen und schien genau zu wissen, was er wollte. Er blieb nur stehen, wenn er mit wohlgeformten Händen nach etwas griff. Sie schätzte ihn auf zweite Hälfte fünfzig, ein paar Jahre älter als sie selbst. Tändelnd folgte sie ihm, bis sie sich gestand, dass sie ihn verfolgte. Das war ihr egal.

Sie sah ihn sich genauer an, das volle Haar, mit den silbergrauen Strähnen in den Locken, die glatte Haut, den gutsitzenden Anzug. Dazu das hellblaue Hemd, ohne Krawatte, der oberste Knopf offen. Schuhe und Gürtel waren abgestimmt. Nicht nur ein attraktiver,

sondern auch gepflegter Mann. Sie erinnerte sich an das Verlangen. Blitzschnell dachte sie aber auch an den Schwur. Keine Beziehung mehr. Nie mehr. Wozu?

An der Kasse stand sie direkt hinter ihm, dem attraktiven, dem gepflegten Mann, und nahm einen dezenten Duft wahr. Sie beobachtete die Kassiererin, wie sie seine Waren einscannte, bis sie die Arbeit plötzlich unterbrechen musste. Die Kundin vor dem Mann verstaute ihre Einkäufe nur sehr langsam in ihre Einkaufstaschen. Als die bemerkte, dass sie den Betrieb aufhielt, entschuldigte sie sich. Erst bei der Kassiererin und dann bei ihm. Er blieb gelassen und lachte die Kundin an.

„Lassen Sie sich Zeit. Ich habe es nicht eilig.“

Das Lächeln blieben auf seinen Zügen haften und machte ihn noch attraktiver. Was würde sie für dieses Lächeln geben. Sie merkte, wie seine Stimme in den beiden so unbedeutenden Sätzen etwas in ihr in Bewegung setzte. Sie hätte aus den beiden Sätzen ein Gespräch mit ihm entsponnen.

Dann war die Frau gegangen, und der Mann wenig später auch fort. Mit dem Roman ganz unten im Korb und den Einkäufen darüber, einem weiteren ereignislosen Wochenende vor sich und ihrem Verlangen, blieb sie zurück.

Eine Stunde später saß sie am Stammtisch. Teilnahmslos blickte sie sich in der Runde um, hörte kaum zu und verabschiedete sich früh. Am Samstag und Sonntag verdoppelte sie die Jogging-Runden. Sie wollte der Leere und ihren Ahnungen davonlaufen. Und natürlich las sie den Wochenendroman. Aber die Sehnsucht ließ sie nicht los. Das Verlangen wurde drängend. Widerwillig gestand sie sich, dass ihre Psyche und Hormone gegen den Schwur rebellierten. Vielleicht hatte ja auch sie Fehler während der Ehe gemacht, hatte seither dazugelernt und war jetzt reif für eine neue, eine aufrichtige Beziehung? Kollegin Sabrina, Sport und Mathematik, ähnlich alt wie sie selbst, erschien ihr auf einmal wie ein Vorbild. Die hatte seit zwei Jahren einen Freund. Die beiden wirkten noch immer verliebt wie am ersten Tag.

Eine Woche später betrat sie wie gewohnt die Buchhandlung. Auch diesmal staunte sie über die Stapel an Neuerscheinungen. Trotz der Flut fiel es ihr jedes Mal schwer, einen Titel mit literarischem Anspruch ausfindig zu machen. Zugleich schwante es ihr, dass sie von den Geschichten abhängig war. Sie griff nach einem verheißungsvollen Titel auf einem vielversprechenden Cover, nach einem sogenannten Frauenroman. Sie mochte die Genrebezeichnung

nicht, sah aber auch heute nur Frauen im Laden – als Kundschaft und zur Beratung.

Wenig später lief sie mit dem Roman fürs Wochenende im Korb durch den Supermarkt und entdeckte abermals den attraktiven Mann. War er neu in die Gegend gezogen? Kaufte auch er immer freitags, kurz vor Ladenschluss ein? Sofort erfasste sie eine Idee. Sie blieb in seiner Nähe, lud sich Dinge in den Einkaufswagen, die nicht auf ihrem Einkaufszettel standen und wollte es so einrichten, dass sie genau vor ihm an der Kasse stehen würde. Wenn die Kassiererin ihre Einkäufe dann scannte, würde sie es so machen, wie die Frau vor einer Woche. Sie würde die Artikel schleppend einpacken und über die Verzögerung mit dem Mann ins Gespräch kommen. Ihr würde schon etwas einfallen.

Sie folgte ihm weiter. Plötzlich kam aus dem Gang von rechts eine Frau herausgeschossen, warf etwas in seinen Wagen, hakte sich bei ihm ein und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Der so attraktive und gepflegte Mann lächelte die Frau an. Die Frau strahlte zurück. Lara stockte. Das ist doch Kollegin Sabrina, Sport und Mathematik. Die ist doch mit dem, wie hieß er noch?, liiert. Sabrina blickte zur Seite, sah sie und winkte ihr zu. Sie winkte zurück und schaute Sabrina nach wie sie eingehakt bei dem Mann weiterging.

Gott sei Dank war Sabrina nicht zu ihr gekommen und hatte ihr den Mann vorgestellt. Der Boden unter ihren Füßen schwankte. Sie hielt sich am Einkaufswagen, der mit Waren beladen war, die nicht auf ihr Liste gestanden hatten, fest und hatte nur noch ein Verlangen: Luft. Sie brauchte Luft. Sie nahm die Hände von der Schiebestange und ließ den Wagen stehen. Mit einem neuen Roman im Korb, aber mit ansonsten leeren Händen verließ sie den Supermarkt.

5

Fortan spürte sie jedes Mal, wenn sie nachmittags aus der Schule nach Hause kam, wo niemand auf sie wartete, wenn sie abends nichts vorhatte, keinen Stammtisch, keinen Theaterbesuch, ihre Unzufriedenheit. Die Wochenenden wurden ihr geradezu unerträglich. Sie hielt das Alleinsein nicht mehr aus. In Gedanken ging sie ihren Bekanntenkreis durch. Mehrheitlich waren es Paare. Die blieben samstags und sonntags unter sich. Von den wenigen Singles schlug selten jemand vor, etwas gemeinsam zu unternehmen. Sie selbst auch nicht.

Sie sah es unumstößlich vor sich. Ihre Sehnsucht nach einer Beziehung und nach Nähe zu einem Mann. Es musste etwas passieren. Andernfalls würde sie depressiv, war sie sich sicher.

Am Abend stellte sie sich, nach dem sie sich ausgezogen hatte und bevor sie das Nachthemd anzog, im Schlafzimmer vor den großen Spiegel und betrachtete sich. Sie fand, dass sie noch immer attraktiv aussah, nicht nur im Gesicht, an den Händen und Beinen. Sie sah ein Lächeln über ihr Gesicht huschen und verspürte einen Anflug von Zuversicht. Aber die Erkenntnis allein reichte nicht aus. Sie dachte an den Satz des Philosophen Paul Watzlawick: ‚Wenn du immer wieder das tust, was du immer schon getan hast, dann wirst du immer wieder das bekommen, was du immer schon bekommen hast.‘ Wenn sie nicht selbst etwas unternehmen würde, würde alles weitergehen wie bisher.

Ihre Haare gerieten in ihr Visier. Das war ein praktischer Haarschnitt, aber beim besten Willen keine Frisur. Sie beschloss, mit ihrer Erscheinung anzufangen und die Haare wieder wachsen zu lassen. Für nächste Woche würde sie außerdem einen Färbetermin vereinbaren. Kastanienbraun, wie einst. All das wäre aber nur ein äußerlicher Neuanfang, ermahnte sie sich. Was musste, was sollte darüber hinaus passieren? Sie wusste es nicht, wusste nur, dass sie selbst handeln musste. Sollte sie Sabrina fragen, wie sie den attraktiven Mann kennengelernt hatte? Dann überlegte sie weiter. Im Alter für Clubs war sie nicht mehr. Der Krach würde ihr unerträglich

sein. Außerdem würde sie nur auf Männer im Alter ehemaliger Schüler treffen, die jetzt studierten, und nach der Rolle als MILF war ihr nicht. Sie erwog Besuche in Cafés, in der Hoffnung, angesprochen zu werden. Damit wäre sie in einer passiven Position und ihr Schicksal dem Zufall überlassen. Das wollte sie in keinem Fall, sondern selbst entscheiden und handeln. Sie entschied, bei einem Veranstalter für Single-Urlaube eine Reise zu buchen. Die Beschreibungen der Aktivitäten im Clubdorf klangen verheißungsvoll und die Bilder der Anlage waren umwerfend. Bis zu den nächsten Schulferien würde aber noch einige Zeit vergehen. Sie tröstete sich damit, dass ihr Haar bis dahin ein Stück länger gewachsen wäre.

Vier Wochen vor der Abreise stand sie vor der Schublade ihrer Wäschekommode und stellte fest, dass dort nur unansehnliche Badeanzüge lagen. Unmöglich konnte sie auch nur mit einem der Teile in das Paradies fliegen. In der Yoga-Gruppe fragte sie in die Runde, wer Tipps zum Kauf von Bikinis hätte. Evelin, eine großgewachsene Blonde und taffe Karrierefrau, etwas älter als sie selbst, empfahl die Marke Coconut Beach. „Gibt’s im Internet zu bestellen“, ächzte Evelin, während sie die Position des Morgengrußes einnahm.

Am folgenden Abend sah sie sich auf dem Laptop die Bikinis an. Die waren wirklich schick und passten auch zu Evelin. Aber wären das auch Outfits für sie? Waren die knappen Dreiecke, aus denen die Höschen und die Neckholder-Oberteile gefertigt waren, zusammengehalten von schmalen Bändchen und Schleifen, wirklich passend für sie und ihr Alter? Sie dachte daran, wie sie vor dem Spiegel gestanden hatte. Wenn Evelin die Teile tragen konnte, dann konnte sie das auch. Sie bestellte drei Bikinis zur Ansicht. Darauf verspürte sie einen Freudenschub und entschwebte in Gedanken an den palmen-gesäumten Strand des Atolls.

Drei Tage später lag das Päckchen von Coconut Beach vor der Haustüre. Sie nahm es mit hinein, riss es noch im Eingang auf und sich die Kleider vom Leib, und probierte die Teile an. Zu ihrer Überraschung waren die Farben so leuchtend wie im Internet abgebildet und die Stoffe fühlten sich angenehm an. Vor dem Garderobenspiegel neben der Haustür, die nackten Füße auf dem kalten Steinboden, entschied sie, alle drei Bikinis zu behalten, und spürte erneut Vorfreude. In drei Wochen würde es losgehen.

Anderntags lag der erwartete Umschlag des Reiseveranstalters im Briefkasten. Neugierig öffnete sie den Umschlag und las. In nüchternen Worten

teilte der Veranstalter mit, dass die Reise wegen der sich ausweitenden Corona-Krise abgesagt sei. Sie traute ihren Augen nicht, las die Nachricht nochmals und begann zu zittern. Nur nebenbei fiel ihr auf, dass in dem Brief nichts darüber stand wann und ob überhaupt sie ihr Geld zurückbekommen würde. Der ersehnte Flirt, die Nähe zu einem Mann, flimmerten nur noch als Fata Morgana und war in unerreichbare Ferne gerückt.

In den Tagen darauf wurden Kontaktsperren erlassen. Auch ihr Stammlokal musste schließen. Schlagartig hatte sie das Gefühl, sich in Isolationshaft zu befinden. Die Stammtischrunde stimmte sich auf heimliche Treffen ab, reihum, im Privaten. Dunkel gekleidet, schlich sie zu den verbotenen freitäglichen Verabredungen. Das hatte wenigstens etwas Komisches, fand sie. Yoga alleine zuhause, mit der Trainerin über den Laptop zugeschaltet, gab sie nach dem dritten Abend auf. Der Schulunterricht wurde auf Homeschooling umgestellt. Rasch erkannte sie, dass dies für ihre Schülerinnen und Schüler genauso deprimierend war wie für sie selbst.

Sie begann, fernzusehen. So viel wie nie zuvor. Sie abonnierte zwei Streamingdienste und glotzte bis spät in die Nacht. Im Keller suchte sie nach den Filmen mit Sylvia Kristel. Die blue movies spielten in exotischen Ländern. Es waren aber keine DVDs,

sondern VHS-Kassetten und das Abspielgerät hatte sie längst entsorgt. Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte und warf die Kassetten zurück in die Kiste. Keines der Bücher, die die Buchhändlerin ihr empfahl und aus dem Laden herausreichte, sagten ihr zu. War sie als Germanistin zu anspruchsvoll oder einfach nur ungerecht? Wie würde es weitergehen? Wie gingen andere Menschen, andere Frauen mit der Lage um? Sie hatte keine Ideen mehr.

6

Wieder einmal war es Freitag und diesmal sie an der Reihe, die konspirative Stammtischrunde bei sich zu Hause aufzunehmen. Mit Einbruch der Dunkelheit ließ sie die Rollläden herunter. Schon am Nachmittag hatte sie im Erdgeschoss Kerzen verteilt, die sie kurz vor zwanzig Uhr anzündete. Die gedämpfte Atmosphäre gefiel ihr. Die Haustür lehnte sie an und alle schlichen ohne zu klingeln in den dämmrigen Flur. Die Stammtischgemeinschaft verteilte sich im Wohn- und Esszimmer und bald sah sie, dass auch die Küche belegt war. Zu fortgeschrittener Stunde stand sie mit einem Glas Rotwein in der Hand im Türrahmen zwischen Küche und Esszimmer und spürte, zu viel getrunken zu haben. In der Küche saß Gerhard und sie beobachtete ihn. Auch er hatte den

Abend über schon einige Male nach ihr geschaut. Jedes Mal hatte sie es gespürt und wusste seine Blicke zu deuten. Jetzt ruhten ihre Augen auf ihm. Einen Moment später wandte er ihr den Kopf zu und schon verschmolzen ihre Gedanken. Sie spürte, wie sich etwas in ihr zusammenzog. Noch immer mochte sie ihn. Als sie begonnen hatte, mit ihrem Schwur zu hadern, hatte sie sich auf einen Flirt mit ihm eingelassen. Sie hatten heimliche Spaziergänge in abgelegenes Gelände unternommen. Sie dachte an die Küsse, die stürmisch waren. Weiter wollte sie nicht denken, sich nicht daran erinnern, und wich seinem Blick aus.

Sie drehte den Kopf hinüber ins Wohnzimmer, zu Gerhards Frau Annabelle, die lautstark argumentierte und mit den Armen ruderte. Von ihrem Platz aus konnte Annabelle nicht in die Küche schauen. Sie mochte Annabelle nicht. Annabelle war eine blöde Kuh. Und sie war rassistisch, weshalb sie Gerhard nie bei seinen alljährlichen Reisen zu Musikfestspielen ins Ausland begleitete.

„Komm mit mir nach Macerata“, hatte Gerhard sie beschworen als sie in seinen Armen gelegen hatte, „heimlich, als meine Geliebte“, und die Stücke genannt, die aufgeführt werden würden.

„Ist das Spiel der Geliebten nicht immer eine geheime Rolle? Ein heimliches Geschäft?“, hatte sie ihm geantwortet. Sie wäre bereit gewesen, sich auf Gerhard und das Risiko einer Affäre einzulassen. Und wenn es nur dazu gedient hätte, ihren segenslosen Schwur zu brechen. Aber Corona hatte auch die Verheißungen eines Liebesabenteuers in Italien zunichte gemacht. Seither begegnete sie ihm wieder nur noch am Stammtisch und jedes Mal war seine unerträgliche Annabelle dabei.

7

Die Wochen verstrichen und Lara zappte Abend für Abend durch die Fernsehkanäle. Das Programm war deprimierend. Sie ertrug die sogenannten Experten, die sich mit wilden Spekulationen zu Ursachen und Folgen von Corona und mit vagen Theorien und persönlichen Empfehlungen überboten, kaum noch. Die meisten Beiträge waren eine Zumutung. Wie lange würden die Einschränkungen sie noch zuhause festhalten?

Es war Ende April, als sie pünktlich zum Heute-Journal umschaltete. Christian Sievers moderierte. Immerhin. Ein Lichtblick. Sie mochte Christian, wie sie ihn im Stillen nannte.

Und seine lockere, gelegentlich ironische Art zu moderieren und wie er spitzbübisch Politiker in Interviews durch den Ring führte. Zunächst wurde wiederholt, was schon seit Wochen in ähnlicher Form Abend für Abend zu Covid 19 berichtet wurde. Es gab einfach nichts Neues. Dafür konnte Christian wirklich nichts, verteidigte sie ihn. Aber ein Bericht ließ sie dann doch aufhorchen. Am Beispiel Berlins berichtete er von radikalen Konsumveränderungen seit Ausbruch von Corona*. Der Autoverkehr war um über die Hälfte zurückgegangen. Dafür war der Umsatz von Bier und Wein um ein Fünftel angestiegen. Schließlich schloss Christian die Aufzählung mit der Meldung ab, dass der Absatz ferngesteuerter Vibratoren um fünfzig Prozent zugenommen habe. Diese Nachricht amüsierte sie zunächst, stimmte sie dann aber nachdenklich. Die Tatsache, dass der Verkaufsanstieg von Vibratoren es in das Heute-Journal geschafft hatte, verdeutlichte die Brisanz der Lage. Sie war nicht alleine mit der Einsamkeit und ihren Sehnsüchten. Auch andere Frauen spürten Druck und suchten Ventile.

* Die Aufzeichnung des Heute-Journals, in dem Christian Sievers die Zahlen vorstellte, ist aus dem Netz verschwunden. Die Zahlen sind aber u. a. nachzulesen im **Tagesspiegel** vom 26. April 2020 – *Weniger Straßenverkehr, mehr Vibratoren*

Mit dieser Nachricht flatterte all ihr Begehren wieder auf, auch wenn Dildos, gleichgültig ob mit oder ohne Fernsteuerung, mit ihren Bedürfnissen nur nebenbei etwas zu tun hatten.

8

Irgendwann war es Herbst geworden und Corona hatte die Welt weiter fest im Griff. Abend für Abend waren in den Nachrichten jetzt Menschenglangen vor Test- und Impfzentren zu sehen und Spritzennadeln, die in Oberarme eintauchten. Sie ertrug es nicht mehr und entschied, keinen weiteren liebeslosen Winter verbringen zu wollen.

Fest entschlossen zu handeln, kostete es sie keinen Mut sich zum ersten Mal in ihrem Leben auf einem Partnerportal anzumelden. Alles ist immer irgendwann das erste Mal, ermunterte sie sich. Sie entschied sich für eine Singlebörse, die sie aus der Werbung kannte. Mittels endloser Klicks beantwortete sie eine Vielzahl von Fragen. Als es um Fotos ging, die sie hochladen sollte, zögerte sie nicht. Das gehörte dazu, bestärkte sie sich. Sie wählte ein Bild aus, das bei einem Empfang aufgenommen worden war. Es zeigte sie in einem Kostüm, tailliert, aber nicht zu enganliegend, die Knie frei. Das Gesicht war dem Betrachter zugewandt, ihr Körper im Halbprofil. Sie

fand, das betonte ihre Silhouette diskret und dennoch wirkungsvoll. Als das Bild gemacht worden war, hatte sie noch langes Haar, so wie bald wieder. Sie schloss einen Vertrag für einen Monat ab.

Drei Wochen lang klickte sie Profile von Männern an, die angeblich einen hohen Matching Score mit ihrem Profil aufweisen sollten. Die Herren konnten erkennen, dass sie auf ihren Profilen war und schalteten darauf meist unaufgefordert die eigenen Fotos frei. Die hielten sich wohl für unwiderstehlich, frotzelte sie. Keinem der Aspiranten schrieb sie. Stattdessen blockierte sie deren Profile.

Selbst erhielt sie mehrere Anfragen. Manche der Angerebten amüsierten sie, animierten sie aber nicht. Oft schreckten sie schon die Rechtschreibfehler ab, die keine Tippfehler waren. Als Deutschlehrerin konnte sie das unterscheiden. Und manche Herren machten ihr Geständnisse, die sie wahrlich nicht wissen wollte. Sie beantwortete einige Anfragen, fand aber, dass bei den meisten Herren das Pulver bereits mit der ersten Nachricht verschossen war. Spätestens nach der zweiten Mail sagte sie ab und blockierte das Profil. Keinem der Bewerber gab sie ihr Bild frei. Kein Kontakt veranlasste sie ein Telefongespräch in Erwägung oder gar ein Treffen in Betracht zu ziehen. Ihre Enttäuschung war groß.

Wenige Tage vor Vertragsablauf blieb dann aber doch ein Mann hängen. Sein Profil war sympathisch. Er wirkte bodenständig und weckte ihr Vertrauen. Beamter und Justitiar am örtlichen Landratsamt war er. Nach dem dritten Mailwechsel stiegen sie auf die eigenen Mailadressen um. Es hatte sich also gelohnt eine Fake-Mailadresse einzurichten.

Wie in der Partnerbörse nutzte sie auch für die Mailadresse den Decknamen Rita. Den Namen hatte sie unverfänglich und auch etwas frech und burschikos empfunden. Er nannte sich Joachim. War das auch ein Deckname? Seine Nachrichten waren fehlerfrei und strukturiert. Beides sollte man von einem Juristen erwarten können, feixte sie. Nach wechselseitiger Abstimmung gaben sie sich ihre Fotos frei. Er hatte vier eingestellt. Sie kopierte die Bilder, zog sie groß und sah die Bilder genau an. Joachim sah freundlich aus. Auf einer der Fotografien trug er einen Anzug. Dazu Krawatte. Auf den anderen war er in Freizeitkleidung. Alle Ablichtungen waren in Innenräumen entstanden. Sie versuchte zu erkennen, ob das vielleicht in seiner Wohnung war. Sie achtete auf Details im Hintergrund. Gab die Einrichtung Hinweise zu ihm, zu seinen Interessen, seinem Lebensstil? Herrschte Ordnung, waren die Räume gepflegt? Ihr fiel nichts auf, was auffällig gewesen wäre. Eigentlich schade, dachte sie.

Aber auf was hatte sie gehofft? Bei Joachim war alles stimmig, die Mails, seine Erscheinung, die Umgebung. Seinem Vorschlag eines Telefongesprächs stimmte sie zu. Sie hatte gelesen, dass das der nächste Schritt zur Annäherung wäre. Auch den Rat, sich eine gesonderte Handynummer, am besten einen Prepaid-Anschluss zuzulegen, hatte sie befolgt. Wie schon bei den Fotos achtete sie während des Gesprächs auf jedes Detail. Das Gespräch dauerte eine Viertelstunde. Nachdem sie aufgelegt hatten, fiel ihr auf, nichts über das hinaus erfahren zu haben, was sie nicht schon gewusst hatte. Das bedeutet, dass es bei Joachim keine Widersprüche gab. Tags darauf verabredeten sie per Mail ein Treffen. Einen Spaziergang wollten sie unternehmen. Sie schlug den Kurpark vor. Dort hielten sich keine Einheimischen auf, nur Kurgäste flanierten umher. Niemand würde sie kennen. Außerdem gab es immer freie Parkplätze. Joachim stimmte zu.

Sie erkannte ihn sofort. Während sie einparkte kam er auf ihren Wagen zu. Gottlob war er ohne Blumen oder eine Pralinschachtel in Händen gekommen. Sie hätte sich wie eine alte Jungfer gefühlt.

Joachim war freundlich, unaufdringlich und geduldig. Sie gewann den Eindruck, dass er die Dinge sich entwickeln ließ. Am Ende des Spaziergangs begleitete er sie zu ihrem Auto.

Sie vereinbarten, ein weiteres Treffen per Mail abzustimmen. Auf der Heimfahrt hielt sie für sich fest, dass ihr das Treffen gefallen hatte. Joachim strahlte Gelassenheit und Kompetenz aus. Er hatte von dem Windpark erzählt, der im Landkreis entstehen sollte. Er schien sich tief in die Materie eingearbeitet zu haben.

„Und in meiner Freizeit gehe ich gerne wandern, und spiele viel Tennis,“ hatte er während der Runde durch den Park irgendwann das Thema gewechselt.

„Tennis habe ich früher auch viel gespielt“, hatte sie erwidert, ihm aber nicht gestanden, dass sie darauf auch mal wieder Lust hätte – federnd an der Grundlinie zu stehen, Luft an den Beinen und Armen zu spüren, mit den Sohlen über den roten Sand zu schlittern, um einem Ball nach zu hechten und beim Schlag die Schwingung des Schlägers in der Handfläche zu fühlen. Ihm das anzuvertrauen, wäre ihr wie die Aufforderung zu einem Match, oder gar zu mehr, vorgekommen.

Für das zweite Treffen entschieden sie sich für ein Café. Als sie eintrat sah sie Joachim gleich. Sie begrüßten sich mit einem, wie es ihr vorkam, etwas steifen „Hallo“. Kaum saßen sie, hielt Joachim ihr ein Buch entgegen. Sie nahm es entgegen. Der Titel sagte ihr nichts. Roman, stand darunter.

„Die Geschichte hat mir gefallen. Ich dachte mir, dir als Deutschlehrerin könnte das Werk auch zusagen.“

Hatte er genau dieses Exemplar gelesen? Oder war das ein neues Buch? Und war es ein Geschenk oder eine Leihgabe? Das Buch war nicht eingepackt. Sie bedankte sich, ohne zu wissen wofür.

Joachims Stichwort Lehrerin veranlasste sie, von ihrer Schule zu erzählen.

„Früher war die Schule Jungen vorbehalten. Irgendwann wurden auch Mädchen aufgenommen. Heute sind die Klassen bis in die Oberstufe gemischt.“

„Vermutlich hast du den einen oder anderen Verehrer unter den Oberstufenschülern“, kommentierte Joachim die Erläuterung.

Tatsächlich gab es immer wieder Schüler, die ihr, meist etwas unbeholfen, aber anrührend, Komplimente machten. Und einmal war in einer Abiturklasse ein Schüler, bei dessen Avancen sie tatsächlich unsicher geworden wäre, wie sie damit hätte umgehen wollen. Von alledem erzählte sie Joachim nichts.

„Wo wohnst du eigentlich genau?“, fragte Joachim irgendwann. In einer Mail hatte sie angedeutet, im Süden der Stadt zuhause zu sein. Sollte sie ihm den Straßennamen nennen? Gar die Hausnummer? Nein.

Das schien ihr zu persönlich, ja fast schon intim. Sie hatte Joachim noch nicht einmal die Nummer ihres Smartphones überlassen. Und das Geheimnis, dass sie einen Decknamen benutzte, hatte sie ihm auch noch nicht gestanden. So beiläufig, wie er die Frage gestellt hatte, wiederholte sie, was sie ihm dazu schon geschrieben hatte. Joachim hakte nicht nach.

Sie verabredeten, über ein weiteres Treffen zu telefonieren und trennten sich vor dem Café.

9

Samstag, am früher Nachmittag, stand Joachim plötzlich vor ihrer Gartentür. Nur zufällig hatte sie ihn gesehen, bevor er klingelte. Woher hatte er die Adresse? Es war ihr unerklärlich. Oder wollte er gar nicht zu ihr, sondern zu jemand anderem und hatte sich in der Adresse geirrt? Unsinn. Ihr fiel ein, dass er im Landratsamt arbeitete. Da hatte ihm vermutlich ihr Autokennzeichen genügt, um ihren richtigen Namen und die Adresse ausfindig zu machen. Ihr schmeichelte es, dass Joachim seine Möglichkeiten im Landratsamt etwas großzügig genutzt zu haben schien. Aber dann wurde ihr unheimlich. Sie wartete, bis er geläutet hatte, öffnete ihm und bat ihn herein.

Im Wohnzimmer setzten sie sich am Panoramafenster einander gegenüber. Das Angebot eines Kaffees hatte Joachim dankend angenommen. Ihr Blick fiel auf das Lokalblatt, das auf der Fensterbank lag und seit Tagen von einer Schlagzeile beherrscht wurde: Der furchtbare Frauenmord. Sie sann: Waren Morde nicht immer furchtbare Verbrechen? Gab es auch nicht furchtbare Morde? Wie reißerisch diese Schlagzeilen nur immer waren. Erneut wurde ihr unheimlich und sie wollte, dass Joachim ging. Warum hatte sie die Tür überhaupt aufgemacht und ihn hereingelassen?

„Leider habe ich wenig Zeit. Ich erwarte eine Freundin und ich muss noch einiges vorzubereiten“, versuchte sie den Rauswurf zu cachieren.

Joachim nickte, trank den letzten Schluck Kaffee, bedankte sich und ging. Kaum war er aus dem Haus, rannte sie die Treppe hoch, trat im Gang an das Fenster, das auf die ruhige Straße hinausging und vergewisserte sich, dass Joachim gegangen war und nicht erkennen würde, dass keine Freundin zu Besuch kam. Sie dachte über sein Erscheinen nach. Das war kein Besuch gewesen. Das war ein Überfall. Sie beschloss, den Kontakt abubrechen, Joachim keine weitere Mail zu schreiben und auf keine seiner Nachrichten mehr zu reagieren. Seine beiden Anrufe am Sonntag nahm sie nicht an.

Als es am Dienstagnachmittag klingelte, saß sie im Arbeitszimmer, korrigierte wie so oft Schulaufgaben, und erwartete niemanden. Sie blickte auf und erspähte Joachim am Gartenzaun. Er hielt einen üppigen Strauß Rosen im Arm. Rote. Sie blieb sitzen und beobachtete ihn, bis er, nachdem er noch zweimal geläutet hatte, gegangen war. Wie Nachlässig war es gewesen, den Wagen nicht in die Garage gefahren, sondern davor abgestellt zu haben. Sie ärgerte sich. Joachim hatte davon ausgehen können, dass sie zu Hause war und ihm nicht öffnete. Morgen würde sie das Auto in die Garage stellen.

Sie sah die Blumen vor der Gartentür auf dem Gehweg liegen. Der Anblick ließ sie an Trauerschmuck an einer Landstraße denken. Ihr gruselte es. Sie vergewisserte sich, dass Joachim weg war, lief hinaus und warf die Rosen in die Tonne. Eigentlich schade. Den Anblick hätte sie aber nicht ertragen.

Tags darauf, als sie vom Unterricht kam und durch die menschenleere Straße auf ihr Haus zufuhr, sah sie Joachim schon von weitem. Er stand an einen Wagen gelehnt da. Sie sah ihn hinter sich greifen und ihr mit einem Strauß nacheilen. Panik erfasste sie. Sollte sie weiterfahren, wegfahren? Oder in die Garage und das Tor mit dem Sender hinter sich schließen?

Dazu war keine Zeit mehr. Außerdem säße sie in der Garage in der Falle. Von dort kam sie nicht ins Haus. Aus Sicherheitsgründen hatten die Vorbesitzer auf eine Durchgangstür ins Haus verzichtet. Und in der Garage würde sie keinen Handyempfang haben. Sie sah Joachim im Rückspiegel. Gleich würde er neben der Autotür stehen. Es blieb ihr nichts übrig, als den Stier bei den Hörnern zu packen. Kaum war sie ausgestiegen, die Autotüre noch offen, stellte sie ihn zur Rede.

„Was machst du hier? So geht das nicht. Ich fühle mich von dir verfolgt. Lass mich in Ruhe und gehe. Augenblicklich.“

Joachim ging wortlos. Er kam nicht nochmals zu ihr ans Haus, schickte keine weitere Nachricht und versuchte auch nicht, sie anzurufen.

10

Am Montag betrat sie gegen halb zehn Uhr das Schulgebäude zu ihrer ersten Unterrichtsstunde. Ein Kollege kam ihr mit breitem Grinsen entgegen und rief er ihr „Respekt“ im Gehen zu.

„Wozu?“

„Wer außer dir, könnte das wissen“, stichelte er. Sie zuckte mit den Schultern.

„Sieh im Lehrerzimmer auf deinem Platz nach“, rief der Kollege und verschwand in einem Gang.

Kaum hatte sie das Lehrerzimmer betreten sah sie ihn sofort an ihrem Platz. Den Strauß roter Rosen. Dreiunddreißig Stück, zählte sie später. Eine Karte steckte obenauf. Auch ohne sie gelesen zu haben, wusste sie augenblicklich, von wem die Blumen waren. Manche aus dem Kollegium klatschten. Andere gratulierten ihr. Wozu, ließen sie offen. Sie warf die Rosen in einen Mülleimer. Später erzählte ihr eine Kollegin, dass die Sekretärin der Direktorin den Strauß herausgeholt und mitgenommen hätte.

Am darauffolgenden Montag und an den beiden nächsten Montagen wiederholte sich das Spiel. Jedes Mal ging sie mit den Blumen zum Bioabfall der Schulküche und warf sie dort weg. Die Inbesitznahme des ersten Straußes durch die Sekretärin hatte sie als fast genauso übergriffig empfunden wie Joachims Aktionen. Das Kollegium begann, ihr Mitgefühl zu zollen. Aber zugleich blieb ihr nicht verborgen, dass hinter ihrem Rücken auch anrühige Witze gemacht wurden.

Sie stellte Recherchen an und fand heraus, dass Joachim montags dem Hausmeister auflauerte und beauftragte, die Blumen im Lehrerzimmer an ihren Platz zu stellen. Das war Joachim jedes Mal ein großzügiges Trinkgeld wert.

Am folgenden Montag, vor sieben Uhr, parkte sie ihren Wagen zwei Straßen von der Schule entfernt und wartete im Dämmerlicht einer Durchfahrt gegenüber dem Haupttor zur Schule ab. Wenige Minuten später tauchte Joachim mit einem neuen Strauß roter Rosen auf. Er fing den Hausmeister ab, der auf dem Weg war, das Portal aufzusperren. Wartete der Hausmeister etwa schon auf Joachim und das Zubrot? Mit schnellen Schritten überquerte sie die Straße, ging auf die beiden zu.

„Ich habe dich schon einmal gewarnt.“ Sie merkte, wie eisig und scharf ihre Stimme war. „Wenn du nicht unverzüglich aufhörst, mir nachzustellen, mich zu stalken, schalte ich die Polizei ein und informiere das Landratsamt.“

Ohne zu zögern entriss sie Joachim die Blumen und warf sie in den großen Abfalleimer aus stabilem Metallgeflecht, in dem bald leere Tetra Paks und Pausenbrot-Papiere landen würden. Keiner sagte etwas. Sie starrte Joachim an. Der Hausmeister verfolgte das Geschehen. Das war ihr recht. Vielleicht würde sie noch einen Zeugen brauchen. Joachim sah zu den Blumen im Abfallkorb. Dann ging er. Wieder wortlos.

Es dauerte ein Jahr, bis sie es wagte daran zu glauben, dass Joachim sie nicht mehr stalkte. Sie begann, dem Frieden zu trauen.

Einen Partner gab es in ihrem Leben aber weiterhin nicht. Dabei war doch genau dies das Ziel ihrer Bemühungen gewesen. Über aller Aufregung hatte sie das fast vergessen. Dafür waren ihre Haare zwischenzeitlich lang wie einst, stellte sie voll Selbstironie fest.

11

Als sie sich eines Nachmittags ans Panoramafenster setzte, um in dem neuen Roman weiterzulesen, schaute sie in den Garten und betrachtete das leuchtende Laub. Bald würden die Blätter farblos und welk sein. Wann würde sie das auch sein?

Nein. Sie wollte leben und dachte an die beiden Zeilen ihres Lieblingsgedichts.

*Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.*

Sie legte das Buch zur Seite und griff nach dem Laptop. Sie würde einen zweiten Versuch wagen, einen Partner zu finden. In der Metropolregion, mit der Millionenstadt nur fünfunddreißig Kilometer entfernt, lebten rund vier Millionen Menschen. Da musste es doch einen Mann geben, der zu ihr passte, und sie zu ihm.

Sie entschied sich für eine Partnerbörse für Singles ab fünfzig. Das war sie schließlich, über fünfzig. Wieder arbeitete sie sich mittels Klicks durch eine Vielzahl von Fragen. Auch auf dieser Plattform drehte sich alles um den optimalen Matching Score. Dann wurde sie aufgefordert, einen Begrüßungstext zu verfassen. Sie sollte sich vorstellen und mit eigenen Worten ihre Erwartungen und Wünsche beschreiben. Sich offenzulegen kam für sie aber nicht in Frage. Und die Mühe, einen Begrüßungstext auszuarbeiten, wollte sie sich auch nicht machen. Die zwei Zeilen ihres Lieblingsgedichtes mussten reichen. Dafür würde sie diesmal statt nur einem Foto mehrere Bilder einstellen. Bevor sie eine Auswahl traf, zögerte sie. Warben ihre Konkurrentinnen mit verführerischen Posen für sich? Solche Fotos hatte sie nicht. Sie wählte fünf aus und stellte sie ein. Anders als auf der Partnerbörse vor einem Jahr waren auf dieser Plattform die Bilder nicht verschleiert, sondern immer sofort offen sichtbar.

Die ersten Reaktionen trafen binnen weniger als vierundzwanzig Stunden ein. Nichts hatte sich geändert. Auch auf dieser Plattform priesen sich die Herren der Schöpfung mit Binsenweisheiten und allerlei Angebereien an. Beiträge mit Rechtschreib- und Grammatikfehlern oder schlüpfrigen Stilblüten ließ sie gleich links liegen.

In kaum einem Fall verstand sie die Auswahl der vorgeschlagenen Profile. Die fast einzige Übereinstimmung war offenbar, fünfzig plus zu sein. Auch diesmal würde sie nicht fündig, war sie sich bald sicher. Sie war froh, dass ihr Widerrufsrecht noch nicht abgelaufen war und beschloss, davon rechtzeitig Gebrauch zu machen.

Zwei Tage vor Ablauf, an einem Samstagabend, wurde sie auf ein neues Profil aufmerksam, das fast zu gut war, um wahr zu sein. War das ein Köder, ein gefaktes Profil? Um sie bei der Stange zu halten. Wie argwöhnisch sie geworden war. Da drückte sich einer im Begrüßungstext mit klaren Worten aus, beschrieb nachvollziehbar, wer er war und was nicht, und was er suchte und was nicht. Seine Worte, sein Stil hatten Glanz und Eleganz. Von jedem seiner Sätze ging ein aufregendes Vibrieren aus. Und er hatte seinen Namen an den Schluss des Textes gesetzt. Cornelius. Das musste sein richtiger Name sein. Niemand dachte sich Cornelius als Decknamen aus. Sie las den Begrüßungstext abermals und war beeindruckt. Cornelius hatte sich wirklich reingekniet.

Und Orthographie und Grammatik *sehr gut*. Sie merkte, dass sie schmunzelte.

Zwei Bilder hatte Cornelius eingestellt. Die Fotos zeigten einen Mann, kaum älter als sie selbst, der durch eine pittoreske Gasse irgendwo im Süden, vielleicht Italien oder Südfrankreich, schlenderte. Sie spürte eine starke Ausstrahlung von den Bildern und dem Mann ausgehen und sah Leuchten in seinen Augen. Wer hatte die Fotos gemacht? Seine Ex? Sie spürte einen Stich Eifersucht. Oder war er gar nicht solo und nur auf ein Abenteuer aus? Beim dritten Lesen des Begrüßungstextes meinte sie, seine tiefe Stimme zu hören und ein Lachen. Was Cornelius schrieb, reichte ihr aus, um ihm begegnen, ihn kennenlernen zu wollen. Und obwohl Cornelius keinerlei Andeutungen gemacht hatte, spürte sie in jeder seiner Zeilen Sinnlichkeit. Ihre Fantasie begann abzuheben, bis ein Beben sie erschütterte. Sicher war Mr. Right ein Lockprofil. Frustriert loggte sie sich aus.

Am Sonntagnachmittag erhielt sie eine Nachricht genau von Mr. Right. Der Lockvogel hatte ihr geschrieben, bedankte sich für ihren Besuch auf seinem Profil und regte an, sie möge ihm im Sinne seines Begrüßungstextes antworten. Sie sollte ihm von sich erzählen. Mehr hatte er nicht geschrieben. Aber immerhin. Irgendetwas an ihrem Profil musste Cornelius, wenn er denn tatsächlich so hieß, motiviert haben. Nur: Lockvogel oder tatsächlich Mr. Right? Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden.

Und das musste sie schnell tun, bevor das Profil zur Entdeckung des Monats würde. Mit dem PC auf dem Schoß setzte sie sich in den Sessel am Panoramafenster und legte los. Sie schrieb, wie sehr es sie freue, endlich auf einen Mann gestoßen zu sein, der kommunizieren könne und wisse, was er wolle. Dann blickte sie in das blasse Hellblau des Herbsttages hinaus und nahm all ihren Mut zusammen. Sie fügte ein Post Scriptum hinzu und ergänzte, sein Begrüßungstext ginge ihr unter die Haut. Sie wollte, dass er wusste, was sie jedes Mal spürte, wenn sie seinen Text las.

Auf das P. S. ging Mr. Right, ging Cornelius nicht ein. Dafür entwickelte sich in den Folgetagen ein reger Mailverkehr. Rasch wechselten sie von der Chat-Funktion der Plattform auf ihre eigenen Mailadressen. Die Mailadresse, die sie mit Joachim genutzt hatte, hatte sie noch zehn Monate bestehen lassen, um zu prüfen, ob er ihr eventuell doch noch nachstellen würde und hatte sie dann gelöscht. Jetzt nutzte sie eine neue Fake-Emailadresse. Den Namen Rita hatte sie beibehalten.

Einige Tage später schrieb sie Cornelius, wie wichtig es ihr wäre, seine Stimme zu hören, und schlug ihm ein Telefongespräch vor. Die Nummer des Prepaid-Handys aus dem Second Hand-Laden fügte sie hinzu. Dafür hatte sie das Teil schließlich vor

einem Jahr gekauft und Guthaben war auch noch darauf. Dann haderte sie. Die Nummer hatte ihr kein Glück gebracht. Gegen alle Regeln des Internet-Datings entschied sie, Cornelius die Nummer ihres Smartphones zu mailen. Cornelius Rückmeldung kam prompt. Er merkte an, dass auch ihm die Stimme wichtig wäre, genauso wie Sprache und Ausdruck. Bei seiner Aufzählung spürte sie einen Kloß im Hals und bekam Hemmungen. Goethes Zauberlehrling meldete sich zu Wort. Ob sie die Geister, die sie gerufen hatte, diesmal womöglich auch nicht mehr loswürde? Würde ihre Sprache und ihr Ausdruck Cornelius überzeugen?

Achtzehn Uhr, lautete Cornelius Vorschlag. Sie tippte einen Satz zur Bestätigung. Dann dachte sie nach. War es an der Zeit, Cornelius ihren richtigen Namen preiszugeben? Sie hängte ein P. S. an und schrieb, ihr richtiger Name sei im Übrigen nicht Rita, sondern Lara. In Klammern fügte sie hinzu (exklusiv für dich).

12

Pünktlich um achtzehn Uhr klingelte ihr Smartphone. Die angezeigte Telefonnummer war eine Festnetznummer von vor Ort. Cornelius traute sich was. Sie drückte auf Grün.

Eine Männerstimme erkundigte sich, ob er mit Frau Spranger spreche? Woher hatte er ihren Nachnamen? Wieder war ihre Anonymität aufgefliegen. Gab es Tricks, um von den Betreibern von Partnerbörsen die Kontaktdaten durchgeschoben zu bekommen? Bis ins Mark war sie erschüttert.

Statt ihren Namen zu nennen sagte sie „Mit wem spreche ich?“

„Carsten Enk von der Sparkasse. Ich bin Ihr neuer Berater. Ihre bisherige Betreuerin ist in den, wie ich betonen möchte, wohlverdienten Ruhestand gegangen und ich habe einen Teil ihres Kundenstamms übernommen. Ich möchte Sie gerne kennenlernen und zu einem Gespräch in die Bank einladen.“

Sie lachte laut auf, gequält. Ihre Hände zitterten. Sie wollte den Mann loswerden, ihn so schnell als möglich aus der Leitung haben.

„Vielen Dank. Ich verspreche Ihnen, bei nächster Gelegenheit bei Ihnen vorbeizuschauen.“

„So einfach mir nichts dir nichts, können Sie nicht bei mir vorbeikommen“, hörte sie den Mann loslegen. „Für ein Gespräch müssen wir schon vorab einen Termin vereinbaren. Wie Sie sich vielleicht denken können, bin ich nach der Übernahme der Kunden meiner ehemaligen Kollegin sehr ausgebucht. Wann würde es Ihnen denn passen?“

Lara wurde ärgerlich. Der Mann stahl ihr die Zeit und blockierte ihre Leitung. Auch er musste sich an Termine halten, und zwar an ihre, und sie hatte jetzt überhaupt keine Zeit für ein Gespräch mit dem Mann von der Sparkasse.

„Wie war Ihr Name bitte?“

„Enk. Carsten Enk.“

„Herr Enk. Ich habe derzeit überhaupt keine Zeit für irgendwelche Gespräche oder Terminvereinbarungen. Ich melde mich und wünsche Ihnen jetzt einen schönen Abend.“ Damit drückte sie auf Rot, ohne seine Erwiderung oder einen Gruß abzuwarten. Im nächsten Moment leuchtete ein anonymes Anrufer auf dem Display auf. Sie drückte auf Grün.

„Hallo. Hier Rita. Ich meine natürlich Lara.“

„Guten Abend. Hier ist Cornelius. Schön mit dir zu sprechen, Lara.“ Da war sie, die Stimme, seine Stimme, mit einer Klangfarbe, für die sie den Begriff *Timbre* passend fand. Sie hatte das Gefühl, die Stimme anfassen zu können. Es dauerte einige Sätze, bis sie in einen Gesprächsfluss fanden. Dabei blieb sie verhalten, sprach in knappen Sätzen und erzählte nur zögerlich von sich. Cornelius stellte Fragen. Sie ließ sich aber nicht herauslocken und antwortete ausweichend oder übergang Details seiner Fragen. Sie merkte, wie Cornelius das Gespräch lenkte, hörte ihm zu und spürte den Schwingungen seiner Stimme

nach. Am Ende verabredeten sie sich zu einem Spaziergang. Sie verständigten sich auf die Stadtauen und verabredeten sich für Samstag, fünfzehn Uhr vor dem Kiosk beim Brückenwirt.

Bis zu dem Treffen schrieb sie Cornelius in den wenigen Minuten, die ihr zwischen den Unterrichtsstunden blieben, kurze Nachrichten:

„Ich denke an dich.“

„Was machst du gerade?“

„Wo bist du?“

Und zwei Mal *„Ich möchte deine Stimme wieder hören.“*

Cornelius antwortete mit Emojis.

Kurz vor dreiundzwanzig Uhr am Vorabend ihres Treffens, verspürte sie das Verlangen, Cornelius zu schreiben. Wie üblich, setzte sie sich mit dem Laptop an das Panoramafenster und schon flogen ihre Finger über die Tastatur. Sie schrieb ihm, wie gut ihr der bisherige Austausch mit ihm gefiel. Später wusste sie nicht mehr, was noch alles sie ihm in dieser Nacht geschrieben hatte. Aber an ihren letzten Satz, an das Post Scriptum, würde sie sich immer erinnern. Das wusste sie bereits, während sie noch am Schreiben war. „Fast traue ich mir nicht, es dir, und auch nicht mir selbst einzugestehen, aber ich muss es tun und loswerden: Deine Stimme, ich finde sie aufregend, ja geradezu erotisch. Ich möchte, dass du das weißt.“

Sie las das Post Scriptum nochmals, fand, dass alles seine Richtigkeit hatte, und schickte die Mail ab.

Den Samstagvormittag über überlegte sie, wie sie sich während des Spaziergangs Cornelius gegenüber geben sollte, um nicht zu früh zu viel von sich preiszugeben, um nicht neuerlich in eine Falle zu geraten. Die Erfahrungen mit Joachim wirkten nach. Das durfte sich nicht wiederholen.

Sie erkannte Cornelius sofort, als sie Punkt fünfzehn Uhr auf ihn zuing.

13

Vor dem Zubettgehen ging sie noch auf eine Runde nach draußen. Die Nacht war sternenklar und kalt. Sie sah ihren Atem. Übermorgen, Sonntag, werden es vier Wochen her sein, dass sie zum ersten Mal Kontakt mit Cornelius hatte. Per E-Mail. Nach dem Spaziergang in den Stadtauen hatte sie sich mehrfach mit ihm getroffen und so manches hatte sich seither ereignet. Seit Mittwochfrüh war Cornelius verreist. Mittwochnacht hatte sie zuletzt mit ihm telefoniert und ein Wiedersehen für den morgigen Samstag verabredet. Seither hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Während sie den Blick in den Nachthimmel richtete, kreisten ihre Gedanken um Cornelius. Sie nahm an, dass er gerade auf der Rückreise war.

Plötzlich spürte sie das Vibrieren ihres Smartphones. Sie zog es aus der Manteltasche und sah auf das Display. Eine Mail von Cornelius. Nach dem sie die Nachricht gelesen hatte, ließ sie den Arm sinken. Ihre Arme und Beine begannen zu zittern und sie schlotterte vor innerer Kälte.

Post Scriptum – ... alias Rita

1

Auch wenn es schon viele Wochen her war, dass sie begonnen hatten, getrennter Wege zu gehen, hatte es Cornelius dennoch überrascht zu erfahren, dass seine Frau schon vor einem Jahr beschlossen hatte, sich von ihm zu trennen. Sie habe nur darauf gewartet, dass ihre Eigentumswohnung frei würde und das sei in zwei Wochen der Fall, hatte Luzi gesagt. Eigentlich hieß sie Lucia, aber in Anlehnung an Luzifer hatte sie gefunden, dass Luzi ihrem Wesen eher entsprechen würde. Er hatte das Ende kommen sehen, aber dass Luzi es schon so lange geplant hatte, hatte ihn doch erschüttert. Er hatte sich eingestanden, dass die Trennung eine Erlösung sein würde. Dennoch hatte es ihn geschmerzt. Es war aber nicht die Scheidung, die ihn geschmerzt hatte, sondern die Tatsache, dass auch seine zweite Ehe in die Brüche gegangen war. Schon die erste Scheidung empfand er noch immer als trostlos. Aber zwei Scheidungen. Das war echtes Versagen.

Einige Wochen nach der Scheidung hatten sie ein letztes Gespräch geführt, er in der Hoffnung, noch eine Gemeinsamkeit zu finden.

Das Gespräch war dahingeplätschert bis Luzi gemeint hatte, sie hätten doch weiterhin eine Beziehung führen können, nur mit getrennten Wohnungen. Sozusagen für die Schokoladenseiten des Lebens. Er hatte darauf verzichtet zu fragen, ob das ein Vorschlag gewesen sein sollte. Nach dem Gespräch war er Luzi nie mehr begegnet – zufällig, auf der Straße, beim Einkaufen, in einem Restaurant – obwohl sie unweit voneinander wohnten. Noch zwei Mal hatten vermeintliche Berührungsmomente mit Luzi aufgeflackert – als ihn ihre Schwester und wenig später eine Freundin von Luzi eingeladen hatten. Er war zu beiden gegangen, neugierig, ob weitere überraschende Vorschläge seitens Luzi auf den Tisch kommen würden. Aber die Schwester und die Freundin hatten Vorschläge in eigener Sache gemacht, an denen er nicht interessiert gewesen war.

Nach Luzis Auszug, hatte er sich gelegentlich dabei ertappt, mit dem linken Daumen über die Handinnenfläche hinweg dem abgelegten Ehering nachzuspüren. Aus dem Freundeskreis hatte er sich fortan anhören müssen, in den Jahren seiner zweiten Ehe verstummt zu sein. Bis zur Hochzeit seien sie es von ihm gewohnt gewesen, dass er mit Freuden Menschen um sich geschart und gerne mit steilen Thesen Diskussionen provoziert hatte.

Darauf hatte er sein Haus auf den Kopf gestellt und die alten Familienportraits durch moderne Kunst ersetzt. Und um neuen Schwung in sein Leben zu bringen, hatte er begonnen, wieder Einladungen zu gegeben.

Luzis Auszug war zwei Jahre her und die Scheidung durch, als er eines Tages feststellte, dass der Tick, mit dem Daumen dem abgelegten Ehering nachzuspüren, vorüber war. Da wusste er, dass die Wunden verheilt waren und die Verbitterung hinter ihm lag. Er überlegte, dem Glück nochmals eine Chance einzuräumen. Nur, wie soll das gehen? Wie sollte er eine Frau kennenlernen, die zu ihm in seinem Alter passen würde?

2

Es war ein trüber Samstagnachmittag, als er am Schreibtisch saß und in die ruhige Straße vor seinem Haus schaute. Gedankenverloren beobachtete er, wie Böen die noch leuchtenden Blätter von den Bäumen rupften. In Schwärmen kreiselte das Laub in der Luft, bis der Wind es über den Asphalt und schließlich unter parkende Autos fegte. Er schüttelte den Kopf, besann sich darauf, was er machen wollte und klappte den Laptop auf.

In einer Suchmaschine gab er Stichworte zu Partnersuche ein. Nach einigen Ergebnissen fügte er ‚über fünfzig‘ hinzu und stieß auf eine Partnerbörse für Singles ab fünfzig. In der Einführung las er, die Plattform nutze einen psychologischen Persönlichkeitstest, wissenschaftlich erarbeitet, um die Übereinstimmung potentieller Kandidatinnen mit seinem Profil zu optimieren – für ein optimales Matching Score. Alles musste immer optimiert werden, war wohl ein Trend der Zeit, sann er und war skeptisch. Aber egal. Viel konnte nicht passieren. Vielleicht würde es sogar ganz amüsant werden. Er arbeitete die Anmeldeschritte ab. Eine Vielzahl von Fragen zu seiner Person, seinen Gewohnheiten und Einstellungen, seinen Erwartungen und zu seinem Äußeren musste er durch Klicks beantworten. An einigen Stellen musste er eigene Formulierungen einfügen. Zum Schluss las er die Aufforderung, sich in einem Textfeld mit eigenen Worten vorzustellen. Er sollte einen Begrüßungstext, so nannte sich das, verfassen. Er stockte. Hatte er mit all den Haken und selbst formulierten Antworten nicht schon alles zu seiner Person gesagt? Na gut, weiter. Er öffnete ein leeres Word-Dokument und begann, den geforderten Begrüßungstext zu verfassen. Er überlegte, feilte, brütete, rang mit Worten und Formulierungen. Das Ergebnis war etwas über eine DIN A4-Seite.

Immerhin, fand er. Er druckte sein ICH aus, las und korrigierte. Zum Schluss stellte er noch einen Absatz um. Dann war er zufrieden, sogar ein bisschen stolz. Vor allem aber hoffnungsfroh. Er kopierte den Begrüßungstext in das Feld auf der Partnerplattform, ergänzte sein Profil um zwei Fotos und schickte die Registrierung ab.

Als er vom Bildschirm aufsah, stellte er fest, dass es inzwischen dunkel geworden und der Wind eingeschlafen war.

Es dauerte nicht lange, bis er die Bestätigung seiner Anmeldung auf dem Bildschirm hatte. Er öffnete den Zugang zu den Profilen und schon blickten ihm kontaktinteressierte Damen entgegen. Er scrollte ein bisschen herunter, und dann weiter und war überrascht. Das schien kein Ende zu nehmen. Plötzlich öffnete sich ein Fenster. ‚Herzlich willkommen! Sie können sich freuen. Künftig erhalten Sie jeden Tag neue Vorschläge.‘

Bis in den späten Abend sah er sich Profile an und las Begrüßungstexte. Manche Botschaften amüsierten ihn geradezu. Ein Brünette versprach zu halten, was Blondinen versprechen würden. Nach einer Weile fragte er sich, ob all die Damen wirklich Singles waren? Sich sicher war er dagegen, dass eine ganze Reihe von ihnen mit ihrer Altersangabe einen großzügigen Umgang pflegte.

Selbst wenn er wohlwollend sein wollte, passten die Fotos oft nicht zum angegebenen Alter.

Am nächsten Morgen kündigte der Signalton seines Smartphones den Eingang einer Nachricht an. Aber er kümmerte sich nicht darum. Erst mittags fuhr er den Laptop hoch, rief die Partnerbörse auf und gab das Passwort ein. Er war gespannt auf die neuen Profile. Die wurden aber von einem Nachrichtenfenster überlagert. ‚Gratulation! Sie sind einer Interessentin aufgefallen.‘

Dass das so schnell ging. Er war verblüfft. Aufgeregt drückte er den Button und gelangte auf das Profil der Interessentin. Wie siebzehn kam er sich vor. Aber dann war er enttäuscht. Die Dame hatte zwar sein Profil angesehen. Eine Nachricht hatte sie ihm aber nicht hinterlassen. Dennoch war er neugierig geworden, wer sie war? Flüchtig sah er die fünf Bilder an. Dann öffnete er den Begrüßungstext und las.

*Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.*

Hermann Hesse. Das war unfair, grämte er sich. Wenn man sich schon über das Internet kennenlernen wollte, dann doch bitte mit offenem Visier und eigenen Botschaften. So wie sein Begrüßungstext. Er kehrte zu den Fotos zurück. Immerhin. Fünf hatte sie gepostet. Eine gutgelaunte, gepflegte Frau blickte ihn an.

Die Fotografien zeigten sie in einem repräsentativen Foyer, vielleicht bei einer Feier, jedenfalls nicht in einer privaten Umgebung. Sie war stilsicher gekleidet und trug ihr dunkles langes Haar offen. Ihr Ausdruck, ihr Lächeln erschienen ihm sympathisch und reizvoll. Sie hatte schön geformte Hände und schlanke Finger. Die Nägel waren rotlackiert. In keiner der Posen lag provokativer Sexappeal. Das angegebene Alter passte zu den Fotos. Und zu ihm. Keine Statussymbole, keine Angebereien wie eine Luxushandtasche oder der Autoschlüssel einer teuren Marke waren vermeintlich zufällig platziert. Trotz ihres unpersönlichen Begrüßungstextes schrieb er ihr.

*Liebe Interessentin,
für Ihr Interesse an meinem Profil danke ich Ihnen herzlich.*

Er hielt inne. Sie hatte ihm keine Nachricht hinterlassen. War sie überhaupt an einem Kontakten mit ihm interessiert? Er entschied, die Mitteilung kurz zu halten, löschte den Satz und schrieb:

Darf ich Sie ermuntern, mir im Sinne meines Begrüßungstextes etwas von sich preiszugeben?

Er überlegte, ihr ein Kompliment für die Fotos, eigentlich zu ihrem Aussehen zu machen, entschied sich aber dagegen.

*In jedem Fall würde ich mich freuen, von Ihnen zu hören,
d.h. zu lesen :-)*

Herzlichst Cornelius.

Zwei Stunden später erreichte ihn eine Antwort.

*Hallo Cornelius. Was für ein schöner und ungewöhnlicher
Name. Für deine Zeilen danke ich dir. Und ich bin froh, mit
dir auf einen Mann gestoßen zu sein, der sich ausdrücken
kann und es versteht, in seinem Begrüßungstext klar zu
vermitteln, was er sucht und was nicht. Endlich ein Mann,
der kommunizieren kann.*

Herzliche Grüße, Rita.

Rita war also ihr Name. Und dann stutzte er.
„Endlich ...“ hatte Rita geschrieben. Wie lange schon
bewegte sich Rita auf der Partnerbörse, wie lange war
sie schon auf der Suche? Und wie viele Kontakte hatte
sie bereits geprüft und verworfen? Und: Rita duzte
ihn. War das üblich? Dann las es das P. S.

*Erlaube mir, dir zu schreiben, dass mir dein
Begrüßungstext unter die Haut geht.*

Ritas Post Skriptum schmeichelte ihm und er
spürte ein leichtes Hochgefühl. Die Mühe um den
Text hatte sich also gelohnt.

Sein Überschwang hielt aber nur kurz an. Erneut sah er sich die Fotos an. Irgendwie schien ihm das P. S. nicht zu der Frau auf den Fotos zu passen. Während er ihr in die Augen sah, überlegte er, wie wohl ihre Stimme klingen mochte, und vernahm eine lebendige und selbstbewusste Tonlage. Würde Rita, wenn sie ihm gegenüber sitzen würde, ihren Gefühlen genauso ungeniert freien Lauf lassen? Er schüttelte sich innerlich. In jedem Fall schienen ihm das P. S. ganz schön dick aufgetragen. Wie sollte er reagieren, was ihr antworten? Erst abends schrieb er ihr.

*Hallo Rita,
danke dir für deine Nachricht. Es freut mich, wenn dich
mein Begrüßungstext anspricht. Gerne können wir
unseren Kontakt intensivieren.*

*Vielleicht wäre es persönlicher, dazu eigene Mailadressen
zu nutzen, statt über die Chatfunktion des Portals zu
schreiben?*

Dir einen schönen Abend, Cornelius.

Die frisch eingerichtete Mailadresse, die er für Kontakte aus der Partnerbörse nutzen wollte, setzte er unter seine Nachricht. Auf Ritas P. S. ging er nicht ein.

Montag und Dienstag schrieben sie sich weitere Mails – über ihrer beider Lebensumstände, Wohnorte, ohne Straßennamen; Berufe, Rita erwähnte, im Bildungssektor tätig zu sein, was auch immer das heißen mochte; persönliche Interessen und die sogenannten Hobbies; dass sie geschieden seien und jeder von ihnen Kinder habe, die aus dem Haus wären. Und sie gestanden sich einige ihrer Wünsche, Hoffnungen und Träume.

Ritas Nachrichten waren knapp. Schlagwortartig, kamen ihm ihre Zeilen vor. Sie erwähnte, zwischen Terminen kaum Zeit zum Schreiben zu haben.

Mittwoch früh fand er eine weitere Mail von Rita vor. Die Eingangszeit war nulluhrvierundfünfzig.

Guten Morgen Cornelius! Hast du gut geschlafen? Ich muss dir etwas Wichtiges mitteilen. Es geht um Stimmen. Die Stimme ist mir sehr wichtig. Es ist mir wichtig, wie die Stimme Worte trägt. Was hältst du davon, wenn wir telefonieren? Meine Mobilnummer lautet ...

Er stutzte. War es üblich, die Telefonnummer mitzuschicken, bevor er dem Vorschlag zugestimmt hatte? Egal.

Einen guten Morgen zurück, liebe Rita.

Er hatte ‚liebe‘ geschrieben. War das zu aufdringlich? Es war okay, entschied er.

Dein Ansinnen kann ich nachvollziehen. Als Teil der Persönlichkeit eines Menschen sind Stimme, Ausdruck und Sprache auch mir wichtig.

Er überlegte zu erwähnen, keinen Dialekt zu sprechen und das auch bei einer Partnerin zu bevorzugen, ließ den Punkt aber fallen.

Gerne können wir telefonieren. Wie wäre es mit achtzehn Uhr? Heute.

Herzlichst, Cornelius

Es dauerte nicht lange bis zu einer Antwort.

Bis achtzehn Uhr. Ich freue mich. Liebe Grüße, Rita

Sie hat mit ‚liebe‘ Grüße geantwortet. Dann las er das P. S.

Übrigen ist Rita nicht mein richtiger Name, sondern Lara (exklusiv für dich).

Ritas letzte Sätze und die Post Scriptums hatten es wirklich in sich.

Die Namenskorrektur hatte Rita, alias Lara einfließen lassen, als wäre es eine unbedeutende Kleinigkeit. Und was bedeutete der Zusatz (exklusiv für dich)? Wie viele Chats hatte Lara alias Rita nebenher noch am Laufen? Und war Lara tatsächlich ihr Name?

Kurz vor der vereinbarten Zeit machte er es sich im Wohnzimmer auf dem weißen Sofa und mit einem Glas Wein bequem. Um achtzehn Uhr wählte er die angegebene Nummer. Der Anschluss war belegt. Er dachte nach. Rita, beziehungsweise Lara, an den neuen Namen musste er sich noch gewöhnen, hatte ihre Kontaktaufnahme mit seinem Kommunikationsstil im Begrüßungstext begründet. Außerdem hatte sie betont, wie wichtig ihr die Stimme sei. Lara schien über ein starkes Selbstbewusstsein zu verfügen. Er stellte sich auf eine intensive Unterhaltung ein.

3

Drei Minuten später war die Leitung frei.

„Hallo. Hier Rita. Ich meine natürlich Lara“, hörte er sie rufen.

„Guten Abend. Hier ist Cornelius. Schön mit dir zu sprechen, Lara.“

Nach einigen Sätzen wurde ihm klar, dass das Gespräch anders verlaufen würde, als er es angenommen hatte.

Laras Stimme schwankte zwischen mittlerer bis hoher Tonlage. Manchmal war ihre Stimme zart, gelegentlich fast mädchenhaft. Lara sprach ruhig, unaufgeregt, bisweilen tonlos. Auch spürte er etwas Träges in ihrer Sprechweise. Nur gelegentlich vernahm er zurückhaltende Vehemenz, zaghafte Begeisterung, oder Entschlossenheit. Er fand nichts von der forschen, der fast schon fordernden Energie, die er geglaubt hatte, aus ihren Mails erkannt zu haben. Sie sprach in kurzen Sätzen. Dialektfrei. Ihr Anteil am Gespräch war gering. Die Diskrepanz zu den Botschaften in den Mails bereitete ihm Unbehagen. Mit offenen Fragen versuchte er das auszugleichen und Lara zum Erzählen zu bewegen. Es gelang ihm kaum. Noch während des Telefongesprächs fragte er sich, ob das etwas werden könnte zwischen ihnen? Ihm waren Diskussion, Austausch und Reibung wichtig. Er wollte nicht dozieren, nicht den Unterhalter, den Bespaßer geben.

Zu seiner Überraschung waren sie am Ende des Gesprächs für Samstag um fünfzehn Uhr in den Stadtauen beim Brückenwirt verabredet. Wer von ihnen den Vorschlag gemacht hatte, wusste er später nicht mehr.

Im Verlauf des nächsten Vormittags erhielt er mehrere Nachrichten von Lara.

Ich denke an dich!

Was machst du gerade?

Wo bist du?

Und zwei Mal

,Ich möchte deine Stimme wieder hören.'

In den kurzen Sätzen vibrierten wieder die Lebendigkeit und Leidenschaft, die er bei ihren anfänglichen Nachrichten gespürt hatte. Er antwortete mit Emojis. Freitagabend, es war schon nach dreiundzwanzig Uhr, signalisierte sein Smartphone den Eingang einer Mail. Die Nachricht war von Lara. Sagte sie ab, kurz vor der Verabredung? Hatte sie kalte Füße bekommen?

Lieber Cornelius,

es ist mir ein Bedürfnis, dir zu schreiben, und auch mein Wunsch, dich wissen zu lassen, wie sehr mir der Austausch mit dir, zuletzt am Telefon, gefällt. Auf unser persönliches Kennenlernen morgen, sozusagen face to face, freue ich mich sehr.

Dann las er das Post Scriptum, und nachdem er es zwei Mal gelesen hatte, war ihm endgültig klar, dass Lara Mitteilungen, die ihr wichtige waren, immer an den Schluss stellte.

Fast traue ich mir nicht, es dir, und auch nicht mir selbst einzugestehen, aber ich muss es tun und loswerden: Deine Stimme, ich finde sie aufregend, ja geradezu erotisch. Ich möchte, dass du das weißt.

Eine derartige Schmeichelei hatte er noch nie erfahren. Er fühlte sich umwerfend gut, bis die Seifenblase platzte. Er erinnerte sich an seine Verwunderung, als Lara, damals noch Rita, geschrieben hatte, sein Begrüßungstext ginge ihr unter die Haut. Er fühlte sich verfangen, verheddert in sich verirrenden und verwirrenden Gedanken. War Lara überspannt?

Die Intensität ihrer Nachrichten, in denen sie ihre Gefühle entfesselte, stand im Widerspruch zu dem Rinnsal ihrer Worte während des Telefongesprächs. Wie passte das zusammen? Die Medien waren voll vor Warnungen zu Betrügereien, die über das Internet eingefädelt wurden. Entspann dich, bremste er sich ein. Gib den Dingen Zeit. Er beschloss, alles Weitere auf sich zukommen zu lassen. Er würde es schon merken, wenn etwas nicht stimmen sollte und würde nicht blind in eine Falle tapen. Er antwortete mit einem Smiley.

Bereits vor der vereinbarten Uhrzeit erreichte er den Treffpunkt und sah sich um. Der Kiosk, der für den Außerhausverkauf zum Brückenwirt gehörte, war geschlossen. Bei gutem Wetter würde eine Schlange von auffällig gekleideten Stadtflaneuren, Spaziergängern jeden Alters, einige mit Hund, Familien mit Kinderwägen und natürlich Stadtstreicher geduldig anstehen. Heute waren nur wenige Passanten in den Auen unterwegs.

Er erkannte Lara sofort. In einem leuchtendroten wadenlangen Mantel kam sie auf ihn zu. Schwarze Stiefel mit hohem Schaft kamen unter dem Mantel zum Vorschein. Eine übergroße schwarze Handtasche hing ihr über die Schulter. Zur Begrüßung gaben sie sich angedeutete Küsse ohne die Wangen zu berühren. Dabei hielten sie sich an den Händen. Er spürte zarte, trockene Handflächen.

„Was hältst du davon, Richtung Norden zu gehen? Dort wird es ruhiger sein als zum See hin.“ Lara stimmte dem Vorschlag zu. Nachdem sie erste Schritte gegangen waren, hakte sich Lara bei ihm ein. Das überraschte ihn, überspielte seine Verwundung aber mit einem Lächeln. Noch mehr überraschte ihn Laras Redefluss.

Vielleicht musste er ihr gegenüberstehen, damit sie einen persönlichen Eindruck gewinnen und Vertrauen fassen konnte? Face to face, hatte Lara formuliert. Jedenfalls sprudelte sie nur so. Er war erleichtert und überließ ihr die Gesprächsführung. Derweilen blickte er auf. Der Himmel war genauso grau wie letztes Wochenende, als er sich auf der Partnerplattform angemeldet und Lara sich tags darauf erstmals gemeldet hatte. Die Baumkronen waren inzwischen restlos kahl. Auf einer Wiese stritten sich Krähen um irgendetwas. Lara erzählte weiter. Bald schien sie zu frösteln.

„Ist dir kalt? Ich wohne unweit von hier. Darf ich dich auf einen Tee zu mir einladen?“

Nach kurzem Zögern stimmte Lara zu. Als sie auf sein Haus zugingen und er anmerkte, gleich da zu sein, schmiegte sie sich für einen Moment an ihn und nickte. Im Eingang nahm er ihr den Mantel ab und legte ihn über einen Kleiderbügel, den er an der Garderobe aufhängte. Darauf führte er sie ins Wohnzimmer.

„Nimm Platz. Setz dich, wohin du möchtest. Es gibt keine Stammplätze.“

Sie deutete auf den roten Sessel mit der hohen Rückenlehne beim Kamin.

„Wäre der okay?“

Er nickte. Lara setzte sich.

„Könntest du Feuer im Kamin machen. Bitte. Mir ist kalt.“

Während er Feuer machte, beobachtete er Lara. Ihre Augen schweiften vorsichtig umher. Sah sie sich mit einem prüfenden Blick um, war das ein Kennerblick? Interessiert sich Lara für Antiquitäten, oder verstand sie etwas von moderner Malerei und konnte das großformatige Bild, das er erst jüngst erworben hatte, einordnen? Wenn ihre Augen die seinen trafen, wich sie aus. Als das Feuer im Kamin brannte, setzte er sich ihr gegenüber auf das weiße Sofa. Jetzt sah er sie an. Over Knee-Stiefel, sportlich schwarze Hose, weiße Bluse. Ein aus schwarzen Perlen geflochtener daumenbreiter Steg schmiegte sich um ihren Hals. Eine rechteckige Uhr zierte ihr linkes Handgelenk. Ein Armband aus Kugeln in verschiedenen Farben war das einzig Farbige an ihr. Die Frisur saß weiterhin perfekt, obwohl der Wind ihr während des Spaziergangs einige Male durchs Haar gefahren war. Die vollen Lippen waren makellos geschminkt, rot wie ihr Mantel, der jetzt an der Garderobe hing und rot wie der Sessel, in dem sie saß.

„Was darf ich dir zum Trinken anbieten? Kaffee, einen Tee oder lieber ein Glas Wein oder Wasser?“

„Für mich absolut gar nichts.“

Sie wollte partout nichts trinken. Er stand auf und ging Richtung Küche, um sich ein Glas mit Wein einzuschenken. In der Spiegelung der Fensterfront sah er Lara ihm nachschauen. Aus der Küche heraus beobachtete er Lara, sich umdrehen und hinter sich blicken. Suchte sie etwas? Mit dem Weinglas setzte er sich ihr gegenüber hin und wartete ab. Aber Lara knüpfte nicht an ihren Redefluss vom Spaziergang an. Er übernahm. Irgendwann verkündete Lara, dass es für sie an der Zeit sei, zu gehen. Sie vereinbarten, sich kommenden Freitag wiederzusehen.

„Diesmal komme ich in deine Richtung. Schließlich hast du heute die Fahrt auf dich genommen.“

„Das ist nicht nötig. Ich komme gerne. Es macht mir nichts aus, zu fahren. Um neunzehn Uhr bin ich da.“

„Da'? Meinte sie wieder hier, bei ihm? Wollte Lara nicht wenigstens in ein Lokal oder in eine Bar, wenn sie schon in die Stadt kam? Aber gut.

„Was möchtest du dann essen? Oder gibt es etwas, was du in keinem Fall isst?“

„Das möchte ich nicht.“

„Was möchtest du nicht?“

„Etwas essen.“

„Warum nicht?“

„Du sollst dir keine Mühe machen.“

„Es bereitet mir absolut keine Mühe.“

„Trotzdem. Ich möchte nichts.“

Er gab auf.

An der Haustür bestand Lara darauf, dass er sie in keinem Fall zu ihrem Wagen begleitete. Bevor sie in die Dunkelheit entschwand, gab sie ihm auf jede Wange einen Kuss. Beim zweiten Kuss verharrte Lara einen kurzen Augenblick und er ahnte Verlangen.

5

Die Mischung aus Laras lebhaften Schilderungen während des Spaziergangs, ihrer Zurückhaltung, als sie bei ihm zusammengesessen hatten, und die verheißungsvolle Verabschiedung fesselte ihn. Diese Wechselbäder hatten etwas. Er wusste nur nicht, was. Er dachte über die zurückliegenden Stunden nach. Mit den Absätzen der Stiefel war sie fast so groß wie er gewesen. Ihr langes Haar war ihm einige Male zugeflogen und hatte ihn gestreichelt. Es war weich. Und seit Lara eingehakt neben ihm hergegangen war, hatte sich ihr Duft bei ihm eingenistet. Sie hatten über ihre Berufe, über Literatur und Ausstellungen gesprochen, und ein wenig über die erwachsenen Kinder. Lara hatte eine Bekanntschaft angedeutet die ihrer Scheidung gefolgt, aber ungut ausgegangen war.

Am Freitag, punkt neunzehn Uhr, klingelte es. Mit einer Handbewegung bat er Lara herein.

Sie durchquerte den Flur, ging ins Wohnzimmer und blieb mitten im Raum stehen. Er lud sie ein, sich zu setzen. Abermals wählte sie den roten Sessel. Er nahm wieder gegenüber auf dem weißen Sofa Platz. Diesmal war Lara klassisch gekleidet. Eine elegante dunkle Hose, cremefarbene Chiffonbluse, Schmuck. Alles war perfekt abgestimmt. Sie schlug ein Bein über das andere. Er beobachtete, wie sie auf dem schwebenden Fuß den Wildlederpumps in einem Nudeton wippte. War sie angespannt? Das dunkle Haar umrahmte ihr Gesicht. Lara war nicht nur wirklich hübsch, sondern zeitlos schön, dachte er. Die Lippen leuchteten rot. Ihre tiefbraunen Augen funkelten geheimnisvoll. Er bewunderte ihren sicheren Auftritt und spürte Kräfte wirken.

„Es gäbe einen schönen Primitivo. Möchtest du ihn probieren?“

„Gerne. Und bitte ein Glas Wasser dazu. Still.“

Er hatte alles vorbereitet, den Wein vor Stunden entkorkt und dekantiert. Zur Not hätte er ihn auch alleine geschafft. Die leere Flasche stand neben dem Dekanter. Er wollte ihr Gelegenheit geben nachzulesen, was sie tranken. Er schenkte zwei Gläser fingerbreit ein und reichte ihr eines. Das Glas mit dem Wasser stellte er auf den kleinen Tisch zwischen dem Kamin und ihrem Sessel. Mit einer kurzen Geste prostete er ihr zu.

„Exzellente,“ äußerte Lara. Das Etikett sah sie sich nicht an.

„Ich bin ohne Jacke gekommen. Jetzt ist mir etwas kühl. Könntest du bitte wieder Feuer im Kamin anzünden.“

Er verstand, dass es keine Frage und auch keine Bitte war, sondern eine Aufforderung. Er entzündete das eingestapelte Holz. Musik lief. Auf ihren Vorschlag Vivaldi. Ihr Gespräch und die Themen flogen dahin. Daran, worüber sie gesprochen hatten, erinnerte sich er später nicht mehr. Dafür würde ihm unvergesslich bleiben, wie Lara plötzlich vor ihm stand. Mit den Worten „Du bist so weit weg. Darf ich mich zu Dir setzen?“ war sie aufgestanden und war auf ihn zugegangen. Er hatte noch kaum genickt, da saß Lara schon bei ihm, schräg, den Rücken an seine Schulter gelehnt, den Blick in den Kamin gerichtet. Die Pumps hatte sie abgestreift, die Beine auf die Sitzfläche hochgenommen und die Knie angezogen. Die angestellten Beine umschlang sie mit den Armen. Er legte einen Arm um sie. Beide sahen sie in das Feuer. Er wartete ab. Wann würde Lara etwas sagen? Das Feuer knisterte. Die Zeit verstrich. Auf einmal wandte sich Lara um, ihm zu, kniete sich auf das Polster und sah ihm in die Augen. Dann küsste sie ihn, auf die Lippen, auf die Augen, den Hals.

„Du riechst so gut“, hauchte sie, und knöpfte sein Hemd auf. Und abermals „Du riechst so gut.“ Dann „Du bist ein toller Mann.“

Er wusste nicht, ob sie mehr auf dem Sofa oder auf ihm herumturnte. Vivaldis Sommer lief. Er wollte ihre Zärtlichkeiten erwidern. Sie schob seine Hände weg, um im nächsten Moment wieder mit den Fingern über seine Haut zu gleiten. Sie küsste ihn weiter und saugte seinen Geruch ein. Dann, so plötzlich, wie sie vor ihm gestanden hatte, war der Zauber vorüber. Sie stand auf, richtete sich, schlüpfte in die Pumps und setzte sich wieder in den roten Sessel. Sie nahm einen Schluck. Dann erhob sie sich.

„Ich muss los.“

Ihr Abschiedskuss an der Haustür glühte vor Leidenschaft.

„Du weißt, du musst, nein, du sollst mich nicht zu meinem Auto begleiten.“

Er sah ihr nach, bis sich ihre Silhouette in der Dunkelheit aufgelöst hatte. Warum machte sie so ein Geheimnis um ihren Abgang?

Wie auch schon nach Laras letztem Besuch, dachte er wieder über sie beide nach.

Er las er nochmals die Mails und Kurzmitteilungen, die sie ausgetauscht hatten. Sie waren ein Spiegel ihrer Persönlichkeiten. Laras Nachrichten waren kurz, die Informationen vage. Manche ihrer Sätze bebten, waren aufgewühlt. Seine waren bildhaft und gaben viel von ihm preis. Das alles wurde ihm deutlich. Lara wusste zwischenzeitlich vieles von ihm. Neben seinem Vornamen auch den Nachnamen. Sie kannte seine Adresse und wusste, wie er wohnte. Sie kannte sein Geburtsdatum, wusste, wie er roch, wie sich seine Haut anfühlte, wie er schmeckte, welche Musik er hörte und welchen Wein er trank. Kaum etwas davon kannte oder wusste er von ihr. Ihren Nachnamen nicht, und nicht, wo und wie sie wohnte. Nur dass sie als Lehrerin an einem Gymnasium in einer Kleinstadt, fünfunddreißig Kilometer entfernt, unterrichtete. Seine Versuche, mehr von ihr und ihrem Leben zu erfahren, hatte sie nur ausweichend beantwortet. Manche Fragen hatte sie unter den Tisch fallen lassen. Das war ihm bei ihrer ersten Begegnung in den Stadtauen und anschließend bei ihm zuhause nur vage aufgefallen. Er hatte darin eine spannende, aber gefahrlose Geisterfahrt gesehen. Aber Laras Hang, auszuweichen und ihre Ablenkungsmanöver hatten System. Das sah er inzwischen klar und deutlich.

Sonntag. Aus dem Partnerportal kannte er Laras Sternzeichen: Skorpion. Damit würde sie in Kürze Geburtstag haben. Er schrieb ihr eine Mail, fragte nach dem Datum und schlug vor, das Ereignis gemeinsam zu feiern. Sie blieb das Datum und eine Reaktion auf den Vorschlag schuldig. Bis zu diesem Moment hatte er hingenommen, dass Lara manchen seiner Fragen auswich. Er hatte das im Wissen, Geduld würde helfen, akzeptiert. Meist erzählten Menschen irgendwann von selbst, was er wissen wollte. Nicht so Rita, alias Lara. Ihre Taktik begann ihn zu stören, zu verstören. Er beschloss, sich zurückzuziehen. Würde sie sich nicht mehr melden, würde er den Kontakt einschlafen lassen.

Mittwoch. Abends ging eine E-Mail von Lara ein.

Lieber Cornelius,

ich weiß gar nicht, wie ich dir vermitteln kann, wie wundervoll ich unsere Gespräche finde und wie der Klang deiner Stimme und die Berührungen auf dem Sofa mich aufwühlen und mich kopflos haben werden lassen. Seit unserem Wiedersehen kann ich entweder kaum schlafen, oder ich falle vor Erschöpfung in einen Tiefschlaf. Das alles geht so weit, dass mir heute in der Schule eine gravierende Verwechslung unterlaufen ist. Gottlob ohne Folgen. So sieht meine Lage aus.

Darf ich auf ein Wiedersehen hoffen? Und bald! Es würde mich freuen. Und wenn ich darf, freue ich mich jetzt schon darauf. Ist das nicht alles eine rasante Entwicklung?

Liebste Grüße, Lara

Wieder so eine Botschaft am Ende. Diesmal nicht als P. S. verpackt. Und ‚liebste‘, statt liebe Grüße, hatte sie geschrieben. Hatte sie seine Verstimmung gespürt? Hatte sie beschlossen, sich zu öffnen?

Liebe Lara,

was hältst du davon, gemeinsam über alles zu sprechen? Wollen wir uns am Freitagabend treffen?

Einen Treffpunkt schlug er nicht vor. Er wollte abwarten, ob sie ihn einladen würde, zu ihr zu kommen. Er fand, die Zeit war reif dafür. Er wollte Lara in ihrer Umgebung erleben.

Lieber Cornelius,

wunderbar, dein Vorschlag für Freitag. Dann kann ich mich ab sofort freuen. Um neunzehn Uhr bin ich bei dir.

Seine Hoffnung war geplatzt. Lara entschied – und immer in ihrem Sinn.

Dann bis Freitag, neunzehn Uhr.

Er sah auf die Uhr. Jeden Augenblick würde es neunzehn Uhr sein. Es läutete. In einen schwarzen Mantel gehüllt, trat Lara ein. Während sie an ihm vorbeiging, sog er den ihr eigenen Duft ein. Wie üblich, half er ihr aus dem Mantel. Diesmal trug sie ein Kleid. Das Kleid war schlicht und saß anliegend. Es war rot wie ihre Lippen und rot wie der Sessel, in dem sie ihm wenige Augenblicke später gegenüber saß. Um den Hals trug sie eine Perlenkette mit zwei kurzen Schlaufen um den Hals und einer langen, deren Ende zu einem Knoten geschlungen war. Die schwarzen Strümpfe schimmerten. Dazu schwarze High Heels. Das Haar glänzte. Sie war nicht nur schön wie immer. Sie sah umwerfend aus. Etwas Magisches umgab sie. Er schob seine aufwallenden Phantasien von sich.

Er hatte etwas zum Essen vorbereitet. Auch diesmal hatte Lara das nicht gewollt. Er hatte darauf bestanden. Salat mit, auf ihr Nachgeben hin, Streifen von gebratener Hühnerbrust.

„Lass mich das machen“.

Unbefangen stand sie mit dem Kleid vor dem Herd. Er konnte ihr noch rasch seine Schürze umlegen, bevor das Öl in der Pfanne zischte.

Zum Essen tranken sie Rotwein. Lara hatte eine Flasche mitgebracht.

„Der Wein reicht nicht an den heran, den wir zuletzt getrunken haben.“

Er zuckte mit den Schultern, stimmte ihr aber stumm zu. Nach dem Essen wechselten sie vom Esszimmer wieder ins Wohnzimmer. Lara nahm in den roten Sessel Platz, er auf dem weißen Sofa. Im Kamin brannte kein Feuer.

„Soll ich Feuer machen?“

„Mir ist nicht nach noch mehr Hitze.“

Er übergang die Bemerkung. Sie sprachen über vieles, nur nicht über ihre Situation. Während sie über den Standort für den geplanten neuen Konzertsaal diskutierten, sah er Lara plötzlich in ihrer Handtasche kramen. Nach dem sie gefunden hatte, wonach sie gesucht hatte, setzte sie sich mit ihrem Smartphone zu ihm auf das Sofa.

„Ich möchte dir Fotos von der Hochzeit meines Sohnes zeigen.“

Hatte das Thema des neuen Kulturzentrums sie nicht interessiert, das Gespräch sie gar gelangweilt? Er war irritiert. Jedenfalls sollte er sich jetzt Bilder der Familienfeier ansehen. Er bekam aber nur einzelne, von Lara ausgesuchte Bilder zu sehen.

„Es ist noch zu früh, als dass ich dir alle Fotos zeigen kann.“

Keines der Bilder ließ ihn vermuten, dass auf der Feier etwas Unangemessenes vorgefallen sein könnte, weswegen er nur einzelne Bilder zu sehen bekam. Was ihn aber mehr bewegte als Laras Zensur, war die Frage, warum er sich die Aufnahmen überhaupt ansehen sollte? Was wollte Lara ihm vermitteln?

Er wandte sich vom Display ab und ihr zu. „Lara. Ganz ehrlich. Ich habe keine Lust auf diese Taktik, auf dein System des Ausweichens und Ablenkens. Es bereitet mir fast schon Unbehagen. Warum umgibst du dich mit einer geheimnisvollen Aura, statt mir Klarheit über dich und dein Leben zu gewähren?“

Eigentlich hatte er von einer ‚undurchsichtigen Rolle‘, statt von einer ‚geheimnisvollen Aura‘ sprechen wollen. „Ist es nicht unfair, dass du vieles von mir weißt, ich von dir aber nur spärliche und teils sogar zensierte Informationen erhalte?“

Nach einem kurzen Moment stand Lara auf, kehrte zu dem roten Sessel zurück und ließ das Smartphone in die Handtasche gleiten. Mit dem roten Kleid war sie mit dem roten Sessel fast eins geworden.

„Kannst du mein Unbehagen verstehen?“

Sie schien ihn ruhig, beinahe gelassen anzusehen. Oder war es gar Gleichmut?

„Es ist zutreffend, dass ich mit Auskünften zu mir zurückhaltend bin.“

Ihre Stimme hatte apathisch geklungen.

„Und warum?“

„Vor gut einem Jahr gab es einen Vorfall, der mich veranlasst, mit Angaben zu meinem Leben vorsichtig zu sein.“

Welch kryptische Erklärung. Er wurde noch ärgerlicher. Oder sollte das eine Art Entschuldigung gewesen sein? Und was hatte er damit zu tun? Warum bewegte sich Lara auf einem Partnerportal, wenn sie in einer scheinbar nicht aufgearbeiteten Geschichte gefangen war? Das alles wollte er sie eigentlich fragen. Er ließ es aber. Nicht einmal die Frage, ob sie sein Unbehagen verstand, hatte sie beantwortet. Und auch ihr Geburtsdatum kannte er weiterhin nicht. Vielleicht hatte Lara gar nicht demnächst Geburtstag und das Sternzeichen Skorpion war genauso unsicher wie ihr tatsächlicher Vorname?

„Kannst du nicht damit leben, nicht zu wissen, wie mein Nachname lautet und wo und wie ich wohne? Genüge ich dir nicht einfach so wie ich dir gegenüber sitze und wie ich bin?“

Die Frage erschütterte ihn. Sollte er Laras Frage raffiniert oder schlichtweg dreist finden? Steckte eine Warnung, gar eine Drohung dahinter? Würde Lara gehen, wenn er nicht antworten würde? Kurz zog er in Erwägung, Lara zu bitten zu gehen und für sich zu klären, ob sie ihm vertraute. Er sprach die Gedanken nicht aus.

„Noch komme ich mit deiner Zurückhaltung zu-
recht. Noch habe ich eine Basis für das Zusammen-
sein mit dir.“ Hatte er ihren Respekt eingebüßt? In
welchem Netz möglicher und fraglicher Wahrheiten
irrte er umher?

8

Er ließ Lara nicht aus den Augen und sie hielt
seinem Blick stand. Plötzlich sah er sie nicken. Wie
vor einer Woche kam sie wieder auf ihn zu. Diesmal
setzte sie die Knie links und rechts von seinen Beinen
auf das Polster, nahm seinen Kopf in beide Hände
und begann, ihre Leidenschaft zu entladen.

Erneut hauchte sie „Du bist ein toller Mann“. Und
dann „Lass uns hochgehen“.

Die schwarzen Strümpfe entpuppten sich als
halterlos. Die Farbe der Wäsche war auf das Rot des
Kleides abgestimmt. Die Perlenkette behielt sie an.

Irgendwann nachts wollte Lara nach Hause und
zog sich das Kleid über. Während er ihr zusah, wie sie
die Dessousteile in der Handtasche verstaute, sagte er
„Lass uns Montag oder Dienstag treffen. Mittwoch
muss ich verreisen. Erst in der Nacht von Freitag auf
Samstag komme ich zurück. Es wäre schade, wenn bis
zu einem Wiedersehen eine ganze Woche verstreichen
würde.“

„Mal sehen.“ Sie sah ihn absichtslos an. „Ich muss zu Hause im Kalender nachsehen.“ Dann ging sie. Er bot ihr erst gar nicht an, sie zu ihrem Wagen zu begleiten. Wie schon zuvor sah er ihr von der Haustür aus nach, bis Sie eins geworden war mit der Dunkelheit.

Samstag. Weder schrieben sie sich Mails oder WhatsApp-Nachrichten noch telefonierten sie.

Sonntag. Nachmittags rief er sie an.

„Wie sieht es mit einem Treffen, morgen oder am Dienstag aus?“

„Darüber kann ich nur kurzfristig entscheiden“, wiederholte Lara ihren Tenor von Freitagnacht. „Und dann bist du ja erst einmal verreist. Mittwoch, Donnerstag und Freitag. Immerhin drei Tage.“

Die Aufzählung der Tage seiner Abwesenheit erschien ihm wie eine Anklage und Revanche.

„Schon seit langem habe ich keinen richtigen Urlaub mehr gemacht“, war Laras nächster Satz.

Was für ein Themenwechsel. „Wieso das denn? Als Lehrerin hast du doch ausreichend Möglichkeiten, um Urlaub zu machen. Und als Gymnasiallehrerin verdienst du doch auch gut.“

Sollte er ihr für ihren bevorstehenden Geburtstag ein Wochenende in einem Wellnesshotel vorschlagen? Oder war die Erwähnung eines überfälligen Urlaubs gar eine Aufforderung gewesen, mit ihr zu

verreisen? Er verwarf beide Überlegungen. Solange er nicht erkennen konnte, dass Lara sich öffnete, sah er keinen Grund, die Vorschläge auszusprechen. Und nach einer weiteren Abfuhr war ihm nicht zumute. Er beendete das Gespräch in der Gewissheit, dass er Lara die kommenden beiden Tage nicht sehen würde.

An keinem der Tage suchte er Kontakt zu ihr. Lara hatte klargemacht, über ein Wiedersehen nur kurzfristig entscheiden zu können. Also sollte sie sich auch kurzfristig melden, war sein Standpunkt.

9

Mittwoch. Der Zug ging früh. Nach Terminen ab Mittag und einer Essenseinladung am Abend betrat er gegen dreiundzwanzig Uhr das Hotelzimmer. Erst da stellte er den Klingelton am Smartphone wieder ein. Auf der Liste entgangener Anrufe waren auch drei von Lara vermerkt, und schon im nächsten Augenblick läutete es. LARA, las er. Er zögerte. Es war nicht nur spät und er müde. Lara hatte auch die beiden von ihm für ein Treffen vorgeschlagenen Tage ohne Nachricht verstreichen lassen. Er wollte aber nicht den Beleidigten mimen und drückte auf das grüne Feld mit dem weißen Hörer. Lara sprudelte sofort los.

„Wo bist du eigentlich? Und warum bist du verreist? Ich dachte, du arbeitest nicht mehr wirklich. Oder bist du gar nicht geschäftlich, sondern privat unterwegs?“

Dass sie sich darüber freuen würde, seine Stimme zu hören, erwähnte Lara so wenig, wie sie nicht danach fragte, wie es ihm ginge. Weder verspürte er Lust noch sah er Veranlassung, ihr den Grund der Reise zu erklären. Dafür hörte er eine innere Stimme, die ihn ermahnte, es nicht zu tun – und dennoch tat er es.

„Was hältst du von einem Wochenendtrip anlässlich deines Geburtstags, oder einem Urlaub in deinen nächsten Ferien?“

„Darüber muss ich nachdenken.“

Die Reaktion überraschte ihn nicht. Der Vorschlag entsprach nicht dem, was Lara wollte, jedenfalls nicht mit ihm.

„Aber was hältst du“, fuhr Lara fort, „von einem Wiedersehen am Samstag, fünfzehn Uhr? Schließlich kommst du am Freitag erst spät nachts nachhause. Ich wäre pünktlich wie immer.“

Damit war alles geregelt. In ihrem Sinn. Seine Fragen, die gestellten und die unausgesprochenen, waren weiterhin offen. Besserung schien nicht in Sicht.

Donnerstag. Nach zwei Terminen den Tag über, einem langen Spaziergang entlang des Flusses, und einem frühen Abendessen alleine, saß er im Dunklen in seinem Hotelzimmer. Lara hatte sich den Tag und auch den Abend über nicht gemeldet. Er sich auch nicht bei ihr. Durch das bodentiefe Fenster schaute er aus dem achten Stock herunter zum Hafen und beobachtete volle und leere Schuten, kraftstrotzende Schlepper und Containerschiffe, groß wie umgelegte Wolkenkratzer. Er liebte den Ausblick auf den Hafen, besonders nachts, wenn die Kaianlagen und Kräne und das Containergebirge gegenüber beleuchtet waren.

Während er dem Treiben zusah, überlegte er, was Lara wirklich wollte, und wo dabei sein Platz wäre. Er wusste es nicht. War die Nacht mit ihm enttäuschend für sie gewesen? Den Eindruck hatte sie nicht gemacht. Und hätte sie dann gestern mehrfach versucht, ihn zu erreichen und übermorgen, Samstag, fünfzehn Uhr, für ein Wiedersehen vorgeschlagen? Ging es ihr vielleicht gar nicht um eine klassische Partnerschaft? Welches Bild hatte Lara von einer Beziehung? Er war ratlos. In drei Tagen, am Sonntag, würden es vier Wochen her sein, seit sie erstmals Kontakt hatten, per Mail.

Abermals schwebten ihm Warnhinweise zu Kontaktaufnahmen über das Internet, mit dem Ziel, Personen und ihre Lebensumstände auszuspähen, durch den Kopf. Er erinnerte sich daran, wie sich Lara bei ihrem ersten Aufenthalt bei ihm umgesehen hatte. Verstohlen, war es ihm damals vorgekommen. Gab es bei ihm Gegenstände, die Lara interessierten? Sie wusste, dass er seit gestern früh verreist war und nicht vor morgen Nacht zurück sein würde. Wenn Lara mit ihm verreist wäre, während Komplizen bei ihm einbrechen würden, hätte sie ein perfektes Alibi. Aber sie zeigte keinerlei Interesse daran, mit ihm zu verreisen. Nein. Lara war keine Betrügerin. Oder wollte er ihr das nicht unterstellen? Für die Rolle der Ganovin erschien ihm Lara als zu gepflegt und verfügte über zu viel Bildung und gute Umgangsformen. Bei den Gedanken wurde ihm klar, wie naiv er war. Trickbetrüger operierten gerade mit Vertrauen stiftenden Auftritten, mit vermeintlicher Seriosität, und Frauen mit Anmut. Was sollte er antworten, wenn die Polizei ihn nach einem Einbruch fragen würde, ob er etwas beobachtet, einen Verdacht hatte? Sollte er erklären, über das Internet eine Frau kennengelernt zu haben, die ihn wiederholt besucht und mit ihm geschlafen hatte, er sich aber nicht sicher sei, wie ihr Vorname lautete, und weder wisse, was ihr Nachname wäre noch wo sie wohnte?

Gut, er hatte Laras Mailadresse. Die war aber vermutlich gefäkt. Und eine Handynummer, die aller Wahrscheinlichkeit nach, eine dubiose Prepaid-Nummer war. Wenigstens könnte er mit ihrer DNA aufwarten. Das Laken, auf dem sie sich geliebt hatten, lag im Wäschekorb.

Er brach die Gedankenspirale ab. Alles Unsinn. Er musste realistisch bleiben und fair. Für keinen seiner Zweifel, keine der Verdächtigungen hatte er auch nur den geringsten Anhaltspunkt. Was wollte Lara also von ihm? Und welche Gründe veranlassten sie, ihre Lebensumstände zu verbergen? Hingen die Dinge zusammen? Oder war Laras Geheimniskrämerei einfach Teil ihrer Persönlichkeit? Anfangs hatte das anziehend auf ihn gewirkt.

Er stand auf und holte sich ein Bier aus der Mini-bar. Mit der Flasche in der Hand stellte er sich dicht an das Fenster. Ob der Tiefe, die vor seinen Fußspitzen abstürzte, spürte er Schwindel. Er musste die Situation andersherum betrachten. Aus Laras Sicht. Welche Art von Beziehung mochte sie suchen? Und was, und welche Rolle erwartete sie von ihm? Den ganzen Menschen oder nur den Mann? Wollte sie statt Offenheit in der Beziehung, eine offene Beziehung? Er fühlte sich wie ein geködertes, ein dressiertes Tier, mal an der kurzen Leine geführt, mal auf Distanz gehalten. Er haderte.

Wieder wurde ihm bewusst, dass Lara vieles von ihm wusste, er aber nicht einmal ihren vollständigen Namen kannte. Wie hatte es nur soweit kommen können? War Laras Wahrheit so abgründig, dass sie nicht darüber sprechen konnte? Laras Geheimnis hatte eine mysteriöse Kraft angenommen.

Oder war alles ganz anders, viel einfacher? War er für Lara einfach ein Mann zum Spaßhaben. Freitag-abends, samstagnachmittags? Ein Mann, für den sie halterlose Strümpfe anzog? Warum nicht? Das wäre auch ein Konzept. Solange die Beteiligten die Regeln kannten, war das in Ordnung. Ihm fiel die Frau ein, die er in einer Kneipe kennengelernt hatte. Sie war in seinem Alter und mit einem deutlich jüngeren Mann unterwegs gewesen. Das Arrangement hatte sie als ihre F-Beziehung bezeichnet, wozu sie sich für Stunden, eine Nacht, das Wochenende trafen. Ihr Sternzeichen sei Skorpion, der Mann unter den Frauen – selbstbewusst, ehrgeizig, leidenschaftlich und gierig – hatte sie ergänzt. Die beiden kannten ihre Regeln. War Laras Sternzeichen tatsächlich doch Skorpion?

Während er weiter hinuntersah, spürte er plötzlich einen inneren Ruck. Er verstand, Laras Regeln nicht mehr kennen zu wollen. Lara begann sich zu entfernen, aufzulösen, so wie jedes Mal, wenn sie sein Haus verlassen hatte.

Seine Leere begann sich mit einer unbestimmten Leichtigkeit zu füllen.

10

Freitagnacht. Auf der Rückfahrt überlegte er, wie er Lara seinen Entschluss, keinen Kontakt mehr mit ihr zu wollen, mitteilen sollte. Das sollte er persönlich tun. Aber wo? Eine Begegnung bei ihm zuhause kam für ihn nicht in Betracht. Bei einem Spaziergang – wie zu Beginn? Er dachte nach und ihm wurde bewusst, dass gar nicht der Spaziergang der Beginn gewesen war, sondern die Partnerplattform. Wäre es folglich nicht konsequent, auf elektronischem Wege Adieu zu sagen?

Während er die Vibrationen des durch die Nacht rasenden Zuges spürte, wurde ihm klar, dass es nur ein Abschied, aber keine Trennung sein würde. Einer Trennung hätte eine Beziehung vorausgehen müssen. Laras Gedichtzeilen fiel ihm ein. Vielleicht war ihr Faible für das Gedicht das einzig Wahrhaftige, das sie zu sich selbst je preisgegeben hatte. Nicht exklusiv für ihn, wie die Mitteilung, dass ihr echter Name Lara wäre, sondern für Jedermann, der ihr Profil las.

Er formulierte Abschiedsworte und schickte sie ab. Nie mehr hörte er etwas von Lara, alias Rita.

Die Mailadresse, die er für Kontakte, die sich aus der Partnerbörse ergeben sollten, eingerichtet hatte und Laras Handynummer löschte er bald darauf.

E N D E

24. Februar 2022

Der private Krieg des Herrn P.

(Verfasst am 27. Februar 2022)

Mittwoch, 23. Februar 2022. In den Kulturnachrichten höre ich den Hinweis auf ein Jazzkonzert, übermorgen, Freitag. Ich überlege, Eva vorzuschlagen hinzugehen, um nach den Einschränkungen durch Corona endlich mal wieder Vibes live zu spüren.

Ab dem nächsten Morgen, Donnerstag, 24. Februar, beherrscht nur noch ein Thema die Nachrichten: Seit den Morgenstunden wird die Ukraine angegriffen. Die Panzer des Herrn P. rollen Richtung Kiew. Flugzeuge, Hubschrauber, Schiffskanonen tun ein Übriges. Raketen und Bomben bereiten das Terrain. Wofür? Ich fasse es nicht. Geht eine Epoche, wie Europa sie in über zweitausend Jahren seit 1945 noch nie erlebt hat, zu Ende? Über fünfundsiebzig Jahre Frieden, und westlich des Eisernen Vorhangs Freiheit für Gedanken und Begegnung. Ich habe immer geglaubt, zur ersten Generation zu gehören, die nicht nur in Frieden und Freiheit lebt, sondern alt wird. Jetzt kann ich nur noch hoffen.

Wie weit werden die Panzer rollen? Über die West- und Südgrenzen der Ukraine hinaus? Wie einst nach Ungarn und in die Tschechoslowakei hinein und durch die DDR?

Die Lage ist ernst und die Welt sieht zu. Was soll sie auch sonst tun? Die Sorgen sitzen mir tief. Ich bemühe mich um Normalität. Das Jazzkonzert fällt mir ein. Eva stimmt zu. Obwohl ich glaube, dass auf Grund der Invasion nur wenige Besucher kommen werden, reserviere ich Karten. Freitagabend gehen wir bei Schneefall auf den Eingang des Jazzclubs zu. Einige Personen stehen davor. Ich frage, ob noch geschlossen sei? Nein, wir schnappen nur frische Luft, antwortet jemand und bläst Zigarettenrauch aus.

Über zwei Treppen gehen wir hinunter. Wir müssen weit unter der Erdoberfläche sein. Die Luft ist schlecht. Wir laufen durch einen weiß getünchten Gewölbegang. Die Decke erscheint niedrig. Ich denke an die Nachrichtenbilder aus Kiew: U-Bahnstationen, Menschen hocken auf dem Boden, Schutz suchend vor dem, was oben passiert, was von oben kommt. Der Weg durch den Stollen bedrückt mich. War es eine gute Idee gewesen, hierher zu kommen?

Am Einlass zum Jazzclub Prüfung der 2G-Regeln. Wir gehen auf unsere Plätze. Der Raum füllt sich, bis klar wird, dass die Vorstellung ausverkauft ist. Am Nebentisch hören wir ein Sprachengewirr. Italienisch, Englisch, Deutsch, eine weitere Sprache, die wir nicht erkennen. Wie gut das tut, nach der langen Zeit der Bewegungseinschränkungen durch Covid.

Mir fällt ein, dass wir viele Meter unter der Erde sind. Wurden die Räume einst zum Schutz genutzt? Das Gebäude hat zwei Weltkriege miterlebt und überstanden. Ich verdränge die Bilder aus Kiew.

Das Sextet kommt auf die Bühne. Eine Frau, fünf Männer. Fünf Mal schwarze Kleidung. Allein der Namensgeber des Sextetts trägt Weiß. Das Sextet beginnt zu spielen, das Publikum geht mit. Der in Weiß steht ein Schritt vor denen in Schwarz. Den Namen der Frau erwähnt er beim dritten Lied. Sie hat es komponiert. Fast alle anderen Songs hat er selbst geschrieben und wird nicht müde, es jedes Mal zu betonen. Bald ist klar, dass auf der Bühne nur einer das Sagen hat. Der in Weiß. Paradeweiß, drängt sich mir auf. Gegen Ende des Abends stellt er die anderen Musiker lustlos vor. Ich frage mich, ob die Mitspieler ihre Zurücksetzung als Preis für ihren Platz auf der Bühne erdulden?

Meine Gedanken driften ab zu dem überlangen Tisch in Moskau, der auch zu einer Bühne geworden ist – zur Bühne medialer Machtdemonstration. Auch dort hat nur einer das Sagen. Dafür hat er die Verfassung gebeugt und ist seither übermächtig. Diejenigen, die geholfen haben, die Gesetze zum Schutz der Demokratie auszuhebeln, sitzen seither nur noch am Ende des Tisches. Und zu welchem Preis?

Ich frage mich, ob Demokratie tatsächlich noch immer eine so empfindliche Pflanze ist, deren Früchte nur all zu leicht zu stehlen sind, selbst dort, wo Rechtsstaatlichkeit seit über 230 Jahren als gefestigt gewöhnt wird? Verblendet Macht und löst Allmachtsphantasien aus? Auch auf der anderen Seite der Erde schickt sich ein Potentat an, den Mythos von Unfehlbarkeit, Unersetzlichkeit und Unsterblichkeit an sich zu reißen. Der Rest der Welt sieht auch dabei zu, machtlos wie eh und je und dank Internet in Echtzeit.

Die Bühne im Jazzclub rückt wieder in meinen Fokus und ich denke, dass sich Un-Demokratie nicht nur auf den Bühnen der Weltmächte inszeniert.

Zweiundzwanziguhrdreißig. Der Frontman in Paradeweiß verlässt die Bühne. Die in Schwarz folgen ihm.

Eva und ich machen uns auf den Heimweg. Es hat aufgehört zu schneien.

Fast drei Jahre später:

Der Krieg in der Ukraine dauert an und hat die Gesellschaft gespalten. Neue Parteien, die sich „neue Kräfte“ nennen, bedienen diffuse Sehnsüchte und dienen Autokraten. Die Medien nennen sie Parteien der Ränder. In Landtagswahlen im Herbst 2024 erzielten sie jeweils zusammen über vierzig Prozent. Das sind keine Ränder. Das ist unverhüllte Bedrohung. Vor der Mitgliedschaft bei der einen Partei steht die Gesinnungsprüfung eines strammen Korpsgeists. Demokratisches Denken ist hinderlich.

Möchte die Wählerschaft dieser Parteien auf Frieden und Prosperität dank europäischer Union und auf Freiheit durch Bündnisschutz verzichten? Haben die Jüngeren unter ihnen vergessen, dass Stacheldraht und Schießbefehl ihre Eltern und Großeltern um ihre Freiheit beraubt – und die Älteren, wie die Panzer des einstigen großen Bruders durch ihre Dörfer und Städte gerollt sind und auch Bruderstaaten niedergewalzt haben?

Die Bundestagswahl einen Tag vor dem dritten Jahrestag des Überfalls auf die Ukraine wird zeigen, wo das Land steht. Ab welchem Punkt wandern die klugen Köpfe aus, zieht die Wirtschaft ab? Knicken erst die Immobilienpreise ein oder geht zuerst die Freiheit für Gedanken und Begegnung verloren?

Noch sind es Sorgen. Wann geht die Angst um?

Landzunge

1

Die Maschine befand sich im Sinkflug, als die Stewardess ihn ansprach.

„Herr Seemann. Nach der Landung erwartet Sie ein Kollege an der Vordertür und holt Sie ab.“

Der Mitarbeiter der Airline begrüßte ihn, hielt seitlich die Tür der Brücke auf und begleitete ihn die Treppe zum Vorfeld hinunter. Dort stand eine Limousine, die ihn zum Bereich für den Allgemeinen Luftverkehr, zu den Privatflugzeugen brachte. Der Wagen hielt neben einem weißen Hubschrauber an. Auf der Tür des Helikopters erkannte Moritz ein dezent angebrachtes Wappen mit einer Krone darüber. Beides war auch in den Briefbogen geprägt gewesen, der vor einem Monat in seinem Büro eingegangen war. Es war die Anfrage für den heutigen Termin gewesen.

So reiste man also dieser Tage standesgemäß, dachte er. Der Pilot bat ihn, schräg hinter ihm Platz zu nehmen und sich anzuschnallen. Die Innenausstattung war ebenfalls weiß. Moritz spürte das feine Leder der Sitzbank. Er hatte schon so manch illustre Anreise zu exzentrischen Bauherren erlebt. Aber diese war fraglos eine Klasse für sich.

Er machte es sich bequem und dachte daran, wie vor rund dreißig Jahren alles angefangen hatte. Nach dem Architekturstudium hatte er es gerademal ein halbes Jahr als angestellter Architekt ausgehalten – und sich anschließend selbständig gemacht. Das Wagnis hatte sich gelohnt. Sein Architekturbüro gehörte heute zu den ersten Adressen für Großprojekte – Flughäfen, Hotelkomplexe, Bürotürme, Businessparks. Seine Entwürfe wurden in Europa, dem Nahen und Mittleren Osten und in Asien realisiert. Erst kürzlich hatte er eine Niederlassung in Abu Dhabi eröffnet. Und nie hat er Teilhaber in die Firma aufgenommen, wollte immer Herr der Lage bleiben. Zu viele solcher Partnerschaften hatte er im Streit untergehen sehen. Anlässlich seines bevorstehenden fünfundfünfzigsten Geburtstags würde eine Retrospektive seines bisherigen Schaffens in einem renommierten Architekturmagazin erscheinen. In der wenigen Zeit, in der er nicht arbeitete – wie er diese Unterscheidung verabscheute, sein Beruf war ihm nie Arbeit – spielte er Golf. Mit den beiden immer selben Freunden ging er über den Platz. Gedanken an eine eigene Familie und Avancen für Beziehungen ging er seit Jahren aus dem Weg.

Heute zur Abwechslung also mal kein Großprojekt, sann er, sondern eine Planungsanfrage für ein Privatrefugium der Extraklasse.

Er sah hinunter zum tiefblauen Meer und beobachtete Segelyachten auf ihrem Kurs. Eine Fürstenfamilie wollte auf einer Landzunge eine zeitgemäße Sommerresidenz errichten. Eine Ann-Sophie war in dem Schreiben als Kontaktperson vor Ort genannt gewesen. Sie würde ihn herumführen und mit allen erforderlichen Informationen versorgen.

Nach vierzig Minuten setzte der Hubschrauber in freiem Gelände auf. Abseits sah er eine Frau neben einem Geländewagen stehen. Das musste besagte Ann-Sophie sein.

„Willkommen. Ann-Sophie“, stellte sich die Frau vor. „Vielen Dank, dass Sie den Termin einrichten konnten.“

„Moritz“, antwortete er, und ließ den Seemann weg. „Und gerne.“ Ann-Sophie war jünger als er erwartet hatte. Vielleicht Mitte dreißig? Sie schien sich viel an der Luft aufzuhalten, stellte er fest. Ihr Teint war dunkel. Drei Stunden lang, fuhr sie ihn auf der Landzunge umher, während derer er sich die Erwartungen an die Planung anhörte. Ann-Sophie war bestens instruiert und verstand es, ihm die Wünsche der Fürstenfamilie plastisch zu vermitteln. Sie sprach selbstbewusst, fast schon resolut und sah ihn wiederkehrend mit prüfendem Blick an, so als ob sie sich vergewissern wollte, dass er auch alles verstand.

Anschließend stiegen sie in den Hubschrauber und nahmen die Topographie des Areals in Augenschein. Am späten Nachmittag hatte er die Planung im Kopf. Es würde sein Meisterstück werden. Bevor er sich aber an die Details machen würde, musste er mit den künftigen Nutzern dieses Hideaways sprechen. Ohne deren Erwartungen von ihnen persönlich erfahren zu haben, wäre jeder Strich sinnlos. Den Zugang zur Familie würde er über Ann-Sophie bekommen. Er musste aber vorsichtig sein, um ihr nicht das Gefühl zu vermitteln, sie umgehen zu wollen.

„Mit wem sind die Pläne abzustimmen?“

„Sie können alle Fragen mit mir besprechen und mir die Pläne zur Freigabe vorlegen. Mehr ist nicht erforderlich.“

„Und die Fürstenfamilie. Möchte sie über ihren künftigen Sommersitz nicht mitentscheiden?“

Ann-Sophie legte Moritz eine Hand auf den Arm. „Ich bin die Fürstin.“

Augenblicklich spürte er Wut in sich aufsteigen. Zum ersten Mal hatte er darauf verzichtet, Erkundigungen über einen potentiellen Bauherrn einzuziehen. Eine Bauherrin, korrigierte er seine Gedanken. Das tat er sonst immer. Bei privaten Auftraggebern war er besonders vorsichtig. Die waren oft kapriziös und wankelmütig in ihren Vorstellungen.

Und sie wurden ärgerlich, wenn ihre spontanen Änderungswünsche zu Verzögerungen und Kostensteigerungen führten. Für Pfaue hatte er keine Zeit. Für das Gespräch mit der genannten Ann-Sophie waren ihm Erkundigungen nicht nötig erschienen, da er den Termin mit einer Zwischenlandung auf dem Weg nach Abu Dhabi verbinden konnte. Er hatte nicht nur eine seiner Grundregeln gebrochen, sondern sich auch blamiert.

„Verzeihen Sie. Ich hätte mich besser vorbereiten müssen. Wie ist die richtige Anrede für Sie?“

„Einfach weiterhin Ann-Sophie. Darf ich damit rechnen, dass Sie den Auftrag übernehmen?“

„Wie sieht Ihr Zeitplan aus?“

„Von mir aus kann es sofort losgehen.“

Er hatte es geahnt. Die Fürstin, das Ann-Sophie erschien ihm auf einmal unpassend, war eine entscheidungsfreudige Macherin.

„Geben Sie mir ein paar Tage. Jetzt, da ich die Dimension Ihrer Überlegungen kenne, kann ich prüfen, wie sich das Vorhaben mit den anderen Projekten vereinbaren lässt.“

Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass es an der Zeit war, sich auf den Weg zum Weiterflug zu machen. Wie verabschiedet man sich von einer Fürstin? Er erinnerte sich nur, gelernt zu haben, dass ein Handkuss unter freiem Himmel unschicklich sei.

Kaum gewann der Helikopter an Höhe, blickte er zu dem sicherlich hundert Hektar großen und von drei Seiten von Meer umspülten Gelände herunter. Er sah die Fürstin winken.

2

Noch nie war ihm ein ähnlicher Auftrag angetragen worden. Das Projekt würde eine Herkulesaufgabe sein und zugleich eine reizvolle Herausforderung. Auch finanziell wäre das Vorhaben lukrativ. Aber etwas hatte ihn zögern lassen, der Fürstin sofort zuzusagen.

Während er im Flughafenterminal auf den Weiterflug wartete, lud er Berichte zu dem Fürstenhaus und ein Portrait der Fürstin Ann-Sophia auf den Laptop. Es waren nicht viele Informationen, die er fand. Man achtete auf Diskretion, konstatierte er. Kaum hatte der A380 abgehoben, begann er das Wenige durchzugehen. Er las, dass die beiden Brüder der Fürstin bei einem Segelunfall ums Leben gekommen und die Eltern vor einigen Jahren kurz hintereinander gestorben waren. Und die Fürstin selbst: Sie war siebenunddreißig. Wo und wie sie lebte, ob sie Familie hatte und einen Beruf ausübte, war nicht ersichtlich. Sein einziger Anhaltspunkt zu einem möglichen Wohnort war die Anfrage für den heutigen Termin.

Die war aus London gekommen. Wohnte die Fürstin in Großbritannien? Durch den Tod der Eltern und Brüder war sie zur Alleinerbin eines offenbar sagenhaften Vermögens geworden. Das war alles. Kein Klatsch über extravagante Hobbies, kein Prahlén mit wohlütigem Engagement.

Während der Gespräche war er ganz auf ihre Ausführungen konzentriert gewesen. Jetzt wandte er sich den wenigen Fotos zu und meinte, dass die Fürstin ihn an jemanden erinnerte. Ihm fiel aber nicht ein, an wen. Auf den Bildern waren ihre dunklen gewellten Haare immer nach hinten gekämmt oder hochgesteckt. Und immer lagen das gleiche Lächeln und ein zarter Glanz auf ihren Lippen. Das war auch heute so gewesen. Ihr scharfer Blick verlieh ihr einen leicht distanzierten Ausdruck.

Er überdachte die Gespräche während sie durch das Gelände gestreift waren, ihre präzise Ausdrucksweise, die selbstbewussten Gesten und ihre sicheren Bewegungen in dem teils unwegsamen Gelände. Und da wusste er, an wen die Fürstin ihn erinnerte. An Katharine Hepburn. Szenen des Films *The African Queen*, in dem Katharine Hepburn die weibliche Hauptrolle gespielt hatte, stiegen vor ihm auf. Seine Gedanken begannen zu kreiseln und plötzlich flatterten seine Gefühle. Er erkannte ihn wieder, diesen wandernden Zustand.

Seit Dagmar hat er ihn immer von sich ferngehalten. Dagmar. Seine erste große Liebe. Und die einzige. Er wusste, die Verletzung hatten ihn nie wirklich losgelassen. Dagmar war aus der DDR geflüchtet, ohne ihm je verraten zu haben, wie. Sie hatte vor Erlebnishunger nur so gesprüht und war gleich mit ihm zusammengezogen, kaum dass sie sich im Studium kennengelernt hatten. Sie hatte schnell gelernt und als sie begriffen hatte, wo es langging, war alles genauso schnell vorbei gewesen. Über Nacht hatte sie ihn für Heinz sitzengelassen, beeindruckt von dem Cabrio, dessen familiärer Herkunft und dem Familienanwesen in Südspanien. Glück hat ihr das nicht gebracht. Die Ehe war bald gescheitert.

Viele Jahre hatte er damit gekämpft, das alles hinter sich zu lassen. Nach Dagmar war das Gefühl noch ein paar Mal wieder aufgeschwellt. Er hatte es dann jedes Mal im Keim erstickt, und irgendwann hatte er geglaubt, fortan immun dagegen zu sein. Jetzt war es zurück. Während der Begehung auf der Landzunge war es ihm nicht aufgefallen, aber nun breitete sich das Gefühl in ihm aus. Das konnte er in keinem Fall zulassen – und verstand jetzt seinen Widerstand gegen den Auftrag. Er musste absagen, um dem Spuk ein Ende zu setzen. Das Projekt würde Unruhe in sein Leben bringen und das konnte er nicht brauchen.

Nachdem er aus Abu Dhabi zurück war, bat er Mischa, seinen Büroleiter, der Fürstin in seinem Namen abzusagen. Ihre Antwort kam prompt. Sie bedankte sich für die inspirierenden Stunden mit ihm und schloss die Nachricht mit dem Hinweis ab, dass ihr jetzt nichts Anderes übrigbliebe, als ein Architekturbüro aus der Schweiz mit dem Vorhaben zu beauftragen. Moritz wusste, welches Büro die Fürstin meinte. Für so einen Auftrag kam in der Schweiz nur eines in Betracht. Nachdem er die Mail zweimal gelesen hatte und beide Male an den ‚inspirierenden Stunden‘ hängengeblieben war, fühlte er sich in seiner Ehre als Stararchitekt und als Mann betrogen. Er hatte es aber nicht anders gewollt. Er wollte sich nicht nochmals in einem ihm fremden Terrain verirren und sich abermals so hilflos fühlen wie nach Dagmar.

In den folgenden Wochen raufte er sich immer wieder die Haare und fragte sich, wie das hatte passieren können? Mehrmals geschah es, dass er erst auf der Fahrt ins Büro beim Blick in den Rückspiegel bemerkte, vergessen zu haben, sich zu rasieren. Es schmeckte ihm nichts mehr. Er bekam mit, dass die Mitarbeiter munkelten, er mache eine späte Midlife-Krise durch.

„Moritz“, hörte er Mischa eines Tages rufen, „da ist wieder diese Ann-Sophie an Telefon. Du weißt schon, die mit der Sommerresidenz auf der Landzunge.“

Es war fast Mittag und Moritz sah in die fahle Februarsonne.

„Wieso wieder?“

„Vor einigen Tagen hat sie schon einmal angerufen, wollte aber nicht, dass ich etwas ausrichte. Sie wollte es selbst nochmals versuchen. Ich stell sie dir durch.“

Moritz war überrascht. Zugleich widerstrebte ihm der Anruf. Seit der Ortbesichtigung war ein halbes Jahr vergangen und er hatte inzwischen das Gefühl, seine Gefühle wieder im Griff zu haben. Hatte die Fürstin ein neues Projekt? Bei dem Gedanken fiel ihm die Frage ein, die ihn nach dem Tag auf der Landzunge bewegt hatte. Wozu benötigte eine einzelne Person eine Sommerresidenz in dem geschilderten Ausmaß? Aber gut, er musste nicht alles verstehen, hatte er sich selbst geantwortet. Was wollte sie jetzt?

„Hallo. Hier Moritz.“

„Guten Morgen. Hier Ann-Sophie. Ich hoffe, nicht zu stören. Ich mache es kurz. Nächste Woche Dienstag komme ich für die Joaquín Sorolla-Ausstellung zu euch rüber und möchte einen gemeinsamen Besuch vorschlagen, mit anschließendem Abendessen, zu dem ich als Wiedergutmachung für den nicht in

Rechnung gestellten Aufwand im letzten Sommer einlade.“

Was für ein Einstieg. In einem einzigen Satz war alles gesagt. Nein. Festgelegt. Die Fürstin hatte nicht den geringsten Raum für eine Abstimmung zugelassen. In Windeseile überdachte er die Logik des Vorschlags. Außer einige Stunden an Zeit in schöner Natur hatte ihn der Termin nichts gekostet. Außerdem interessierte ihn solche Projekte immer und die Gesellschaft der Fürstin war sehr angenehm gewesen. Und für den Hubschrauber und den Geländewagen hatte sie selbst gesorgt. Die Einladung war also gar nicht nötig. Und sie hatte Abendessen gesagt, nicht einfach Essen, wie ein Lunch. Was wollte die Fürstin also wirklich? Er klickte den Kalender auf. Wie hatte sie das gedeichselt? Der Dienstagnachmittag und Abend war das einzig freie Zeitfenster in der kommenden Woche.

Obwohl die Nummer in der Anruferliste gespeichert sein würde, schrieb er sie aus alter Gewohnheit vom Display ab.

„Moritz?“, hörte er ihre Stimme.

„Ja. Kann ich Sie irgendwo abholen?“

„Danke. Nicht nötig. Um sechzehn Uhr werde ich mit Eintrittskarten im Foyer des Museums warten. Ich freue mich.“

„Ich mich auch. Bis Dienstag.“ Er legte auf und spürte ein leichtes Zittern. Beim Klang ihre Stimme hatte er wieder das Flackern im Bauch gespürt. Ein Gefühl von Verlorenheit überfiel ihn. Zugleich fühlte er sich von einer unsichtbaren Kraft bemächtigt.

4

Vor sechszehn Uhr ging er auf die Eingangshalle des Museums zu. Er wollte vor ihr da sein, wollte nicht, dass sie alleine warten und umherstehen musste. Als er eintrat erwartete sie ihn bereits und winkte mit Eintrittskarten. Während er auf sie zuinging, fragte er sich nochmals: Was will sie?

Zur Begrüßung reichte sie ihm die Hand und er spürte wieder den festen Händedruck.

„Schön, dass es klappt. Ich habe mir erlaubt, uns eine Führung, nur für uns zwei, zu organisieren. Die Kunsthistorikerin erwartet uns am Eingang zum ersten Saal. Und noch etwas. Zu Ann-Sophie gehört bitte ein du. Ich hoffe es passt, wenn wir uns duzen?“

Power ohne Ende, immer einen Schritt voraus, und aufregend schön, rauschte es in seinem Kopf. Er spürte das Flattern.

„Auch zu Moritz gehört ein du.“

Noch immer hielt sie seine Hand. Er beugte sich zu ihr, und gab ihr auf jede Wange einen Kuss. Ihm schien, als habe sie darauf gewartet.

Nur mit Mühe gelang es ihm, sich auf die Erläuterungen der Kunstexpertin zu konzentrieren. Dennoch bewunderte er die lichtdurchfluteten Bilder Sorollas. Beim ‚Spaziergang am Meer‘ blieb er länger stehen und sah Ann-Sophie in dem Gemälde – an einem der abgelegenen Strände ihrer Landzunge.

Nach dem Besuch der Ausstellung nahmen sie ein Taxi zu ihrem Hotel, in dessen Sterne-Restaurant ein Tisch für sie reserviert war. Während Ann-Sophie sich kurz auf ihr Zimmer verabschiedete, ging er an die Bar und trank ein Bier. Eine viertel Stunde später spürte er eine Hand auf seinem Arm. Er kannte Ann-Sophie inzwischen gut genug, um zu wissen, dass diese Geste eine Mitteilung war. Er deutete ihr an, voranzugehen. Jetzt trug sie nicht mehr den Hosenanzug, sondern ein schwarzes Etui-Kleid. Er fand es atemberaubend, ihr zu folgen. Im Restaurant wurden sie an einen ruhigen Tisch geführt, den Ann-Sophie offensichtlich expliziert ausgewählt hatte. Der Tisch war über Eck gedeckt, was ihm besser gefiel, als einander gegenüber zu sitzen. Nach dem sie bestellt und eine Weile über dies und das geplaudert hatten, wollte er seinen gekränkten Stolz trösten.

„Und. Wie kommst du mit der Projektierung für deine Sommerresidenz voran? Gefallen dir die Pläne der Kollegen?“

„Oh. Das habe ich dir ja noch gar nicht erzählt. Nachdem du mir abgesagt hattest, kam ich ins Grübeln. Ich fragte mich, was ich eigentlich mit so einer Residenz machen soll. Mir fiel auf, dass ich dabei war, blind einem Plan zu folgen, der nicht meiner war. Das Vorhaben war immer eine Vision meines Vaters und meiner Brüder gewesen. Mein Vater unterhielt eine über fünfzig Meter lange Yacht und meine Brüder segelten Rennmaschinen, wie ich ihre Trimarane nannte. Der Hafen, über den wir ja auch gesprochen hatten, sollte die Flotte aufnehmen und die Werft die Boote warten. Aber diese Pläne waren ja längst hinfällig. Ich bin dir so dankbar. Viele deiner Fragen und Anmerkungen während des Rundgangs haben mich zum Nachdenken gebracht und deine Absage hat mich vor einer Dummheit bewahrt. Das Büro in der Schweiz habe ich nie angerufen.“

Moritz war überrascht und fühlte sich geschmeichelt. „Und was wird jetzt aus dem Areal?“

„Ich denke daran, einen Teil für den Bau eines Ferienressorts an einen Hotelkonzern zu verpachten. Gespräche laufen.“

Die Landspitze behalte ich aber, um dort ein schnuckeliges Sommerareal für mich zu schaffen. Einzelheiten habe ich mir noch nicht überlegt.“

„Mit dir hier zu sitzen, freut mich sehr“, wechselte er das Thema. „Dein Anruf war eine wirkliche Überraschung. Aber du weißt selbst, dass eine Einladung in dieses Restaurant, quasi als Wiedergutmachung für den nicht in Rechnung gestellten Aufwand im letzten Sommer, wie du es genannt hattest, nicht nötig ist. Was ist der tatsächliche Anlass für deine Einladung?“ Er sah sie an, sah ihre tiefblauen Augen und ein Meer an Lichtreflexen ihrer Ohrringe. Wieder spürte er ihre Hand sich auf seinen Arm legen.

„Wenn du mit einem Namen wie dem meinem lebst, musst du das Leben in die Hand nehmen und Entscheidungen treffen. Sonst passiert nie etwas. Nachdem du abgesagt hattest und ich erkannt hatte, einer Fata Morgana nachgelaufen zu sein, wurde mir klar, seit Jahren mit keinem Mann mehr ein so aufrichtiges Gespräch geführt zu haben, wie mit dir. Die meisten Männer knicken bei Frauen wie mir ein. Die einen machen idiotische Witze über mein Vermögen, die anderen verhalten sich dämlich devot. Du bist souverän geblieben. Dass du charmant und gutaussehend bist, brauche ich dir nicht zu sagen.

Verzeihe mir, wenn ich dir jetzt auch noch gestehe, dass ich ausfindig hatte machen lassen, ob du gebunden warst. In keinen Fall hätte ich versucht, mich in eine Beziehung zu drängen. Mit gemischten Gefühlen habe ich die Nachricht aufgenommen, dass du ein eiserner Single bist. Die zweite Nachricht, wonach du ein Workaholic bist, hatte mich dagegen ernsthaft zögern lassen. Gegen Besessenheit ist schwer anzukommen. Aber schließlich dachte ich mir, nichts zu verlieren zu haben und habe dich angerufen. Du siehst, ich nehme die Dinge des Lebens in die Hand.“

Weiterhin spürte er ihre Hand auf seinem Arm.

„Was soll ich sagen. Mir ist es ähnlich ergangen. Meine Gefühle nach unseren Gesprächen waren der tatsächliche und tatsächlich der einzige Grund, für meine Absage. Ich habe Zeit gebraucht, um über unsere Begegnung hinwegzukommen. Als eiserner Junggeselle verfüge ich zwar über Verdrängungsmechanismen. Bei dir ist es mir aber schwergefallen. Irgendwann fand ich dann in ruhige Fahrwasser zurück.“

„‘um über unsere Begegnung hinwegzukommen‘. Kannst du nicht einfach sagen: über dich. Also über mich?“

„Ja. Über dich. Es hat gedauert.“

„Dann gibst du uns keine Chance?“

Er zuckte mit den Schultern. „Du lebst in einer Welt, die nicht meine ist, und umgekehrt.“

„Jetzt verfällst du in ein Jammertal, das deiner unwürdig ist. Du bist ein gefeierter Architekt und wiederkehrend in den Medien präsent. Mit nichts dergleichen kam ich aufweisen. Meine einzige Aufgabe besteht darin, das seit Jahrhunderten im Besitz meiner Familie befindliche Vermögen zu verwalten und es eines Tages weiterzureichen. Dabei weiß ich nicht einmal, an wen. Und in der Öffentlichkeit bin ich ein fast unbeschriebenes Blatt – was gut so ist.“

Er nickte und stimmte ihr stumm zu.

„Ich glaube“, hörte er Ann-Sophie in seine Gedanken hinein sagen, „für mich ist es an der Zeit, zu Bett zu gehen. Mein Rückflug geht morgen sehr früh. In jedem Fall ist es schön, dich heute wiedergesehen zu haben. Mal sehen, ob sich unsere Wege nochmals kreuzen.“ Sie rückte den Stuhl zurück.

Vor der offenen Aufzugtür legte sie einen Arm um seinen Nacken und gab ihm einen langen Kuss auf die Wange. Dann stieg sie ein und entschwand seinem Blick.

Benommen von der Offenheit des Abends und ihrem Kuss fuhr er durch die Nacht nachhause.

Am nächsten Morgen setzte er sich noch zuhause hin und schrieb Ann-Sophie eine Mail.

Er bedankte sich für den Ausstellungsbesuch, die Überraschung mit der professionellen Führung.

Er lobte das exzellente Essen und den hervorragenden Wein, den sie ausgewählt hatte. Dann erwähnte er nochmals, wie großzügig es von ihr gewesen sei, ihn unnötigerweise in das Sterne-Restaurant eingeladen zu haben, und den diskreten Tisch, den sie extra ausgewählt hatte. Er führte jede Einzelheit auf, um seinem Dank Gewicht zu verleihen. Schließlich überlegte er, wie er enden sollte. Sollte er ein mögliches Wiedersehen erwähnen? Er speicherte die Mail unter ‚Entwürfe‘ ab.

Als er abends heimkam, tippte er: Nun habe einen schönen Abend. Herzliche Grüße, Moritz. Das ‚und schlaf gut‘, löschte er, bevor er die Mail abschickte.

5

Die Spätsommersonne schein in das Flughafengebäude hinein, als er Richtung Ausgang lief und ihm jemand auf die Schulter tippte. Cornelia. Er freute sich, sie so zufällig zu treffen. Sie kannten sich seit Studentagen und waren noch immer gut befreundet. Cornelia hatte Betriebswirtschaft studiert, war Wirtschaftsprüferin geworden und betreute heute als Partnerin einer internationalen Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Großkonzerne.

Cornelia war geschieden, drei Mal. Sie kokettierte mit ihrem Motto, lieber zu heiraten und sich wieder scheiden zu lassen, als wie ne' olle Jungfer unbe-mannt durchs Leben zu stolpern. Warum Cornelia immer gleich heiraten musste, hatte er nie verstanden. Sie fand jedenfalls, dass das dazugehörte. Ihr vierter und vorläufig letzter Mann war deutlich älter gewesen und bald gestorben. Er hatte ihr ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Moritz wusste, dass Cornelia nicht mehr arbeiten müsste. Er wusste aber auch, dass es ihr wichtig war, wichtig zu sein. Also turnte Cornelia weiter auf den Vorstandsetagen ihrer Mandanten umher. Noch immer sah sie jugendlich aus, mit den Sommersprossen, die auf ihrem Gesicht zu tanzen schienen. Nie hatte es Begehrlichkeiten zwischen ihnen gegeben. Sie verstanden sich gut und er wusste, was sie aneinander hatten.

„Mann, du siehst mitgenommen aus. Solltest mal Urlaub machen. Richtig ausspannen. Ich hab's auch nötig.“

Heute Morgen, vor dem Spiegel, hatte er noch gefunden, ganz passabel auszusehen. Aber Cornelia hatte vermutlich recht. Sein letzter Urlaub lag über ein Jahr zurück.

„Lass' zusammen in den Süden abhauen, in die Wärme.“

Noch etwas Spätsommersonne tanken. Golfspielen und Tagesausflüge mit einem Mietwagen machen“, schlug Cornelia ihm vor. Sie spielte besser Golf als er. Das wäre eine echte Challenge.

„Eine gute Idee. Ich ruf dich an.“ Aber schon während er das sagte wusste er, dass er sie nicht anrufen würde. Jedenfalls nicht, um einen Urlaub abzustimmen. Nachdem er drei Tage nicht angerufen hatte, erwischte sie ihn auf dem Handy.

„Zick nich’ rum. Lass’ abhauen. Du hast n’ Tapeetenwechsel bitter nötig,“ überrumpelte sie ihn, kaum hatte er das Gespräch angenommen.

Vielleicht hatte sie recht? „Aber nur eine Woche. Mehr ist nicht drin.“

Cornelia schlug ein Hotel vor und bot an, alles zu buchen. Kaum hatte er aufgelegt, überlegte er, ob er so eine Reise Ann-Sophie hätte vorschlagen sollen? Seit seiner Dankesmail nach ihrer Einladung in die Ausstellung und zum Abendessen hatten sie keinen Kontakt mehr gehabt. Warum auch, hätten sie das tun sollen? Ann-Sophie hatte sich ihm weit geöffnet und er war nicht darauf eingegangen. Stattdessen hatte er nach dem Wiedersehen abermals Wochen gebraucht, um Ann-Sophie aus seinen Gedanken zu verbannen. Und dass Ann-Sophie keinen neuerlichen Vorstoß unternahm und sich nicht anbot, verstand er nur zu gut.

Es war schon richtig, mit Cornelia zu verreisen. Das würde eine unbedenkliche Woche werden, motivierte er sich.

6

Sie landeten nachmittags. Nach einer Stunde Autofahrt erreichten sie mit dem Leihwagen die Zufahrt auf die Landzunge, an deren Ende das Hotel lag. Die Auffahrt war gesäumt von mächtigen buntfleckigen Platanen. Das Erdreich um die Stämme glühte in der Abendsonne laviert. Moritz fuhr im Schrittempo und sah die Sonne wie einen Feuerball über dem Meer stehen.

„Was für ein Ausblick. Das wird ein grandioser Sonnenuntergang. Sieh nur!“

„Das Schauspiel wirst du die kommende Woche jeden Abend erleben. Unter anderem dafür, hab' ich dich hierher gelotst.“

Fünf Minuten später betraten sie die Halle des schlossartig anmutenden Hotels. Es war der Beginn der Abendessenszeit. Gäste waren auf dem Weg ins Restaurant und ihm fiel auf, wie elegant sie gekleidet waren. Man grüßte sich freundlich und schien vertraut und wechselte zwischen verschiedenen Sprachen hin und her. Der Anblick der Prozession in Abendrobe und das freudige Palaver überraschten ihn.

Kultivierte Geisteshaltung, statt zivilisierte Geselligkeit. Ressentiments schien es hier keine zu geben. Cornelia hatte von einem unkomplizierten Hotel gesprochen.

Auf das hier war er nicht vorbereitet. Mit seinen leichten Sommerhosen, Polos und Leinenhemden konnte er jedenfalls nicht mithalten. Zum Glück hatte er wenigstens ein dunkelblaues Jackett dabei. Dann stellte er fest, mit kürzlich fünfundfünfzig geworden, sich am unteren Ende der Alterspyramide zu befinden.

Gerade als er mit Cornelia an die Rezeption gehen wollte, ließ sie ihn unverhofft stehen. Er sah sie auf eine Frau zueilen, die ihrerseits auf Cornelia zustrebte. Beide blieben kurz vor einer Umarmung stehen, umfassten einander an den Armen und taten, als küssten sie sich auf die Wangen. Luftküsse. Cornelia verdeckte die Fremde und dennoch erkannte er, dass die Frau sehr groß war und mit ihrem langen Hals Cornelia überragte. Er taufte sie Giraffe. Und sie war deutlich jünger als die übrigen Gäste.

Wenige Augenblicke später kam Cornelia zu ihm zurück.

„Entschuldige bitte. Komm, lass uns an die Rezeption gehen, uns anmelden.“

Sie bekamen die Zimmerschlüssel ausgehändigt. Ihre Zimmer waren durch ein Zimmer dazwischen, getrennt.

„Ich brauch zwanzig Minuten“, meldete Cornelia an. „Holst du mich dann ab?“

Er nickte, ging in sein Zimmer und packte aus. Es war ein Doppelzimmer mit Kingsize Bett. Von der Terrasse aus hatte er Meerblick.

Mit einer Chino Hose, weißem Hemd und Jackett klopfte er bei Cornelia. Sie trat mit einem langen Sommerkleid heraus und sah toll aus. Während sie den Flur entlangliefen, studierte er die Innenausstattung. Die hohen doppelflügeligen Zimmertüren, die bunt verglasten Fenster, die Kristallluster an den Wänden verrieten ihm, dass das Hotel um 1920 eröffnet worden sein musste. Ein Grand Hotel einer verblassten Epoche. Im Geiste hörte er Swing. Sicher wurde hier einst Charleston getanzt. Aus dem Augenwinkel erspähte er einen mächtigen Goldrahmen mit einer vergilbten Photographie von Enrico Caruso – aufgenommen hier in der Halle. Hatte Caruso hier gesungen? Während sie die Lobby durchquerten, weckten Einrichtungsstücke aus den 1970er Jahre sein Interesse. Die Mischung aus Art Déco und Moderne gefiel ihm. Seit diesem Facelifting war aber nicht mehr renoviert worden. Er schmunzelte.

Die Gäste, die er durch die Halle hatte flanieren gesehen, waren mit dem Ambiente ihrer Zeit in die Jahre gekommen, und hielten dem Flair die Treue. Das hatte Stil und Charme.

Im Restaurant wurden sie von einem älteren, freundlichen Ober auf die Terrasse und an ihre Plätze geführt. Es war der letzte freie Tisch.

Sie saßen nicht in der ersten Reihe an der Steinbalustrade. Dort hätte er gerne gesessen. Der Blick hinaus aufs Meer würde überwältigend sein, auch wenn die Sonne schon untergegangen war. Der Himmel war in ein gerade noch durchsichtiges Mittelblau getränkt und er genoss die Temperatur. Am liebsten hätte er das Jackett ausgezogen. Aber ein Blick um sich herum hatte ihm bereits gezeigt, dass dies unpassend gewesen wäre. Die Szenerie erinnerte ihn an Filme aus vor seiner Zeit, in blassen Farben und mit Frauen in wehenden Kleidern. Die Herren trugen leichte Anzüge. Außer diskretem Gemurmel, leisem Klappern von Besteck und Geschirr, gelegentlich klingenden Gläsern und vereinzelt Lachen hörte er nur das Zirpen der Zikaden. Auf den Tischen standen Windlichter mit brennenden Kerzen.

„Was bin ich froh“, murmelte er Cornelia zu, „dass kein Stehgeiger von Tisch zu Tisch schleicht. Gib es zu. Das würde zu dieser Atmosphäre hier passen.“

Cornelia verpasste ihm einen leichten Knuff.

„Warum hast du mir nicht gesagt, welcher Dresscode, welches Tenue hier herrscht? Ich habe nichts Adäquates zum Anziehen dabei. Und neben dir, in dem tollen Kleid, falle ich endgültig aus dem Rahmen. Wie ich dich kenne, hast du für mehr als nur einen Abend elegante Robe dabei.“

„Hab’s vergessen. Tut mir leid. Du hast mich aber auch nicht gefragt. Und du hättest ja auch mal selbst die Website ansehen und dir ein Bild machen können. Außerdem haben wir besprochen, nur den ersten Abend hier zu essen und an den weiteren auswärts essen zu gehen.“

Cornelia lachte ihn an, erhob das Glas und forderte ihn auf, mit ihr anzustoßen. Ja, sie hatten besprochen, nur das Frühstück im Hotel einzunehmen und ansonsten auswärts zu essen. Darüber wurde er wehmütig. Die Atmosphäre auf der Terrasse gefiel ihm. Er erwiderte Cornelias Lächeln und stieß mit ihr an.

7

Während der Vorspeise plauderten sie über Belanglosigkeiten, bis er sie die Steinbrüstung ein Stückweit entlang entdeckte. Die Giraffe. Sie saß im Profil zu ihm. Ihr Blick war aufs Meer gerichtet. Mit am Tisch saßen ein Mann und eine Frau.

Die andere Frau war von dem Mann, dessen kahler Schädel in fleischige Wülste übergang, fast vollständig verdeckt. Er musste ein Riese sein. Die Giraffe saß kerzengerade, das blonde Haar hochgesteckt, da. Ihre Haltung erinnerte ihn an Portraits der Renaissance, als die Würde der abgebildeten Damen durch einen strengen Habitus widergespiegelt wurde.

Das schwarze Kleid umfasste die Giraffe wie ein Schlauch und reichte bis zu den Knöcheln. Die freien Schultern und Arme konnten nicht verhindern, dass ihre Pose ernst wirkte. Keinerlei Schmuck zierte ihre Silhouette. Er war fasziniert. Die Giraffe hatte seine ganze Aufmerksamkeit eingenommen. In diesem Moment drehte sie sich ihm zu. Hatte sie gespürt, dass er zu ihr gesehen hatte? Er wandte sich ab und nahm das Gefühl mit, etwas Trauriges, etwas Verlorenes läge in ihren Augen. Er sah zu Cornelia und in ihr fragendes Gesicht.

„Gefällt sie dir? Könnte ich gut verstehen. Seit Jahren kennen wir uns. Eine tragische Geschichte umgibt Fleur. Fleur. So heißt sie, deine Angebetete. Die Geschichte besteht aus zwei Teilen. Fleur kennt aber nur den einen Teil. In jedem Fall sind beide Ereignisse von Geheimnissen umgeben. Der Mann neben Fleur ist ihr Bruder Stanislaw. Die andere Frau am Tisch ist Georgine, seine Frau. Georgine und Stanislaw betreiben ein Weingut im Rhonetal.

Seit den Ereignissen von damals lebt Fleur in einem winzigen Château unweit des Weingutes. Und seit damals kommen die drei alljährlich um den Jahrestag der Vorkommnisse für eine Woche hierher zurück. Eines sage ich dir aber gleich, mein lieber Moritz. Schlag dir Fleur aus dem Kopf. Keine Chance.“

Sie stockte. „Verzeih mir. Ich hatte vergessen, dass du immun gegenüber solchen Verlockungen bist.“

Der Kellner trat an ihren Tisch, servierte den nächsten Gang und schenke die Gläser nach, erst den Wein, dann das Wasser. Alles lief ohne jede Hast und ohne jedes Geräusch ab – und das machte ihn rasend. Schließlich wollte er augenblicklich alles zu dem Dreigestirn wissen. Der Kellner stand aber weiter prüfend am Tisch und erkundigte sich schließlich, ob die Speisen und Getränke soweit zu ihrer Zufriedenheit seien. Erst nach dem sie ihm zugnickt hatten, ging er endlich, und endlich konnte er seine Neugier stillen.

„Du machst es ganz schön spannend: Eine tragische Geschichte, die aus zwei Teilen besteht; die Ereignisse sind von Geheimnissen umgeben; Fleur kennt nur eines der beiden Ereignisse. Und: seit damals. Wann war dieses damals, und was ist damals passiert?“

Cornelia rückte mit dem Stuhl näher zu ihm. „Sieh jetzt bloß nicht rüber. Bitte. Sie sollen nicht merken, dass wir über sie sprechen. Ich erzähle es dir.

Fleur und Stanislaw stammen aus Nordfrankreich. Nach dem tödlichen Arbeitsunfall des Vaters verlief ihr Leben in großer Bescheidenheit. Ihre hervorragenden Schulleistungen bescherten ihnen aber Stipendien.

Fleur studierte Musik und verfolgte eine Karriere als Soloeigerin. Nach Jahren täglichen Übens wurden die Bühnen der größten Konzerthäuser der Welt ihr Zuhause – bis zu jenem Vorfall vor acht Jahren.

Fleur und ihr Mann Andre verbrachten wieder einmal Urlaubstage hier im Hotel. Andre war Dirigent. Aber anders als Fleur war er als Chefdirigent an London gebunden. Wenn Fleur auf Tournee war, sahen sie sich wochenlang nicht. Sie führten zwei gefeierte, aber sicherlich auch zwei einsame Leben. In London unterhielten sie einen eleganten Wohnsitz, der ihnen aber wohl nie ein gemeinsames Zuhause geworden war. Zwei, drei Mal im Jahr trafen sie sich hier im Hotel – im Sommer, wenn die großen Häuser spielfreie Zeit hatten, meist für drei Wochen. Die Suite im Dachgeschoss, mit der riesigen Terrasse, wurde dann zu ihrem Zufluchtsort füreinander. Gelegentlich haben sie mich eingeladen, auf einen Drink hochzukommen. Die Suite ist atemberaubend und die Terrasse bietet einen weiten Blick über die Schirmpinien hinweg und hinaus aufs Meer. Dort oben waren sie unsichtbar für die Welt – bis es passierte.

In der zweiten Nacht nach ihrer Ankunft wachte Fleur auf und bemerkte, dass Andre nicht neben ihr lag. Sie rief nach ihm, suchte nach ihm, erst in der Suite, dann auf der Terrasse. Vergeblich.

Darauf hatte sie vermutet, dass Andre nicht hatte schlafen können und auf einen Spaziergang gegangen wäre. Sie legte sich wieder hin. In der Morgendämmerung wurde sie vom Klingeln des Telefons geweckt. Jemand von der Rezeption bat sie herunterzukommen. In der Halle erwarteten sie eine Polizistin und ein Polizist. In einem Nebenraum erfuhr Fleur, dass der Leichnam ihres Mannes an einem nahegelegenen Strand angeschwemmt worden war. Auf einem Tablet musste sie Andre an Hand eines Fotos identifizieren. Sie erkannte die Bucht, an der Andre lag, sofort. Die war abgelegen und nur mit einem Boot oder für sehr guter Schwimmer zu erreichen. Einmal waren sie zu einem Picknick dort gewesen. Auf dem Tablet, das die Polizistin ihr hingehalten hatte, war ihr Andre unverletzt erschienen. In jedem Fall war er aber nackt gewesen.

Von da war alles sehr schnell gegangen. Fleur schaffte es noch, ihren Bruder zu informieren und erlitt dann einen Zusammenbruch. Ein Arzt gab ihr ein Beruhigungsmittel. Stanislaw und Georgine reisten an. Am nächsten Tag identifizierte Fleur in der Gerichtsmedizin offiziell Andres Leichnam.

Gemeinsam mit ihrem Bruder und Georgine erfuhr sie, dass Andre ertrunken war. Vielleicht war die Strecke zur Bucht zu weit gewesen oder er hatte einen Krampf erlitten, lauteten die polizeilichen Mutmaßungen. Fleur nahm die Details in einem Schockzustand zur Kenntnis. Alles weitere regelte Stanislaw. Danach nahmen er und Georgine Fleur mit auf ihr Weingut. Eine Woche später wurde Andre in dem Dorf in den Midlands, in dem er aufgewachsen war, im Familiengrab beigesetzt. Fleur kehrte nie in das Domizil in Kensington zurück. Sie löste den Wohnsitz auf und ließ sich das Inventar nach Frankreich liefern. Seither lebt sie zurückgezogen in einem kleinen Château nahe dem Weingut von Georgine und Stanislaw. Konzerte gibt sie keine mehr. Ich weiß nur, dass sie alljährlich um Andres Todestag für ein Woche hierherkommt, immer in Begleitung ihres Bruders und ihrer Schwägerin.“

Nachdenklich hing er Cornelias Schilderung nach und ließ den Blick schweifen – bis er Fleur streifte. Unverändert saß sie da, den Blick hinaus auf das Meer gerichtet. Sie sah würdevoll aus. Zugleich umgab sie eine Aura von Unnahbarkeit und Einsamkeit. Als Soloeigerin gelangte man nur durch eiserne Disziplin an die Weltspitze. So ein Leistungspensum machte etwas mit Menschen, sann er. Langsam wandte er sich wieder Cornelia zu.

„Waren das jetzt schon beide Vorkommnisse, oder nur das eine, jenes, dass Fleur kennt?“

„Gut aufgepasst. Also: Ich erzähle dir jetzt etwas, was außer der Staatsanwaltschaft, dem Hoteldirektor und mir niemand weiß. Es gibt Grund zur Annahme, dass die Geschichte mit dem Auffinden von Andres Leiche nicht zu Ende war. Vielmehr ergibt die Geschichte überhaupt erst mit einem zweiten Vorkommnis, das bis heute genauso rätselhaft wie Andres Tod geblieben ist, einen Sinn.

Am Morgen, an dem Andres Leiche gefunden worden war, erschien die langjährige Chefin der Rezeption nicht zur Arbeit und wurde fortan vermisst. Ich habe Olivia noch genau vor Augen. Sie war so genial wie umwerfend. Immer organisierte sie drei Dinge gleichzeitig und hatte dabei alles im Griff. Sie war eine Mischung von sprühender Herzlichkeit und bezaubernder Sanftmut. Olivias Gesicht war von wilden schwarzen Haaren umrahmt, ihre Augen schienen ständig zu glühen, und immer lag ein Lächeln auf ihrem Antlitz. Ihre Lippen waren stets kirschrot. Sie war eher nur mittelgroß, ihr Teint dunkel und seidig und ihre Figur von weicher, blühender Üppigkeit. Rundheraus: Olivia war durch und durch sinnlich, ein stummer Schrei der Wollust. Aber nie habe ich erlebt, dass sie sich auf Avancen eingelassen hatte.

Bei allem Charme, den sie mit jedem Wort und mit jeder Geste versprühte, wahrte sie Abstand. Vielleicht war sie damals Ende dreißig gewesen.

Am Tag der Abreise von Fleur, Georgine und Stanislaw wurde Olivia von Fischern tot aus dem Meer gezogen. Wie Andre war auch sie nackt gewesen. Ob Andres und Olivias Tod etwas miteinander zu tun gehabt haben, ist bis heute ungeklärt. Es kann nur gemutmaßt werden. Sicher bin ich dagegen, dass Fleur von diesem zweiten Ereignis nie etwas erfahren hat. Andernfalls würde sie nicht jedes Jahr um das Unglücksdatum herum hierher zurückkehren. Wie ich schon erwähnt habe, tritt Fleur seit damals nicht mehr auf. Und seither ist auch kein Mann mehr in ihrer Nähe gesehen worden. So. Jetzt kennst du die tragischen Ereignisse.“

„Woher weißt du die Details um Olivias Tod?“

Cornelia zuckte mit den Schultern und zwinkerte ihm zu. Er verstand. Cornelia war diskret. Auch dafür schätzte er sie. Vorsichtig sah er abermals hinüber. Trotz der Strenge, die von Fleur ausging, war sie attraktiv. Sie war vielleicht zehn Jahre jünger als er, einer der wenigen jüngeren Hotelgäste. Und: Seit damals war kein Mann mehr in ihrer Umgebung gesichtet worden, hatte Cornelia erwähnt. Na und. Auch er war seit Jahren solo, und lebte gut damit.

Als sich das Trio vom Tisch erhob, sah er zum ersten Mal auch Georgine. Ihr Kopf, ihre Backen, ihre Locken, ihre übergroßen Brüste, sogar ihr Rumpf hatten etwas Kugelförmiges. Sie war klein und stämmig, und lief vorneweg. Die hochgewachsene und gertenschlanke Fleur folgte ihr und ließ Georgine noch gedrungener, fast schon ulkig aussehen. Als Schlusslicht schritt Stanislaw einher. Er war wirklich groß. Fast ein Hüne. Wie ein stolzer Hahn, schien er seine Hühner vor sich herzutreiben. Alle drei winkten Cornelia beim Verlassen der Terrasse zu.

„Lass uns auch zu Bett gehen“, schlug Cornelia wenig später vor. „Ich bin todmüde.“

Er stimmte zu.

8

Das Zimmer verfügte über eine Verbindungstür zum Nachbarzimmer. Vermutlich, um eine Familiensuite zu ermöglichen. Obwohl er sich sicher war, dass sich auf der anderen Seite eine Gegendtür befand, vernahm er ein sonores Brummen von nebenan. Auch in den beiden folgenden Nächten hörte er das Schnarchen und ließ sich davon in den Schlaf tragen.

Die ersten zwei Tage verbrachten sie am Hotelstrand um sich erst einmal zu erholen, bevor sie mit dem aktiven Teil des Urlaubs beginnen würden.

Liegestühle und Sonnenschirme standen bereit. Alle Stunde kam eine junge Frau und erkundigte sich nach Getränkewünschen. Ein durchtrainierter Strandmeister fragte regelmäßig nach, ob er die Liegen verrücken sollte, damit sie wieder im Schatten liegen würden. Moritz verstand zunehmend, was Cornelia an dem Hotel schätzte. Während sie las, schwamm oder döste, beobachtete er gelegentlich die anderen Damen und machte eine überraschende Entdeckung. Die Jahre waren nicht spurlos an ihnen vorbeigegangen und dennoch war so manche von ihnen äußerst attraktiv und einige verströmten zudem eine sinnliche Aura. Sie bewegten sich anmutig und strahlten natürliche Heiterkeit und Souveränität aus. Poetische Schwärmereien erfassten ihn und er spürte ihre tiefgründige Sinnlichkeit. Aber er verspürte keinerlei Begehren. Sollte ihn das beunruhigen? „Lass uns Mittagessen gehen“, schlug er Cornelia vor. „Es ist schon bald halb zwei Uhr.“ Er wollte den Gedanken enttrinnen.

Durch den Sand liefen sie zum Strandrestaurant, das zurückgesetzt und erhöht lag. Unter weißen Segeln, die das Holzdeck überspannten, nahmen sie Platz. Von hier oben aus blendeten ihn der fast weiße Sand und die silbrigen Reflexe auf dem türkisfarbenen Wasser. Sie bestellten Fisch und Gemüse vom Grill, eine Flasche Rosé und eine Flasche Wasser.

Zum Abschluss tranken sie Espresso. Gedankenverloren rührte er den Zucker, bis ihm auffiel, weder Fleur, noch Georgine oder Stanislaw beim Frühstück oder am Strand gesehen zu haben. Als sie nach dem Essen zu den Liegen zurückkamen, entdeckte er Fleur. Sie lag allein und abseits nahe der Wasserlinie, trug einen weißen Bikini und lag auf einem weißen Handtuch. Sie stütze sich zur Seite ab und las.

„Sie gefällt dir wirklich. Ich sehe es doch.“

Er grinste und musste Cornelia nicht ansehen, um zu wissen, dass sie amüsiert war.

„Das will ich gar nicht leugnen.“

Er tat sich schwer, sich auf seine Lektüre zu konzentrieren. Verstohlen sah er wieder und wieder zu Fleur. Jedes Mal war sie mit etwas Anderem beschäftigt. Mal las sie. Mal lag das aufgeschlagene Buch auf ihr, während sie auf dem Rücken lag und zu schlafen schien. Irgendwann ließ sie Sand zwischen den Fingern hindurchrieseln. Immer wieder griff sie in den Sand. Die Wiederholung hatte etwas Meditatives.

Als er das nächste Mal nach ihr sah, rollte sie den Rücken hoch, bis sie, ohne sich abzustützen, stand. Er sah zu, wie sie mit ihren langen Beinen und mit weiten Schritten ins Wasser ging. Eine Giraffe eben. Ihre grazile Gestalt strahlte Verletzlichkeit aus. Er verkniff sich einen Blick um sich, wollte nicht wissen, wie viele Männer Fleur gerade nachsahen.

Seit damals war kein Mann mehr in Fleurs Umgebung gesichtet worden, klangen ihm Cornelias Worte in den Ohren. Während er Fleur beobachtete, wie sie hinausschwamm, erschrak er. Er hatte die nackten Leichen von Andre und Olivia vor seinem inneren Auge.

Am zweiten Tag war es Cornelia, die zum Mittagessen blies. Kaum hatten sie unter den Sonnensegeln platzgenommen, sah er, wie sich eine Hand auf Cornelias Schulter legte. Er schaute auf und blickte in Fleurs Augen. Er nickte ihr zu und senkte den Blick wieder.

„Hallo Cornelia. Lasst euch bitte nicht stören. Ich möchte nur fragen, ob wir uns morgen, nach dem Abendessen, in der Hotelbar treffen wollen? Es ist Jazz-Night. Ich würde mich freuen.“

Er spürte, wie sich Fleur ihm zuwandte.

„Guten Tag. Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich bin Fleur. Cornelia und ich kennen uns seit vielen Jahren.“

Er stand auf und ergriff die ihm entgegen gestreckte Hand.

„Guten Tag. Moritz. Es freut mich, Sie kennenzulernen. Cornelia und ich kennen uns auch schon seit langem, genaugenommen seit der Studienzeit.“

Während er ihr gegenüberstand wurde ihr Handgriff schlagartig so fest, dass er den Eindruck gewann, Fleur suche Halt. Mit aufgerissenen Augen starrte sie ihn an und er glaubte etwas wie einen Schreck, oder war es ein Schock?, in ihrem Gesicht wahrzunehmen. Zugleich sah er aus dem Augenwinkel, wie Cornelia die Hände vor den Mund nehmen und den Kopf senken. Mein Gott. Was war los? Er hörte Cornelia sagen: „Fleur. Möchtest du dich zu uns setzen?“

Verzweiflung hatte in Cornelias Stimme gelegen. Der Satz löste dafür Fleur aus ihrer Versteinerung, und sie sah zu Cornelia, die sitzengeblieben war. „Danke dir. Aber du weißt ja, ich habe hier meinen festen Platz und esse mittags immer alleine.“

Cornelia nickte und er bemerkte ihre Resignation.

Fleur wandte sich wieder ihm zu. „Der Vorschlag für das Treffen zur Jazz Night gilt natürlich auf für Sie, beziehungsweise für dich. Wir können uns gerne duzen.“

Während sie das sagte, löste sie den Griff ihrer Hand. Kurz winkte sie Cornelia zu.

Er sah Fleur nach, wie sie davonging.

„Sie ist weg. Du kannst dich wieder setzen“, holte Cornelia ihn zurück in diese Welt.

„Was war das denn? Was ist passiert?“

„Hast du nicht gemerkt, wie Fleur dich angesehen hat? Regelrecht angestarrt hat sie dich.“

Ihr ist wohl fast das Herz stehengeblieben. Sie muss die Ähnlichkeit zwischen euch, Andre und dir, erkannt haben. Ich habe das schon gesehen, als ich Andre zum ersten Mal gegenübergestanden hatte. Ich glaube, Fleur sieht Männer nie wirklich an. Aber eben ist sie nicht umhingekommen. Andre und du, ihr hättet eineiige Zwillingsbrüder sein können.“

„Dann lass uns morgen Abend nicht in die Hotelbar gehen. Oder geh du alleine. Ich möchte mich nicht mit Komplikationen befassen müssen.“

Cornelia winkte ab. „Lass‘ bestellen.“

9

Am folgenden Tag unternahm er mit Cornelia ab dem Nachmittag einen Ausflug in die Provinzhauptstadt. Dort aßen sie auch zu Abend. Es war nach dreiundzwanzig Uhr als sie ins Hotel zurückkehrten. Kaum betraten sie die Halle, vernahmen sie Jazzmusik aus der Bar. Sie nickten sich zu und gingen zur Bar. Während sie am Tresen lehnten und auf die Getränke warteten, beobachtete Moritz die umhersitzenden Grüppchen. Alle saßen vor Longdrinks, Cocktails oder Champagnergläsern. Er freute sich auf ein Bier. Niemand achtete auf die Jazzband, die auf einer kleinen Empore spielte. Er erkannte auch Stanislaw und Georgine.

Fleur sah er nicht – und war erleichtert. Cornelia knuffte ihn und machte eine Kopfbewegung, die ihm bedeutete, ihr zu den beiden zu folgen.

„Geh du vor. Ich komme gleich nach.“ Er wusste, er würde nicht nachkommen, und dass Cornelia das ahnte.

Er sah Georgine aufspringen und sich strecken, um Cornelia zur Begrüßung die Arme um den Hals zu legen. Georgines Schultern, Arme und der Rücken waren unbedeckt. Sofort sah er die Bilder aus Helen Wolffs Erzählung ‚Hintergrund für Liebe‘. Sie hatte sie anlässlich eines langen Sommers in Saint-Tropez zu Beginn der 1930er Jahre geschrieben und jenes knappe Kleidungsstück beschrieben, das Georgine trug, ein dreieckiges Busentuch, notdürftig an einer Halskette befestigt. Manchmal sieht das schön aus, manchmal abscheulich. Je nach Inhalt.‘ Bei Georgine waren die anderen beiden Enden des kanariengelben Dreiecklatzes am Rücken verknotet und es quoll.

Er wandte sich ab. Es war Zeit, auf sein Zimmer zu gehen. In diesem Moment spürte er eine Hand auf seiner Schulter und vernahm eine fremde Stimme.

„Guten Abend. Darf ich mich vorstellen. Ich bin Stanislaw. Kommen Sie doch bitte zu uns an den Tisch.“ Er drehte sich um.

Fleurs Bruder. Jetzt kam er nicht mehr aus. Wenigstens war Fleur nicht da, dachte er und folgte Stanislaw.

Die Begrüßung durch Georgine verlief schwingungsfrei. Georgine, er schätzte sie auf Fleurs Alter, sprach ihn auf Deutsch an und duzte ihn. Wenige später registrierte er, wie ein Kühler mit einer Flasche Champagner und fünf Gläser auf den niedrigen Tischchen in ihrer Mitte gestellt wurden – und noch ehe er begriff, für wen das fünfte Glas war, stand sie da. Fleur. Sie sah atemberaubend aus. Wie am ersten Abend trug sie Schwarz und lang. Das Kleid stand ab der Hüfte bis zum Boden wie eine Glocke ab. Zarte, leuchtendgrüne Stiele mit weißen Blüten rankten vom Saum bis auf Kniehöhe auf. Feine Träger verliefen über die freien Schultern. Es war zu aufwändig für die Bar, aber toll. Ihm fielen Fleurs zarte Arme auf. Wie hatte sie mit so filigranen Gliedern mehrere Sätze lang eine Geige halten und spielen können? Er stand auf und bot ihr seinen Stuhl an. Sie setzte sich. Er setzte sich zwischen Cornelia und Stanislaw. Fleur saß weit genug weg, als dass er sich bei dem herrschenden Geräuschpegel mit ihr hätte unterhalten konnten. Er war froh. Fleur vermutlich auch, mutmaßte er.

Cornelia flüsterte ihm zu, Fleur habe das Kleid an, dass sie bei ihrem allerletzten Auftritt überhaupt, in Sydney, getragen hatte.

Bald stand ein neuer Kühler und irgendwann ein dritter mit Champagner da.

Moritz unterhielt sich mit Stanislaw, auf Französisch, und beobachtete, wie Cornelia, Fleur und Georgie die Köpfe zusammensteckten. Irgendwann tanzten einige Gäste. Als sie sich nach der dritten Flasche erhoben, um zu gehen, war die Bar noch gut besucht. Ihm fielen neue Gesichter unter den Gästen auf. Den Altersdurchschnitte senkten sie aber nicht.

Nach dem er sich ins Bett gelegt hatte, stellte er fest, dass das sonore Schnarchen von nebenan, das ihn die letzten Nächte in den Schlaf getragen hatte, fehlte. Ihm fiel das Clean&Safe-Siegel ein, das er mittags am Türknauf des Nachbarzimmers bemerkt hatte. Die Gäste waren abgereist. Er wälzte sich und fand nicht in den Schlaf. Plötzlich hörte er von nebenan Lachen. Hell und heiter. Dann Stille, dann ein Kichern. Die Stimme gehörte einer Frau. Das Nachbarzimmer war doch wieder belegt. Ihm fielen die neu angekommen Gäste in der Bar ein. Plötzlich ein Schrei. Aufwallung. Stöhnen. Rufe. In einem Hotel für Hochzeitspaare hätte er sich das erklären können. Aber hier, bei dem Altersdurchschnitt. Wo war sie geblieben, seine Lust, seine Freude an Sinnlichkeit? Sein Arzt hatte ihn

anlässlich der letzten Vorsorgeuntersuchung in berufsständischer Beiläufigkeit nach seiner Libido gefragt. Er hatte nur mit den Schultern gezuckt.

Er versuchte sich zu erinnern, wer sich in der Bar aufgehalten hatte, als sie gegangen waren. Welcher Frau gehörte die Stimme? Stimmen sind trügerisch. Wie oft hatte er auf Flügen Gespräche in der Reihe vor oder hinter ihm mithören müssen, und war dann beim Aussteigen überrascht gewesen, wenn er die Gesichter sah. Zugleich waren Stimmen unverwechselbar. Würde er die Frau entlarven, morgen beim Frühstück, am Strand an ihrer Stimme identifizieren? Besser nicht, dachte er, und überlegte, warum er sich nie mehr auf eine Beziehung eingelassen hatte? Würde er das noch einmal erleben? Sein Alter, dem Umtrieb im Nebenzimmer nach zu schließen, schien kein Hinderungsgrund zu sein. Bis in die Morgenstunden lag er wach da.

Als es dämmerte, zog er sich an und verließ das Zimmer. In der Hoffnung auf einen Kaffee, ging er Richtung Restaurant. Aber statt jemanden zu finden, der ihm einen Cappuccino bringen würde, traf er Fleur. Sie stand in dem Kleid, das sie in der Bar angehabt hatte, da. Hatte sie nicht geschlafen? Er trat neben sie, legte wie sie die Hände auf die Steinmauer der Terrasse und sah auch aufs Meer hinaus.

„Guten Morgen.“ Seine Stimme klang belegt, befand er. Aber nicht deshalb fragte er Fleur nicht, ob sie nicht geschlafen hatte. Vielmehr wollte er nach ihrer Entdeckung der Ähnlichkeit zwischen Andre und ihm kein schwermütiges Gespräch auslösen.

„Danke. Dir auch einen guten Morgen. Bist du ein Frühmensch oder konntest du nicht schlafen?“

„Beides.“ Er vermied es, Fleur anzusehen.

„Dieser Ort hier war einst voller Magie. Dann wurde er zum Gravitationspunkt meines Lebens – und ließ mir lange keine Ruhe. Jahr um Jahr zog es mich mit Macht hierher zurück. Seit vorgestern ist es vorbei. Du wirst es gleich verstehen.

Auf Grund meiner Reaktion auf die Ähnlichkeit zwischen dir und Andre hat Cornelia mir gestern in der Bar gestanden, dass sie dir von den Ereignissen von vor acht Jahren erzählt hat. Ich weiß aber nicht, ob sie die ganze Geschichte erzählt hat. Cornelia glaubt jedenfalls, dass ich von den Vorkommnissen von damals nur den einen Teil, den von Andres Tod kennen würde, aber nichts von einer möglichen Affäre zwischen ihm und Olivia ahnen. Dabei wusste

ich schon vor dem Tod der beiden von ihrer Beziehung.

Bis heute wird darüber spekuliert ob Andre und Olivia durch eine Liebschaft verbunden waren, und ob ich von der Mutmaßung weiß. Tatsächlich kennt außer mir niemand die ganze Wahrheit.“

Warum erzählte Fleur ihm das? Weil er Andre ähnlich sah? Das ergab keinen Sinn. Erwartete sie, dass er jetzt etwas dazu sagen würde?

„Ich habe Andre sehr geliebt. Aber ich hatte meine Karriere über unsere Liebe gestellt. Er war ein begnadeter Dirigent und sah in London den Mittelpunkt seines musikalischen Wirkens und Lebens. Ich hingegen bin als Soloeigerin mit unterschiedlichen Orchestern aufgetreten und war ständig rund um die Welt auf Tourneen. Immer wieder hat er mich gebeten, Anfragen abzulehnen oder wenigstens häufiger nur in Europa aufzutreten, um anderntags wieder zuhause zu sein. Aber die vibrierenden Städte, Auftritte in den bedeutendsten Konzerthäusern der Welt, der tosende Beifall, der Glanz, der mich umgab, waren ein Rausch. Ich gestehe, irgendwann gemerkt zu haben, dass wir dabei waren, uns zu verlieren. Ich habe aber nicht reagiert. Andre und ich benutzten das gleiche Tablet Modell und dasselbe Passwort. Eines Abends, Andre dirigierte in der Royal Albert Hall,

griff ich zum Tablet, gab das Passwort ein, und öffnete das Mailaccount.

Spätestens in dem Moment erkannten wir, wenn wir nicht das eigene Tablet in Händen hielten und wechselten es.

Aus der Betreffzeile der obersten Mail sprang mich aber eine mehr als ungewöhnliche Aufforderung an und nach wenigen Zeilen begriff ich, was das zu bedeuten hatte. Ich las weiter.

Der Mailverlauf reichte Monate zurück. Er las sich wie ein Liebestagebuch. Wenn ich auf Tournee ging, kam Olivia nach London und sie sind an die Küste gefahren. Andere Male war Andre zu ihr geflogen. Ich stellte Andre nicht zur Rede, sondern dachte nach und entschied, um unsere Ehe zu kämpfen. Ich beschloss, in dem bevorstehenden Urlaub, natürlich wie immer hier, damit zu beginnen. Aber Andre entzog sich mir vom ersten Moment an. Nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, dass er sich schon in der zweiten Nacht aus dem Hotelzimmer davonestehlen würde, um sich mit Olivia zu treffen. Vermutlich hatte er längst den Schlusstrich gezogen. Das Olivia seit dem Morgen, an dem Andre tot aufgefunden worden war, vermisst und ihr ebenfalls nackter Körper zwei Tage später aus dem Meer geborgen wurde, erfuhr ich Wochen später zufällig.“

Sie machte eine Pause, aber er war sich sicher, dass Fleur gleich weitererzählen würde und schwieg.

„Einfach tragisch, das alles. Seither komme ich jedes Jahr um Andres Todestag für einen Bußgang hierher zurück, für eine geistige Selbstgeißelung.

Wenn ich früher auf Andre und auf meine innere Stimme gehört hätte, würde er noch leben. Und Olivia auch. Als Strafe für meinen Egoismus habe ich aufgehört, zu spielen.“

Noch nie hatte er eine vergleichbar surreale Geschichte gehört. Sie musste aber wahr sein. So etwas dachte sich niemand aus. Und sollte das ein Geständnis gewesen sein? Wem gegenüber? Ihn jedenfalls, ging das doch alles gar nichts an. Ihm war danach, zu gehen. Aber er wollte Fleur mit ihren Erinnerungen nicht alleine stehenlassen. Und wegen ihrer Freundschaft mit Cornelia wollte er sie auch nicht brüskieren. Gerade, als er etwas sagen wollte, fuhr Fleur fort, worüber er froh war. Er hätte nichts Brauchbares zu sagen gehabt.

„Nach einschneidenden Erfahrungen schützt sich jeder auf eigene Weise. Auch vor Wiederholungen. Cornelia hat mir angedeutet, dass du dich seit einer gewissen Dagmar vor Beziehungen verschanzt. Das kenne ich. Seit Andres Tod verweigere ich mich nicht nur der Musik, sondern verstecke mich auch vor

Kontakten, aus denen eine Beziehung erwachsen könnte. Und was ist das Ergebnis?

Ein leeres Leben und, wie ich jetzt erkannt habe, die Missachtung und Vergeudung einer Gabe, eines großen Geschenks. Du bist deinen Fähigkeiten und deinem Beruf treu geblieben. Dafür bewundere und beneide ich dich.“

Was hatte Cornelia veranlasst, Fleur von Dagmar zu erzählen? Cornelia war sonst immer so diskret.

Aber gut. Cornelia hatte auch ihm Fleurs Geschichte anvertraut.

Hatte Cornelia eine Brücke zwischen Fleur und ihm schlagen wollen?

Fleur stand regungslos da, an die steinerne Brüstung gelehnt, den Blick in die Ferne gerichtet. Wo war sie mit ihren Gedanken? Er hätte es gerne gewusst.

„Außer mir, bist du jetzt der Einzige, der die ganze Wahrheit kennt. Ich überlasse es dir, sie Cornelia zu erzählen. Die Ereignisse sind lange her. Seit zwei Tagen gehören sie der Vergangenheit an. Sie spielen keine Rolle mehr. Das ist mir klargeworden, nachdem ich dir im Strandrestaurant gegenübergestanden hatte. Für dich ist das vermutlich schwer nachzuvollziehen. Ich bin jedenfalls unendlich froh über unsere zufällige Begegnung und dir dankbar, dass ich dir eben alles erzählen durfte und du mir zugehört hast.“

Fleur drehte sich zu ihm und sah ihn an.

„Ich werde nicht nochmals hierher zurückkommen. Es ist vorbei.“

Sie trat einen Schritt auf ihn zu und lehnte sich an ihn. Was war jetzt wieder los? Er verstand die Welt nicht, umfasste Fleur aber dennoch. Lange verharrte sie in seinen Armen. Dann löste sie sich.

„Mach's gut.“

Er sah ihr nach und sah, wie sie die Tür zur Hotelhalle öffnete. Noch einmal drehte sie sich ihm kurz zu, winkte, und verschwand in die Lobby.

11

Was für ein bizarrer Tagesanbruch nach einer schlaflosen Nacht. Unter dem Schirm der ausladenden Pinien lief er zum Strand hinunter. Aus dem Strandrestaurant hörte er Geklapper. Er ging hin und bekam einen Kaffee. Mit dem Becher setzte er sich nah am Wasser auf einen Stein. Der Sand unter seinen Fußsohlen fühlte sich noch kühl an. Erwartet Fleur tatsächlich, dass er Cornelia die Wahrheit erzählen würde? Er beobachtete das Morgenlicht, wie es die Küstenlinie immer stärker ausleuchtete. Aus Schattierungen wurden Konturen, die allmählich Farbe annahmen. Ihm fiel ein, sich vor zwölf Monaten schon einmal auf einer Landzunge aufgehalten zu haben. Mit Ann-Sophie. Wie es ihr ging? Und wie sah die

Planung für eine Sommerresidenz an der Landspitze nur für sie allein aus?

Bei den Gedanken spürte er wieder etwas von dem Flattern, das ihn nach der Ortsbesichtigung und dem Wiedersehen anlässlich der Ausstellung und des Abendessens malträtiert hatte.

Mit der leeren Tasse ging er am Strandrestaurant vorbei, stellte den Becher ab und lief hoch auf sein Zimmer. Auf dem Smartphone fand er Cornelias Nachricht. Um halb neun ginge sie zum Frühstück.

Er duschte nochmals, zog sich an, ging zwei Türen weiter und klopfte an.

„Guten Morgen. Danke, dass du mich abholst. Nach der letzten Nacht habe ich einen Bärenhunger.“

Er übergang ihre Bemerkung. Am Frühstückstisch fasste Cornelia nach.

„Wie hast du mit der Geräuschkulisse von nebenan geschlafen?“

Er erinnerte sich daran, dass Cornelia erwähnt hatte, es gebe auch in ihrem Zimmer eine Verbindungstüre zu dem Zimmer zwischen ihnen.

„Nach all dem Rotweins zum Abendessen und dem Champagner in der Bar habe ich nichts mehr mitbekommen“, log er und fragte sich, ob Cornelia wusste, dass er log? Die Frage, was denn überhaupt losgewesen wäre, verkniff er sich vorsichtshalber.

Den Tag verbrachten sie beim Golf, mit atemberaubenden Blicken in die Landschaft und über das Meer. Cornelia ließ ihm keine Chance.

Auf den letzten vier Löchern spielte sie je ein Birdie. Wieder einmal war er von ihrem Spiel beeindruckt. Erschöpft von der Runde in der Wärme entschieden sie, auf der Terrasse des Hotels Abend zu essen.

Der Kellner führte sie an die Steinbalustrade, zu dem Tisch in der ersten Reihe, an dem sonst immer Fleur, Georgine und Stanislaw gesessen hatten. Sie sahen sich mit fragenden Blicken an.

Kaum hatten sie Platz genommen, brachte der Keller Cornelia einen Umschlag mit ihrem Namen darauf. Cornelia öffnete das Kuvert und er beobachtete, wie sie die Zeilen mit unbewegter Miene las. Darauf reichte sie ihm den Brief und er las die Nachricht.

Liebe Cornelia,

nach dem ich im Strandrestaurant Moritz gegenübergestanden hatte, habe ich begonnen, manches mit neuen Blicken zu betrachten, und seither geht eine für mich quälende Phase zu Ende. Moritz wird dir alles erzählen. Noch heute Vormittag reisen wir ab.

Künftig werde ich nicht mehr in das Hotel zurückkommen. Ich würde mich aber freuen, wenn wir unserer Freundschaft eine neue Basis geben könnten. Du bist jederzeit in

meinem Haus willkommen. Auch das Weingut von Georgine und meinem Bruder ist eine Reise wert, und auch sie würden sich über ein Wiedersehen mit dir freuen.

Richte bitte Moritz aus, dass unsere Türen auch ihm immer offenstehen, wenn seine Wege ihn ins Rhonetal führen.

Nun gehab dich wohl und sei umarmt. Ich freue mich auf ein hoffentlich baldiges Wiedersehen.

Deine Fleur

Nach dem er den Brief ein zweites Mal gelesen hatte, faltete er ihn langsam zusammen und reichte ihn Cornelia. Er sah ihrem Blick an, dass er nun alles erzählen musste.

12

Sein erster Gedanke am nächsten Morgen war eindeutig: Bloss keinen weiteren Tagesausflug. Cornelia erklärte sich damit einverstanden, den letzten Urlaubstag am Strand zu verbringen. Nach dem Frühstück, das sie fast schweigend verbracht hatten, gingen sie hinunter an den Strand. Auf der Sonnenliege dachte er bis Mittag über die Nachrichten und Ereignisse der letzten Tage nach. Dann stand er auf, ging in sein Zimmer und griff nach dem Tablet. Zurück auf der Liege, suchte er in den alten Mails nach der Mailadresse von Ann-Sophie und kopierte sie. Darauf

öffnete er in seinem privaten Mailaccount, den er schon seit einer Ewigkeit nicht mehr benutzt hatte, eine Mail, fügte die Adresse ein und schrieb.

Liebe Ann-Sophie,

hast du zwischenzeitlich begonnen, dein Land's End zu bebauen? Oder bist du noch im Planungsstadium? Ich wäre jetzt soweit, mich darauf einzulassen.

Sei herzlichst begrüßt, Moritz

Nach dem er und Cornelia vom Mittagessen im Strandrestaurant zurückgekommen waren fand er eine Mail im Posteingang vor.

Lieber Moritz,

nach dem mir mein Wunschpartner mir für das Projekt abgesagt hatte, habe ich in dem Fall nichts mehr unternommen. Dabei träume ich weiterhin von einem verborgenen Sommerhaus an der Landspitze. Wenn du dich also jetzt darauf einlassen möchtest 😊, wäre ich überglücklich.

Sei auch du herzlichst begrüßt,

Deine Ann-Sophie

Er spürte das Flattern im Bauch – wehrte sich aber nicht.

Liebe Ann-Sophie,

wo wollen wir uns treffen – vor Ort, bei dir (wo wohnst du eigentlich?), bei mir im Büro? Und wann?

Dein Moritz

Lieber Moritz,

vielleicht fangen wir bei mir in London an. Wann? Heute Nachmittag, morgen? Mehrmals täglich gehen Flüge von dir hierher an die Themse. Was schlägst du vor?

Deine Ann-Sophie

Ann-Sophie konnte nicht wissen, dass er im Urlaub war. Von dem kleinen Flughafen, auf dem sie gelandet waren, würde es vermutlich nicht täglich, und schon gar nicht mehrmals, Flüge nach London geben. Und Cornelia alleine im Hotel zurückzulassen kam für ihn nicht in Betracht. Aber wenn es morgen einen Flug nach London gäbe, könnte er statt mit ihr nach Hause zu fliegen, zu Ann-Sophie reisen. Er prüfte die Verbindungen, fand einen Flug und buchte seinen Rückflug um. Cornelia erklärte er, kurzfristig für einen Termin nach London zu müssen. Er wusste, dass sie nur mit den Schultern zucken würde, waren Terminänderungen bei ihr doch auch an der Tagesordnung.

Liebe Ann-Sophie,

morgen, 16.30 Uhr, lande ich in London-Stansted. Gegen 18.30 h Uhr könnte ich in meinem Hotel in Knightsbridge sein. Wo wollen wir uns treffen?

Liebe Grüße, Dein Moritz

Lieber Moritz,

ich wohne in Kensington und habe ein großes Gästezimmer mit einem bequemen Bett und eigenem Bad. Du bist herzlich willkommen. Adresse siehe unten.

Liebe Grüße, Deine Ann-Sophie

Liebe Ann-Sophie,

woher weißt du, dass das Bett in deinem Gästezimmer bequem ist 😊?

Er brach ab. Die Frage war unpassend. Und wollte er das? Bei Ann-Sophie übernachten? Er löschte den Satz und haderte kurz. Aber er wollte nicht mehr hadern und schrieb.

Danke dir für deinen Vorschlag. Ganz bei dir um die Ecke kenne ich ein wunderbares Indisches Restaurant. Isst du gerne Indisch? Darf ich dich dorthin einladen?

Liebe Grüße, Moritz

Lieber Moritz,

kein ‚Dein‘ Moritz mehr? Ich interpretiere deine Nachricht dennoch als Zusage, hier, statt im Hotel zu nächtigen.

Und: Ich liebe indische Küche. Gerne lasse ich mich von dir in das Restaurant verführen.

Habe eine gute Reise und bis morgen Abend,

Deine Ann-Sophie

Er ging den Mailverlauf durch. Keine fünf Minuten waren zwischen seiner Antwort nach dem Mittagessen und Ann-Sophies letzter Nachricht vergangen.

Liebe Ann-Sophie,

danke dir. Und ich freue mich.

Bis morgen, dein Moritz.

Er lehnte sich auf der Liege zurück, sah auf das glitzernde Meer hinaus und spürte dem Flattern in seinem Bauch nach.

E N D E

Enge Viktoria I

1

Mir wurde erzählt, dass es ein heißer Tag gewesen war, an dem mich meine Mutter im Frühsommer 1945 alleine zur Welt gebracht hatte. Sie stammte aus einem Nest nahe Rovereto. Dorthin, in den Trentino, hatte es meinen Vater im vorletzten Kriegsjahr verschlagen. Ich entstand wohl schon bei ihrer ersten Begegnung. Gerade noch rechtzeitig vor der Niederkunft erreichten sie den Hof meines Vaters in Südtirol. Sie gaben mir den Namen Viktoria. Niemand außer mir hieß so. Hatten sie mich so genannt, weil der Krieg eben vorbei war? Vermutlich nicht. So haben meine Eltern nicht gedacht.

Später erfuhr ich, dass mein Vater meiner Mutter von Anbeginn an unterstellt hatte, ihn mit der Schwangerschaft, sozusagen mit mir, aufs Kreuz gelegt zu haben. Wie er darauf gekommen war, ist mir ein ewiges Rätsel geblieben. Absolut nichts war bei meinem Vater zu holen gewesen.

Das Seitental, in dem der Hof oberhalb und fernab vom Dorf gelegen hatte, war eng gewesen. In den Sommermonaten erreichten die Sonnenstrahlen den Hof erst gegen Vormittag.

Nachmittags lag er schon bald wieder im Bergschatten. Im Winter spürte ich die Strahlen der Sonne nur, wenn ich zwischen den mächtigen Fichten, Lärchen und Kiefern durch den tiefen Schnee zur Anhöhe hinter der Einsiedelei hinaufstapfte. Danach sorgte das Feuer im Holzherd in der Küche für etwas Wärme. Mein Zimmer verfügt über keinen Ofen. Im Winter schlief ich in der Kuchl. Warmwasser gab es aus dem Schiff am Herd. Waren keine Scheite gemacht oder der Herd nicht eingeschürt, gab es kein warmes Wasser und nichts Warmes zum Essen. Das Licht der Glühbirne über dem Küchentisch flackerte meist. War die Rechnung mal wieder nicht bezahlt, gab es gar kein Licht.

Ich war noch keine fünf Jahre alt, als die Mutter im Gasthof im Dorf Arbeit als Küchenhilfe annahm. Die Region profitierte vom einsetzenden Fremdenverkehr, im Sommer Wanderer, im Winter Skifahrer. Bei Schneefall kam fortan der Schneepflug bis zu uns hinauf. Meist aber erst, wenn die Mutter längst zur Arbeit losgelaufen war. Tagsüber waren die Hühner und das Mastschwein meine Gesellschaft. Wenn die Mutter abends heimkam, brachte sie Essensreste aus dem Gasthof mit. Wenn sie keine mithatte, öffnete sie ein Glas mit in Sülze eingelegtem Schweinefleisch. Manchmal gab es eine Tomate aus dem Garten dazu. Manchmal einen Apfel als Nachtisch.

Manchmal kam sie nicht nachhause. Auch nach dem die Mutter angefangen hatte, dazuzuverdienen, blieb das Geld knapp. Gelegentlich beobachtete ich sie, wie sie etwas vom Lohn abzweigte und heimlich Scheine hinter einer losen Wandtäfelung versteckte.

Den Vater sah ich selten. Wo er schlief, wenn er tagelang im Wald war, Holzmachen, wusste ich nie. Wenn er zuhause war, saß er stumm am Küchentisch. Die Hände lagen dann gefaltet vor ihm auf dem mit Reiszwecken befestigten Wachstuch. Die Mutter brachte ihm den Selbstgebrannten.

Als ich in die Schule kam, erkannte ich allmählich wie armselig wir lebten – und ich lerne ein neues Gefühl kennen. Zum ersten Mal empfand ich Scham.

Anfänglich begleitete mich die Mutter die fünfundvierzig Minuten Fußweg zur Schule im Dorf. Nach drei Wochen lief ich alleine. Für den Rückweg bergauf, brauchte ich länger. Winters nochmals länger.

Mit der Schule entdeckte ich noch vieles andere, was mir bis dahin unbekannt gewesen war. Und bald wollte ich wie die anderen Mädchen auch, auch eine Freundin haben. Aber keines von ihnen wollte mir eine Freundin sein. Ich sei eine Schande, eine Sünde, sagten manche von ihnen, ein uneheliches Kind von einer, die nicht aus dem Tal war.

Von einer Fremden aus dem Trentino, von einer Italienerin, die einen der ihren aufs Kreuz gelegt hatte. Getauft war ich auch nicht.

2

Nach acht Jahren Schule fand der Vater, dass es für mich an der Zeit sei, meinen Beitrag zu leisten. In dem Gasthof, in dem die Mutter arbeitete, wurde ich Zimmermädchen. Eine Ausbildung und einen Vertrag bekam ich nicht, den Lohn für die zurückliegende Woche jeden Montag ausgezahlt. Immer die gleiche Summe. Mehrarbeit fielen unter den Tisch. Wenn ich der Mutter im Dienst begegnete, grüßten wir uns wie Fremde. Zuhause sprachen wir nie über die Arbeit.

Es war nicht allzu viel, was ich in acht Jahren Schule vermittelt bekommen hatte. Aber das wenige, vor allem Lesen und Schreiben, hatte ich schnell begriffen. Und ich verrechnete mich nie. Für meine Schrift bekam ich immer einen Stern. All das fiel der Wirtin des Gasthofs bald auf und so half ich, kaum war ich sechzehn, am Empfang, wenn Pensionsgäste eintrafen. Ich überwachte, dass sie sich vollständig im Gästebuch eintrugen. Darauf führte ich sie auf die Zimmer und schleppte das Gepäck hoch. Bei der Abreise stellte ich die Rechnung zusammen. Manchmal steckten Gäste mir Trinkgeld zu.

Es war Anfang Mai, als ein Stammgast, so wie jedes Jahr um die Jahreszeit, eintraf. Er trug sich in das Gästebuch ein. Ich hatte mir angewöhnt zu prüfen, dass die Einträge vollständig waren, sobald die Gäste und das Gepäck auf den Zimmern waren. Das tat ich auch diesmal und las Antonio Conte, Via per Albisano, Torri del Benaco. Dann sah ich das Geburtsdatum. Ich musste nicht rechnen, das tat mein Gehirn von selbst, um zu wissen, dass er fünfundzwanzig Jahre älter war als ich. Ich hätte ihn für deutlich jünger geschätzt, so drahtig und braungebrannt wie er war. Herr Conte war Fotograf, das wusste ich. Frühmorgens, wenn ich zur Arbeit kam, war er immer schon seit der Dämmerung mit seiner Kamera und einer Brotzeit im Rucksack unterwegs. Meist kehrte er mittags zurück, verbrachte den Nachmittag im Liegestuhl im Garten und las. Gelegentlich sah ich ihn zur Bar gegenüber gehen und telefonieren. Wenn ihm das Licht günstig erschien, ging er auch am frühen Abend nochmals auf kurze Touren. Wenn wir uns im Haus über den Weg liefen, wechselten wir einige Sätze.

Eines Abends traf ich den Stammgast auf meinem Heimweg. Er war unterwegs zu einer Tour im Dämmerlicht. Wir gingen ein Stück weit zusammen.

Als wir vor unserem Hof standen, wünschte ich ihm einen schönen Abend und einen weiterhin sicheren Weg. Statt sich zu verabschieden, fragte er, ob ich nicht mitgehen, ihn begleiten wollte. Das war nicht nur ein ungewöhnlicher Vorschlag, sondern verboten. Dem Personal war es untersagt, Umgang mit Gästen zu pflegen. Aber ich überlegte, dass er es doch gewesen war, der mich aufgefordert hatte, mitzukommen. Und nichts und niemand würde im Haus auf mich warten. Im Gegenteil. Der Vorschlag erlöste mich von meiner Angst vor dem, was mich zuhause erwarten könnte. Schon zwei Mal hatte ich den Vater vom Strick, an dem er sich erhängen wollte, schneiden müssen. Jedes Mal noch rechtzeitig. Warum also nicht mitlaufen?

Tags darauf und auch am folgenden Tag gingen Antonio und ich auf weitere Anhöhen. Er hatte mich aufgefordert, ihn Antonio zu nennen, hatte gesagt, beim Wandern würde man sich beim Vornamen anreden und duzen. Unterwegs machte er mit einer merkwürdigen Kamera Fotos. Er hielt sich den Apparat nicht vors Auge. Vielmehr hing ihm ein Lederriemen um den Hals an dem ein schwarzer Kasten mit zwei Linsen an der Vorderseite befestigt war. Zum Fotografieren sah er von oben in den Kasten hinein.

„Das ist eine 6 x 6 Spiegelreflexkamera.“

Ich verstand nichts.

Auf den Touren führte ich zum ersten Mal in meinem Leben Gespräche. Richtige Gespräche – statt Anweisungen entgegenzunehmen und zu bestätigen, oder auf Fragen zu antworten. Nicht ein einziges Mal spürte ich bei Antonio Abschätzigkeit über das, was ich in meiner Unbedarftheit von mir gab. Antonio erzählte mir von seinen Foto-Safaris rund um die Welt. Für mich waren unsere abendlichen Ausflüge Flucht. Flucht vor dem, was mich zuhause erwarten würde: Leere. Oder erwarten könnte: Ein baumelnder Vater.

Im letzten Tageslicht begleitete er mich jedes Mal zu unserem Hof.

Nachts dachte ich über die Gespräche nach und mir dämmerte, in meinem Leben noch nie selbst eine Entscheidung von Wichtigkeit getroffen zu haben. Immer hatten andere für mich oder über mich entschieden. Diese Erkenntnis wühlte mich auf und ließ mich schlecht schlafen.

4

Tags darauf fragte Antonio mich, was ich vom Leben erwartete und wie es für mich weitergehen solle. Ich wusste es nicht. Noch nie hatte ich mir Gedanken über meine Zukunft gemacht, und sagte es ihm. Darauf fragte er, ob ich eine Ausbildung machen wollte.

Er fügte hinzu, mir helfen zu können, einen Ausbildungsplatz zu bekommen. In Brixen oder Verona, ganz wie ich wollte.

Als ich an diesem Abend von der Tour nachhause kam, hörte ich meinen Vater rufen. Ich suchte ihn, folgte der Stimme und fand ihn auf dem Tennenboden liegen. Der Balken hoch oben im Dachstuhl, zu dem er geklettert war, um sich daran zu erhängen, war morsch gewesen und gebrochen. Er konnte nicht aufstehen. Mit Mühe schaffte ich den Vater auf eine Handkarre und rollte ihn mit noch größerer Mühe zum nächsten Bauern. Der hatte Telefon. Wir forderten einen Krankenwagen an.

Wieder einmal war einer seiner Selbsttötungsversuche missglückt. Warum er das immer wieder versuchte, wusste ich nicht und fragte nicht. Einer der nächsten Versuche würde ihm glücken, war ich mir sicher und zum ersten Mal sah ich keinen Sinn mehr darin, mich dem häuslichen Stumpfsinn und der Leere meines Alltags auszusetzen. Vielleicht hatten die Gespräche mit Antonio etwas in mir angestoßen? Ich wusste es nicht. Dafür spürte ich, dass es an der Zeit war, in meinem Leben selbst Entscheidungen zu treffen. Ich klammerte mich an den Vorschlag einer Lehre, egal wo, nur nicht unten im Dorf oder sonst wo im Tal. Ich wollte, nein, ich musste der allgegenwärtigen Enge entfliehen.

Die Nacht über wälzte ich mich hin und her und die Hoffnung wurde mein Ziel. Ich hatte nichts zu verlieren. Bei Anbruch des Tageslichts hatte ich schon den halben Weg ins Dorf hinter mir. Ich wollte rechtzeitig am Gasthof sein und mit Antonio sprechen, bevor er aufbrechen würde und ich mit der Arbeit beginnen musste. Ich traf ihn vor dem Haus. Er saß auf der Bank, den Rucksack mit der Kamera und der Brotzeit neben sich und schnürte die Stiefel. In knappen Worten schilderte ich, wie ich den Vater auf dem Tenneboden aufgefunden hatte und dass es nicht sein erster Versuch war. Und dann fragte ich ihn nach der Ausbildungsstelle und wie schnell ich dort anfangen könnte und erklärte, keine weitere Nacht auf unserem Einsiedlerhof verbringen zu wollen.

Er bat mich, ihn nachdenken zu lassen. Wir verabredeten uns für achtzehn Uhr am gewohnten Treffpunkt. Den Tag verbrachte ich in einem Ausnahmezustand. Am Abend hätte ich nicht sagen können, was ich tagsüber gearbeitet hatte. Nur ein Gedanke war unaufhörlich in meinem Kopf gekreiselt: In keinem Fall würde ich auch nur noch eine Nacht auf dem Hof verbringen.

Abends erläuterte Antonio, dass es in dem Betrieb eines Freundes, ein Unternehmen für Baustoffe, eine Ausbildungsstelle zur Bürokauffrau geben würde.

Das war mir recht. Alles wäre mir recht gewesen. Die Stelle wäre ab September vakant, ergänzte Antonio. Ich fragte, flehte, ob ich eventuell schon vorher als Aushilfe arbeiten könnte, oder ob er mir bis dahin eine Stelle als Zimmermädchen am Gardasee wüsste. Ich wiederholte, in keinem Fall noch für eine Nacht auf unseren Hof zurückkehren zu wollen.

Plötzlich fragte er mich nach meinem Alter.

„Siebzehn.“

Darauf schwieg er.

„Morgen ist mein Urlaub vorbei und ich fahre zurück nach Torri. Wenn du achtzehn wärst, würde ich sagen, du kommst mit, wohnst bei mir im Haus, und wir sehen uns nach einer Überbrückungsstelle für dich um. Ich möchte aber nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen.“

Zum ersten Mal kam ich auf die Idee, mich zu fragen, ob Antonio vielleicht Familie hatte, eine Frau, Kinder. Wohl nicht. Sonst hätte er nicht vorgeschlagen, dass ich bei ihm wohnen könnte, wäre ich achtzehn gewesen. Aber würde ich das wollen? Mit einem Mann unter einem Dach leben, von dem ich nicht viel mehr wusste, als dass er jedes Jahr um die gleiche Zeit allein zu Wanderferien in den Gasthof kam? Mir schwante, einiges nicht gründlich überlegt, nicht bis zu Ende durchdacht zu haben.

„Egal“, sagte er plötzlich. „Statt morgen, reise ich noch heute ab. Sobald ich meine Sachen zusammengepackt und bezahlt habe, komme ich zum Hof hoch und hole dich ab. Der Rest findet sich.“

Ob ich damit einverstanden wäre, fragte er nicht. Ich war es.

5

So schnell ich konnte, lief ich nachhause. Ich hatte Glück. Weder die Mutter noch der Vater waren da. Rasch raffte ich einige Habseligkeiten zusammen, langte in das Geldversteck der Mutter und nahm ein Bündel Scheine heraus. Meinen Lohn für die letzten fünf Tage würde ich nicht mehr bekommen. Die Mutter würde ihn aber bestimmt eintreiben. Auf dem Küchentisch hinterließ ich einen Zettel mit der Nachricht, in einem anderen Tal eine neue Stelle angenommen zu haben, und mich bei Gelegenheit zu melden. Sie werden mich nicht vermissen und keine Nachforschungen anstellen, war ich mir sicher. Dann hörte ich ein Motorengeräusch.

Während der Fahrt herunter zum Dorf und entlang der Häuser sah ich mich ein letztes Mal um. Es dämmerte, niemand erkannte mich. Dann schlief ich ein. Erst als wir vor Antonios Haus standen und er mich an den Schultern berührte, wachte ich auf.

Ohne mich umzusehen, ließ ich mich in ein Zimmer führen, dessen abgestandene Luft mich ahnen ließ, dass es schon lange nicht mehr in Benutzung gewesen war. Ich öffnete das Fenster und die Läden und sah die Lichter der Orte, die das Seeufer unter mir und gegenüber säumten.

Von dem Tag an nahm mein Leben einen neuen, gänzlich anderen Verlauf.

6

Der Ausbildungsvertrag traf eine Woche, nachdem ich der Enge meiner Kindheit entflohen war, ein. Ein Vorstellungsgespräch hatte nicht stattgefunden. Mein künftiger Chef, Antonios Freund, vertraute auf dessen Empfehlung. Ich zeigte Antonio den Vertrag und zum ersten Mal seit er mich von der Einsiedelei abgeholt hatte, erkannte ich, wie sich Entspannung auf sein Gesicht legte.

„In zehn Tagen wirst du achtzehn.“ Seiner Stimme war die Erleichterung anzuhören. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Tags zuvor hatte ich eine Stelle als Zimmermädchen unten im Ort gefunden. Ein Schild, wonach eine Aushilfe gesucht wurde, war am Gartenzaun einer Pension befestigt gewesen.

Anfänglich wusste ich mit den vielen Veränderungen nichts anzufangen und fühlte mich überfordert.

Ich vermisste aber auch nichts, nicht die Mutter, nicht den Vater, den Hof, die Arbeit im Gasthof. Eine Mischung aus Leere und Erschöpfung, aber auch Erlösung wühlte in mir. Nach zwei Wochen begann ein Gefühl in mir aufzusteigen, dass mir bis dahin unbekannt war und mir befremdlich erschien. Während ich in der Pension im Ort Betten bezog und putzte, freute ich mich darauf, nachmittags zurück in das Haus auf der Anhöhe zu kommen. Ich begann, eine Ahnung davon zu bekommen, was ein Zuhause war. Allmählich wandelte sich die Ahnung in ein mir bisher unbekanntes Glücksgefühl, das schließlich in purer Euphorie gipfelte. Und als ich an diesem Tag nachhause kam und Antonio nicht da war, erfuhr ich noch etwas zum ersten Mal: Mir fehlte jemand. Noch nie hatte ich jemanden vermisst. Plötzlich tat ich es. Ich vermisste Antonio.

7

An meinem achtzehnten Geburtstag lud Antonio mich in Lazise zum Abendessen ein. Zum ersten Mal hielt ich mich in einem Restaurant auf, um als Gast an einem Tisch zu sitzen, Bestellungen aufzugeben, bedient zu werden und zu genießen.

An diesem Abend erzählte mir Antonio von seinem Leben – wie er am Gardasee aufgewachsen war, dass er früh geheiratet hatte, und dass er über seine Frau zur Landschaftsfotografie gekommen war. Sie war Bergführerin gewesen, bis sie eines Tages vom Himalaja nicht mehr zurückgekehrt war. Laut den örtlichen Behörden hatte sie sich in großer Höhe im Nebel verirrt und sei dann vermutlich in einer Gletscherspalte verunglückt. Jahre später hatte Antonio ein Anwaltsschreiben aus Kanada erhalten. Seine Frau war mit einem kanadischen Bergführer durchgebrannt und wollte die Scheidung. Ich hatte mich schon die ganze Zeit gewundert, warum es in Antonios Leben keine Beziehung gab, traute mich aber nicht zu fragen. Ich wusste nur, was ich sah.

In den weiteren Wochen durchlebte ich, was andere Frauen zwischen ihrem sechszehnten und achtzehnten Geburtstag erleben. Ich erfuhr Geschmäcker, von denen ich nie gehört hatte, lernte Wein und Spumante zu genießen und zwei Mal besuchte ich ein Konzert.

An einem freien Tag fuhr ich mit dem Bus nach Verona. Ich bummelte entlang Auslagen mit schicker Mode. Unsicher betrat ich einen Laden. Als mich die Verkäuferin aufforderte, die Hose, die ich ansah anzuprobieren, tat sich es. Während ich mich umzog, reichte sie mir eine passende Bluse in die Kabine.

Erst traute ich mich nicht, schlüpfte aber dann doch hinein. Ich genoss das Gefühl, umsorgt zu werden. Ich sagte, es mir zu überlegen und ging. In einem anderen Geschäft probierte ich zwei Kleider. Wieder war es ein tolles Gefühl, Kundin zu spielen. Aber auch in dieser Boutique kaufte ich nichts. Ich hatte nicht genügend Geld.

In einem Straßencafé bestellte ich eine Limonade und beobachtete die Passanten. Ich sah Paare Hand in Hand umhergehen, vor Schaufenstern stehenbleiben und sich besprechen. Andere saßen auf den Stufen am Brunnen und amüsierten sich. Als ich ein Paar sich küssen sah, erinnerte ich mich daran, Entscheidungen treffen zu wollen, und fasste den nächsten wichtigen Entschluss. Ich wollte die Liebe erfahren. Aber außer Antonio kannte ich niemanden, mit dem ich mich auf das Abenteuer hätte einlassen können. Und da wurde mir klar, dass ich genau mit ihm den Weg zur Entdeckung der Liebe beschreiten wollte. Er war immer ehrlich zu mir gewesen und hatte jeden meiner Schritte gerade soweit begleitet, wie ich es gewollt hatte. Meine Rationalität erschreckte mich und ich hegte Zweifel, dass mich Antonio auch auf dieser Entdeckungsreise begleiten würde? Es war dann viel einfacher, Antonio den Vorschlag nahezubringen, als ich es geglaubt hatte.

Fotos aus dieser Phase meines Lebens zeugen von meiner Befreiung und Erlösung. Antonio hatte sie eines Nachmittags auf der Terrasse seines Hauses geschossen.

Über alle diese Ereignisse war es schließlich Ende August geworden. Am Tag vor dem Beginn meiner Ausbildung setzte mich Antonio in Verona vor dem Haus ab, in dem ich ein Zimmer angemietet hatte. Wohl auch ihm war in dem Moment klar, dass der Abschied für immer sein würde. Die Rollen, die das Schicksal für uns beide vorgesehen hatte, waren in diesem Moment zu Ende gegangen. Ich habe Antonio nie mehr wiedergesehen, auch nicht zufällig.

8

Einmal noch, bin ich in das enge Tal und zu unserem Hof zurückgekehrt. Mein Vater hatte es geschafft, sein Leben zu beenden. Als ich ankam, war meine Mutter bereits verschwunden. Warum und wohin, konnte mir niemand sagen. Und um ein Erbe musste ich mich auch nicht kümmern. Der Hof hatte gar nicht, wie ich immer geglaubt hatte, meinem Vater gehört. Bei einem Gang durch die Räume meines Aufwachsens erkannte ich, wie brüchig alles war, immer gewesen war.

Auf der Rückfahrt mit dem Postbus nach Verona suchte ich nach einem Gefühl, nach etwas wie Verbundenheit – mit der Mutter, dem Vater, dem Hof, dem Dorf, der Heimat. Nichts von alledem fand ich.

Mein Leben hatte ich erst mit siebzehn, mit meiner Flucht begonnen.

9

Während der Ausbildung erkannte ich die Beschränktheit meines Wortschatzes und wie unbeholfen ich mich immer wieder ausdrückte. Dabei war es gleichgültig ob ich deutsch, wie ich mit meinem Vater, oder Italienisch, wie ich mit meiner Mutter gesprochen hatte, redete. Für meine holprige Ausdrucksweise genierte ich mich. Tatsächlich brauchte ich die drei Jahre Lehrzeit um meine Defizite aufzuarbeiten. Am Ende war es erstaunlich, wie viel Sicherheit mir die Ausbildung gegeben hat.

Als im Frühjahr neunzehnhundertsechundsechzig die Abschlussprüfung bevorstand, schlug mir der Chef vor, im Anschluss zu seinem Verkaufsagenten in München zu wechseln. So zog ich mit einundzwanzig Jahren im August um. Abermals bezog ich ein Untermietzimmer. Bald lernte ich einen Mann kennen. Ich zog zu ihm. Zwei Jahre später heirateten wir.

Die Arbeit bescherte mir zunehmend Erfüllung. Ich machte meine Sache gut, gewann Anerkennung, und der mir entgegengebrachte Respekt stärkte mein Selbstbewusstsein. Nach einigen Monaten rief mich mein Chef aus Verona an und fragte, wie es mir ginge. Zunächst verstand ich seine Frage nicht. Dann begriff ich ihn. Es war Fürsorge. Ich war gerührt. Als ich abends heimging, breitete sich plötzlich schmerzhaftes Wut in mir aus. Dann erfasste mich Zorn. Nichts dergleichen hatte ich zuhause je erfahren. Ich hatte nicht gewusst, zu welchem tiefem Schmerz ich fähig war. Ich erzählte meinem Mann davon. Er meinte, ich solle mich nicht so haben, jetzt sei doch alles gut.

Ich schloss Freundschaften mit anderen Frauen. Wir trafen uns nach Büroschluss und diskutierten. Und ich begann, die gesellschaftlichen Veränderungen zu beobachten. Ich erahnte Perspektiven, gewann Zuversicht und wurde mutig. Mir wurde klar, im Leben etwas erreichen und erleben zu wollen. Ich dachte an meinen ersten Stadtbummel durch Verona und daran, nicht einmal ausreichend Geld gehabt zu haben, um wenigstens eine Hose oder Bluse bezahlen zu können. Diese Erfahrung schwelte in mir fort.

Eines Tages stand im Büro die Nachbesetzung einer Stelle als Gruppenleitung an. Ich entschied, mich um die Posten zu bewerben. Abends wollte ich meinem Mann von meinem Plan erzählen.

Aber noch bevor ich es tat, traf es mich wie der Blitz. Ich hatte geglaubt, es sei Liebe, wusste in dem Moment aber, das es ein Irrtum war. Er würde immer mit dem zufrieden sein, wie es war. Stumm gestand ich ihm seine Zufriedenheit zu. Seine Trägheit war mir in dem Augenblick aber unerträglich geworden. Ich konnte ihn nicht länger respektieren, und schon gar nicht als meinen Mann akzeptieren. Ich spürte Bitterkeit, sagte nichts, und erinnerte mich daran, dass ich in meinem Leben selbst Entscheidungen treffen wollte. Ich entschied, mich zu trennen.

Darauf bezog ich zum ersten Mal eine eigene Wohnung. Mit Wohnzimmer und Schlafzimmer, mit einer geräumigen Küche, einem Bad mit Fenster, einem Balkon. Alles für mich allein. Jeden Abend, wenn ich nachhause kam, überwältigte mich das Gefühl von Freiheit. Der Beruf rückte in die Mitte meines Lebens und ich wurde als erste Frau im Unternehmen Gruppenleiterin.

Heimlich probierte ich zwei Beziehungen aus. Beide waren von kurzer Dauer.

Monate nach dem ich die Wohnung bezogen hatte, war die Einrichtung noch immer spärlich. Es war ein Samstagvormittag, als ich in meinem nur mit einem weißen Bett und Sessel eingerichteten Schlafzimmer stand und eine Idee hatte. Im Keller durchwühlte meinen Verschlag, bis ich die Mappe fand.

Die Mappe mit den Negativen der Fotos, die Antonio von mir an jenem Nachmittag binnen Minuten gemacht hatte. Nie hatte ich jemandem die Bilder gezeigt – nicht einmal meinem Mann. Das stimmte mich euphorisch und ich drückte die Mappe an mich.

Aus den über hundert Negativen wählte ich zwölf aus, ließ davon Farbabzüge im Format DIN A1 anfertigen und mit weißem Passepartout in weißen Rahmen hinter Glas fassen. Wie einen Fries hängte ich die Bilder entlang der Schlafzimmerwände auf.

Wenn ich mich morgens anzog oder abends zu Bett ging, dachte ich beim Anblick der Photographien oft daran, wie Antonio sie gemacht hatte. Auf einer Matte auf der Terrasse seines Hauses hatte ich in der Sonne gedöst. Ich lag auf dem Bauch, als er mit seiner Rollei vor mir stand und erste Fotos schoss. Ich lachte ihn an. Darauf gab er mir Anweisungen. „Stütz dich auf die Unterarme und drück den Oberkörper hoch.“, „Winkle die Knie an.“, „Die Fußspitzen in den Himmel.“, „Schau in die Kamera.“, „Jetzt komm hoch und setz' dich auf die Fersen.“, „Streck den Rücken.“, „Den Kopf zurück.“, „Und in den Schneidersitz.“ „Beweg dich schneller.“, „Lass deine Mimik tanzen.“

Dazwischen immer wieder „Sieh in die Linse.“

Ich schnellte hin und her und hatte Spaß an den Posen.

Beim Anblick der Bilder spürte ich oft der Zeit meiner Flucht und meines Aufbruchs nach. Auf jedem Foto lachte mich dieselbe junge Frau an. Die blauen Augen strahlten. Die blonden Haare waren sommerlich ausgebleichen. Jeder Blick barg ein Geheimnis, eine unergründliche, hingebungsvolle Botschaft – Heiterkeit, Erregung, ein scheuer Augenaufschlag, ein herausfordernder Blick, ein unbekümmertes Strahlen, ein freches Grinsen, schelmische Freude, sehnsüchtiges Verlangen.

Die Grübchen der Schultern betonten meine gazellenhafte Figur. Schon auf dem ersten Bild – den Oberkörper hochgestützt, die Unterschenkel und Fußspitzen in den Himmel gerichtet – war zu sehen, dass ich nichts angehabt hatte, nackt gewesen war.

Bei jedem Bild hörte ich Antonios Stimme, seine Kommandos und mein Lachen. Es war ein unvergleichliches Lebensgefühl, das ich nie vergessen habe.

10

Im Rückgebäude der Wohnanlage, in der sich meine Wohnung befand, wohnte im Souterrain ein junger Mann, Student. Aus irgendeinem Grund freundeten wir uns an und ich lud Jacob gelegentlich zu mir ein.

Ich erzählte ihm von der Enge meiner Kindheit, meiner Befreiung durch die Flucht an den Gardasee, von der Ausbildung in Verona, und dem Umzug nach München. Ich erzählte ihm sogar von meiner gescheiterten Ehe. Diese Episode schwieg ich sonst tot. Aber Jacob hatte etwas, das mich veranlasste, ihm das alles zu erzählen. Vielleicht wollte ich auch einfach über mein Leben sprechen. Jacob verfügte über viele Qualitäten – auch über die eines guten Zuhörers.

Eines Tages bat ich Jacob, nach meiner Post und den Blumen zu sehen, während ich einige Tage verreist sein würde. Nach meiner Rückkehr erkundigte ich mich bei ihm, ob alles in Ordnung gewesen sei. Darauf überraschte er mich mit einer erstaunlichen Geschichte. Er offenbarte mir, dass ihn mein Schlafzimmer – weiße Wände und Decke, weißer Teppichboden, mit weißem Bett und Sessel, und dem Bilderfries – wie eine Klosterzelle vorkam. Jacob verglich den Raum mit der Klausur einer Nonne, die nach überstandem Martyrium, ihrer Via Mala, zum Dank für die überwundene Not und ihre Befreiung, Bilder der Stationen der Erlösung aufgehängt hatte – um damit den Neuanfang zu huldigen. Wieder einmal hatte mich Jacob mit seiner Fantasie und seiner Gabe, Beobachtungen in lebendige Bilder zu fassen, überrascht.

Dass Jacob und ich in meiner Zelle alsbald einen ganz anderen Anfang huldigen würden, ahnte ich zu diesem Zeitpunkt erst noch nur.

E N D E

Leopardenmuster

Viktoria II

1

Viktoria ist neun Jahre älter als ich. Das ist sie auch heute noch. Bei unserer ersten Begegnung war ich zwanzig. Damals vertrat Viktoria allerdings die These, das Leben erst zu spüren, als sie vor zwölf Jahre dem engen Tal, in dem sie aufgewachsen war, entkommen sei. Somit sei sie erst zwölf und somit um acht Jahre jünger als ich. Mich hatte die krude Rechnung amüsiert. Tatsächlich hat mich Viktorias Alter nie interessiert.

Zu Beginn des Studiums hatte ich eine winzige Souterrainwohnung in einem Rückgebäude im Uni-viertel bezogen. Wenig später zog Viktoria im Vorderhaus in den zweiten Stock ein. An den Briefkästen in der Durchfahrt zum Hinterhaus waren wir uns das erste Mal begegnet und tauschten stumme Blicke aus. Bald wechselten wir erste Worte, wenig später kurze Sätze. Schließlich lachten wir zusammen. Ich spürte Magie und Zauber, und bei jeder Begegnung auch eine leichte Beklommenheit.

Nach einer Weile ließen wir uns aufeinander ein – sie sich auf mich, ich mich auf sie.

Wenn sie aus dem Büro heimkam, hielten wir uns bei ihr im zweiten Stock auf. Wir diskutierten endlos und sahen Spielfilme, am liebsten französische. Sie zeigte mir die Liebe. Es war, sie war der Himmel auf Erden. Was ich für sie war, wusste ich nicht, habe nie gefragt. Niemandem erzählten wir von unserer Lieb-schaft. Nie gingen wir zusammen aus. Manchmal ver-reisten wir zusammen klammheimlich für ein paar Tage. Nach acht Semestern war Viktoria plötzlich weg, fortgezogen. Ohne Ankündigung und ohne eine Nachricht hinterlassen zu haben.

2

Viele Jahre später, ich saß gerade mit einem Kol-legen beim Mittagessen, betrat sie, eingehakt bei einem Mann, das Lokal. Der Kollege stand auf, begrüßte den Mann, ein Mandant, wie ich annahm, und dann Vik-toria. Schließlich trat mein Kollege zur Seite und stellte mich vor.

Als Viktoria nach all den Jahren so unverhofft mir gegenüberstand, spürte ich einen Rest der Beklom-menheit, die mich einst jedes Mal erfasst hatte, wenn ich ihr gegenübergetreten war. Aber mehr als Be-klommenheit spürte ich Bewunderung.

Die Jahre hatten nicht an Viktoria gezehrt. Im Ge-genteil.

Und das Blau ihrer Augen erschien mir leuchtender als damals, als ich glaubte, Strahlen blauen Lichts zu spüren, wenn sie mich ansah. Eine Corona aus Licht schien sie zu umgeben.

Sie begrüßte mich herzlich, stellte mich ihrem Mann vor und erwähnte, dass wir Nachbarn gewesen wären. Mehr sagte sie nicht. Der Mann war eine charismatische Erscheinung, braungebrannt, groß, drahtig – und gut zwanzig Jahre älter als Viktoria. Außer Worte der Begrüßung sagte er nichts zu mir.

Auf dem Weg zurück ins Büro erwähnte mein Kollege die fünf Kinder des Mandanten – aus zwei früheren Ehen und einer Beziehung.

3

Heute Vormittag informierte mich mein Kollege, dass der Mandant, dessen Frau ich ja kenne, gestorben ist. Beiläufig erwähnt der Kollege Ort und Zeit der Trauerfeier.

Ich blocke den Tag im Kalender. Auch wenn das überraschende Zusammentreffen mit Viktoria und ihrem Mann in dem Mittagslokal Jahre zurückliegt, steht es für mich außer Frage, nicht auf die Beerdigung zu gehen.

Der Tag ist grauer, aber nicht kalt. Trotzdem friere ich. Das tue ich immer auf Beerdigungen. Die Wolken hängen tief. Der Friedhof liegt am Dorfrand. Der See in der Senke spiegelt wie Quecksilber. Ich stelle mich an das Ende der langen Reihe der Trauergäste. Von einer angrenzenden Wiese höre ich Kuhglockengeläut. Das irritiert mich. Der Sarg ist von Kränzen und Gebinden umrahmt. Viktoria steht allein auf der weiten Kiesfläche, dem Wind und gelegentlichem Nieselregen ausgesetzt. Keiner steht ihr bei, steht neben ihr. Hinter ihr der mit einem Bukett mit weißen Blüten geschmückte Sarg. Die Reihe der Trauergäste rückt allmählich voran, auf sie zu, um zu kondolieren, jeder einzeln für sich. Vom Kollegen weiß ich, dass sie später alle in der Dorfwirtschaft bewirten wird. Leichenschmaus.

Während die Reihe allmählich näher rückt, lese ich die Trauergrüße auf den Schleifen. Bekannte, Kunden und Lieferanten, die Bank, ein Fischereiverein, der Musikverein, der Bürgermeister im Namen der Gemeinde haben dem Verstorbenen gedacht und Kränze geschickt.

Auch jedes seiner fünf Kinder hat einen eigenen Abschiedsgruß aufstellen lassen. Vom Kollegen weiß ich, dass die Geschwister heillos zerstritten sind.

Selbst zum Abschied von der vielleicht einzigen und jetzt letzten Gemeinsamkeit, ihrem Vater, haben sie sich nicht verständigen und nicht einigen können. Vom Kollegen weiß ich auch, was im Testament steht, und dass es die Kinder noch nicht wissen und auch nicht ahnen. Der letzte Wille wird nicht zur Befriedung der Beteiligten beitragen.

Trauer Gäste greifen nach Viktorias Hand wie nach der einer Marionette. Ihr Blick ist starr. Sie wirkt hölzern, ihre Bewegungen mechanisch. Sie hört wohl die Worte, ich bezweifle aber, dass sie deren Trost vernimmt. Trauer Gäste legen die Hand zurück.

Ein schwarzer Schleier bedeckt das Haar und ihr Gesicht und reicht Viktoria weit über die Schultern. Dennoch spüre ich ihren Blick, der jetzt auf mir ruht. Und während ich den Blick erwidere, zieht Spannung in ihre Haltung ein. In der Sekunde erinnere ich mich an weitere Begegnung mit ihr nach der Episode in dem Lokal. Mehrmals sind wir uns zufällig auf der Straße begegnet und haben einige Worte miteinander gewechselt. Jedes Mal haben wir uns nicht die Zeit genommen, oder hatten nicht den Mut gehabt, uns auf ein Gespräch einzulassen. Und jedes Male, während ich ihr gegenüberstand, habe ich mich gefragt, ob ihr Mann von unserer einstigen Liaison wusste? Oder habe ich sie das sogar gefragt? Ich weiß es nicht.

Ich sehe Viktoria weitere Hände schütteln und glaube zu wissen, woran sie denkt während sie mich weiter im Blick behält. An den französischen Film, in schwarz-weiß, den wir mehrmals angesehen haben. Fragt sie sich, ob auch ich an den Film denke, und daran, was wir damals geglaubt haben? Wir waren uns einig gewesen, dass wir uns anlässlich von Beerdigungen immer an unsere Liebschaft und an den Film erinnern würden – an die Frau in einer Bluse mit Leopardmuster, die sich in einem Gasthof von einem Fremden ansprechen lässt. Der Mann kennt die Botschaft des Leopardenmusters und weiß was die Frau sucht. Sie erzählt ihm, von einer Beerdigung zu kommen und danach immer mit einem Mann schlafen zu müssen – um sich zu spüren, um zu spüren, dass sie lebt. Um das Leben zu feiern. Erinnert sich Viktoria daran, an den Film und was wir damals geglaubt haben?

Schließlich stehe ich vor Viktoria.

Ich sehe sie an. In ihrer Trauer sieht sie würdevoll aus.

Als Frau umwerfend.

Ihre Sinne sind konzentriert.

Ich halte ihre Hand.

Mit ihrer zweiten Hand umschließt sie unsere beiden Hände.

Ihre Augen funkeln durch den schwarzen Schleier und erst jetzt, direkt vor ihr, erkennen ich das Leopardmuster in dem feinen Tuch.

„Ich rufe dich an“, sind meine einzigen Worte.

„Ja. Mach das“, die ihren.

Sie weiß, dass ich nicht in den Landgasthof kommen werde.

5

Ein halbes Jahr später wähle ich Viktorias Nummer. Niemand hebt ab. Dafür schaltet sich nach sieben Klingelzeichen der Anrufbeantworter ein. Viktorias Stimme fordert mich auf, eine Nachricht zu hinterlassen. Ich zögere. Dann lege ich auf. Sie wird meinen Anruf auf dem Anrufbeantworter erkennen.

E N D E

Schleier

Viktoria III

1

Der Tag ist grau, nicht kalt, aber doch irgendwie kühl. Innerlich friere ich. Ich schlottere. Die Wolken hängen tief über den mir so vertrauten Hügeln. Die Oberfläche des Sees, in dem wir oft Schwimmen waren, liegt bewegungslos in der Senke. Glockengeläut von den auf der angrenzenden Wiese wiederkäuenden Kühen schallt herüber. Der Sarg aus hellem Holz steht hinter mir. Er ruht auf einem mit schwarzem Tuch verhüllten Handwagen, mit dem er später zum Grab gerollt werden wird. Ein Gesteck mit weißen Lilien habe ich obenauf legen lassen. Es sind seine Lieblingsblumen um diese Jahreszeit. Alles ist, wie er es sich gewünscht hatte. Kurz bevor er sich auf den Weg gemacht hatte, hat er mir noch vom geänderten Testament erzählt. Endlos viele Kränze und Gestecke stehen umher. Auch jedes der fünf Kinder aus der Zeit vor mir hat einen eigenen Kranz aufstellen lassen. Sie sind sich nie einig gewesen. Streit ist ihre einzige Gemeinsamkeit.

Mit dem Trauerarrangement um mich herum stehe ich auf der Kiesfläche. Durch die Sohlen der schwarzen Pumps spüre ich jedes Steinchen.

Ich stehe alleine da. Gemeinsame Kinder haben wir nicht. Auch aus meiner ersten Ehe gibt es keine. Ich habe keine Angehörigen, die mir zur Seite stehen könnten. Seine Kinder sind zu sehr von ihren ständigen Zwistigkeiten gefangen, als dass eines von ihnen auf die Idee käme, neben mir vor den Vater hinzutreten. Dass sie mir beistehen würden hatte ich ohnehin nicht erwartet. Ihr Dauerzank wird mit der Testamentseröffnung weiter aufgeheizt werden – und mich künftig einschließen. Ich bin froh, alleine da zu stehen.

Seit drei Tagen befinde ich mich in einem apathischen Zustand. Den meisten Vorschlägen, die an mich herangetragen worden waren, habe ich einfach zugestimmt. Jetzt stehe ich da, dem Wind und den gelegentlichen Schauern ausgesetzt. Ich sehe die Reihe der Trauergäste sich in mehreren Kehren über das abschüssige Gelände erstrecken.

Alle rücken langsam vor, bleiben wieder stehen, warten ab, bis der Platz vor mir frei wird und die nächsten Trauergäste zu mir treten und mir kondolieren können. Später werde ich alle im Wirtshaus in der Dorfmitte bewirten.

Ich schüttele Hände, höre Stimmen, vernehme Worte des Trosts, verstehe aber Nichts.

In meiner Trance lasse ich alles geschehen, bis sich plötzlich mein Fokus verändert und sich etwas beginnt, in mir in Bewegung zu setzen. Ich verstehe die Veränderung, die von mir Besitz ergreift, nicht. Jedenfalls nicht gleich. Was ist geschehen? Am Ende der Schlange hat sich jemand neu angestellt, als Letzter. Ich schärfe meine Sinne, fokussiere den Blick. Jacob. Was macht er hier?

Ich schüttele weitere Hände, vernehme Worte, höre aber nicht hin. Vielmehr erinnere ich mich daran, wie ich Jacob zum ersten Mal begegnet war. Ich spüre eine weitere Hand, höre andere Worte und verstehe sie nicht. Ich schaue über die Schulter der Frau, die meine Hand hält und sehe zu ihm. Dunkler Mantel, weißes Hemd, eine gedeckte Krawatte, keine schwarze. Das erkenne ich durch den Schleier. Woher weiß er von der Trauerfeier?

Bilder der flüchtigen Begegnung in dem Restaurant, in dem er mit seinem Kollegen gesessen hatte, als wir eingetreten waren, steigen vor mir auf. Der Kollege war schon damals unser Berater gewesen. Er muss Jacob die Nachricht überbracht haben.

Weitere Erinnerungen ergreifen Herrschaft über meine Gedanken und denke, was ich nicht denken will.

In den zurückliegenden Jahren, wenn ich in die Stadt gefahren war, haben sich Jacobs und meine Wege einige Male gekreuzt. Anlässlich keiner Begegnung nahmen wir uns die Zeit, um ausführlich miteinander zu sprechen. Trauten wir uns nicht? Jedes Mal überlegte ich, ob er vielleicht noch an unsere Liaison dachte, bis er erwähnte, sich gelegentlich zu fragen, ob mein Mann wüsste, dass uns einst mehr als ein nachbarschaftliches Verhältnis verbunden hat? Von unserer letzten Begegnung ist mir in Erinnerung, dass er geschieden ist. Ist er das noch immer? Ich bin jetzt verwitwet.

Ich schaue in weitere Gesichter, die Mitgefühl, vielleicht sogar Trauer, ausdrücken und danke für die Anteilnahme.

3

Die Reihe wird kürzer. Schließlich steht Jacob vor mir. Er sieht mich an, mir in die Augen. Er hält meine Hand. Ich lege meine andere Hand um unserer beider Hände.

Ich erwidere seinen Blick. Unsere Blicke vereinigen sich.

„Ich rufe Dich an“, sind seine einzigen Worte.

„Ja. Mach das“, die meinen.

Ich weiß, er wird nicht zum Leichenschmaus in die Dorfwirtschaft kommen. Auf dem Weg zum dorthin überlege ich, ob er an den französischen Spielfilm in Schwarz-Weiß gedacht hat. Ich sehe die Szene noch immer vor mir – die Frau in der Leopardenbluse, wie sie mit dem Mann den Gastraum verlässt und die Treppe zu den Zimmern hochgeht. Hat Jacob das Leopardenmuster in meinem Trauerschleier erkannt?

4

Ein halbes Jahr später klingelt das Telefon. Jacob, leuchtet es auf der Anzeige. Ich zögere. Dann hebe ich das Telefon aus der Ladestation. Es widerstrebt mir aber, die grüne Taste zu drücken.

Ich will seine Nachricht auf dem Anrufbeantworter abwarten. Er hinterlässt keine Mitteilung. Wird er wieder anrufen?

E N D E

Geständnis und Abbitte

Viktoria IV

1

Ich habe gelesen, dass Menschen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag lügen. Manche bis zu zweihundert Mal. Trifft das für alle Menschen gleichermaßen zu? Oder lügen zum Beispiel indigene Menschen im Amazonasgebiet häufiger, oder seltener? Wie unterscheiden sich Männer von Frauen beim Lügen, Kindern von Alten. Und ich selbst? Lüge ich, wenn ich einer Freundin verschweige, dass ich ihr Kleid scheußlich zu finden? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, einmal in meinem Leben so richtig gelogen zu haben. Das war vor vierzig Jahren. Und seit geraumer Zeit sucht mich diese Lüge heim.

Im Grund wäre damals alles ganz einfach gewesen, alles war so weit nach Plan gelaufen, bis ich es selbst vermasselt habe. Danach glaubte ich, sämtliche Register an Manipulationen und sonstigen Tricks ziehen zu müssen, um alles wieder einzurenken und doch noch ans Ziel zu kommen. Dabei wäre das gar nicht nötig gewesen. Aber das wusste ich da noch nicht.

Natürlich ging es um einen Mann, um eine Beziehung mit ihm. Jakob, hieß er.

Noch immer, Jahrzehnte später, kennt Jacob die Wahrheit nicht. Deshalb ist es mir heute ein Anliegen, Abbitte zu leisten, in dem ich die Wahrheit kundtue. Ich werde Geständnis ablegen und Geheimnisse offenlegen. Sonst wäre ich weiterhin unaufrichtig und die Lüge würde fortbestehen und auf mir lasten. Das möchte ich nicht mehr.

2

Von Anbeginn an war mir klar gewesen, dass unsere Liaison keine Aussicht auf eine gemeinsame Zukunft haben würde. Dennoch ließ ich mich darauf ein. Jeder Augenblick war mitreisend und ist mir bis heute unvergessen und unvergesslich. Gerade deswegen ist es mir eine Herzenssache, die Ereignisse von einst zu korrigieren und die Wahrheit zu sagen – als Hommage an unsere Leidenschaft.

Jacob und ich wohnten unter derselben Hausnummer. Er, damals Student, bewohnte im Souterrain des Rückgebäudes seine erste eigene Wohnung. Ich stand schon lange im Berufsleben und hatte mich gerade von meinem Mann getrennt, als ich eine Wohnung im zweiten Stock im Vorderhaus bezogen.

Erstmals sah ich Jacob an den Briefkästen in der Durchfahrt von der Straße zum Innenhof mit dem Hinterhaus. Er fiel mir sofort auf.

Er sah gut aus, war schlank, hatte schöne Hände, dichte, fast schwarze Locken, einen leicht dunklen Teint. Dass er mehr als zehn Jahre jünger war als ich, wurde mir erst irgendwann später bewusst. Er nickte mir ein stummes ‚Guten Morgen‘ zu, während er seinen Briefkasten öffnete. Bald wechselten wir beim Leeren der Briefkästen erste Worte, dann ganze Sätze. Schließlich lachten wir zusammen. Wenig später stellte ich fest, dass Jacob frech sein konnte, sagte, was er wollte und meinte, was er sagte.

Zu dieser Zeit waren wir beide damit beschäftigt, das Leben zu erkunden. Ich für mich, nach der Scheidung, neu. Jacob ganz grundsätzlich. Zu unseren Erkundungen gehörte auch die Entdeckung der Liebe. Bald sollten wir mit fast nichts anderem mehr beschäftigt sein. Allerdings hatte es eine Weile gedauert, bis ich das Eingeständnis zulassen konnte, Jacob mehr als nur sympathisch zu finden. Schließlich hatte ich mich nicht mit viel Mühe, innerlichen Kämpfen und mit Gewissensbissen aus einer Ehe gestohlen, um mich auf einen deutlich jüngeren, auf einen zu jungen Mann, und damit auf eine aussichtslose Beziehung einzulassen.

Aber der Reihe nach.

Eines Tages lud ich Jacob auf einen Wein zu mir ein. Tage später zum Abendessen. Bald saßen wir häufig zusammen.

Dann schwadronierten wir über das Dasein. Irgendwann gab es keine Tabu-Themen mehr und Jacob nahm kein Blatt mehr vor den Mund. Er begann, mir Komplimente zu machen, auch für den anliegenden Catsuit in der Farbe meiner Augen. Den trug ich als Hausanzug. Eines Abends offenbarte er mir, mich in dem Teil noch aufregender zu finden als ohnehin. Und zu später Stunde machte er mir ein pikantes Geständnis. Bis heute weiß ich, was ich ihm geantwortet habe: „Klingt verführerisch. Kann ich verstehen.“

Es war dieser Abend, an dem ich mir eingestand, in Jacob mehr als nur den freundlichen Nachbarn zu sehen. Aber auch in dieser Nacht wahrte er den Anstand und wagte auch bei der Verabschiedung nicht mehr als eine zaghafte Umarmung und einen flüchtigen Kuss auf jede meiner Wangen. Ich dagegen wollte mehr, war entschlossen, meine Bedenken zu zerstreuen und es zu riskieren, mich auf Jacob einzulassen.

3

Ich wartete auf eine passende Gelegenheit. Abends, wenn ich in meine Wohnung kam, trat ich, ohne Licht zu machen, an die Balkontür und späte in der Hoffnung, Jacob würde zuhause sein, über den Hof in das gegenüberliegende Souterrain.

Am vierten Abend brannte Licht. Statt die Gardinen zuzuziehen, schaltete ich Lampen ein, schlüpfte in den Catsuit und hoffte, Jacob würde, wie er es gelegentlich tat, unaufgefordert klingeln. Ich hatte Glück.

Ich bat ihn herein und merkte, wie er im Vorbeigehen den Duft meines Parfums einsog. Im Wohnzimmer deutete ich auf das Sofa, schenkte Wein ein, und reichte ihm ein Glas. Aber anders als sonst, setzte ich mich nicht gegenüber von ihm in den ausladenden Sessel, sondern zu ihm auf das Sofa und ließ meine Manipulation wirken. Der Reißverschluss meines Overalls stand ein Stückweit zu weit offen und es dauerte nicht lange, bis Jacobs Blick wiederkehrend dorthin gerichtet war, und immer wieder dorthin zurückkehrte. Während wir redeten, wurde seine Stimme unruhig und ich merkte, wie er nervös wurde. Ich ließ ihn zappeln und kostete den Zauber aus. Aber auch ich begann, unruhig zu werden und wartete darauf, dass etwas passieren würde. Ich wusste, dass er wusste, wie es weitergehen könnte. Schließlich hatte er mir seine Fantasien in jener Nacht gebeichtet. Aber nichts passierte. Verunsicherte ihn unser Altersunterschied? Ich wollte aber nicht länger warten.

Im Sitzen machte ich eine Vierteldrehung, legte die Beine über die Sofalehne, rollte den Rücken auf das Polster und bettet meinen Kopf in Jacobs Schoss. Ich schaute ihn an und er verstand. Er beugte sich herunter und küsste mich.

4

Aber noch bevor alles ins Rollen kam, besann ich mich, mich nicht mit viel Mühe, innerlichen Kämpfen und Gewissensbissen aus einer Ehe gestohlen zu haben, um mich auf eine Beziehung mit einem viel zu jungen Mann einzulassen. Der Zauber war verflogen. Mit einem Ruck fuhr ich hoch, wäre beinahe mit dem Kopf gegen Jacob Kinn gekracht, und beendete meine Provokation.

„Das ist zu viel. Das geht nicht.“ Ich zog den Reisverschluss hoch. Damit hatte ich die Tür zugeschlagen.

Fortan ging ich Jacob aus dem Weg. Bei zufälligen Begegnungen in der Durchfahrt zum Rückgebäude forderte ich ihn nicht mehr auf, vorbeizukommen. Wenn ich Licht anhatte, läutete er nicht mehr. Und dann verstrichen Wochen, während derer ich Jacob nicht mehr zu Gesicht bekam. Wann immer ich über den Hof hinübersah, lag seine Wohnung im Dunklen. Was war geschehen?

Anstatt Antworten zu finden, meldete sich mein Verlangen zurück. Und ich vermisste ihn. Aber was genau vermisste ich? Jacob war nicht nur frech, und sagte was er wollte, und meinte, was er sagte. Er war auch eloquent und spielte mit der Sprache. Manchmal war er geradezu wortgewaltig. Er überfiel mich mit Themen, zu denen er meine Meinung wissen oder über die er mit mir diskutieren wollte. Hörte ich ihm zu, lauschte ich einem Mann unbestimmten Alters. Sah ich ihn an, sah ich einen Mann, dessen Jugendllichkeit mich jedes Mal aufs Neue faszinierte.

An einem solchen Abende war mir mein früherer Mann in den Sinn gekommen und ich war froh gewesen, dass ich mich von ihm befreit hatte.

Andere Male war Jacob zurückgezogen und hörte nur zu. Seine Augen wichen dann nicht von meinen und ich fragte mich, ob in seinem Blick mehr als Aufmerksamkeit lag. Seine schönen Hände lagen einstweilen vor ihm, und mein Blick darauf ließ meine Gedanken mäandern.

Es war so vieles an Jacob, was ich vermisste, seit ich den Kontakt zu ihm hatte abreißen lassen.

Eines Abends, als ich erwartungslos über den Hof späte, brannte Licht in seiner Wohnung. Sofort hegte ich wieder Hoffnung und spürte innere Unruhe. Drei Abende beobachtete ich die Geschehnisse.

Die Wohnung erhellte sich immer kurz nach zwei- undzwanzig Uhr und ich sah seine Silhouette umhergehen. Am folgenden Abend passte ich Jacob an den Briefkästen ab. Ich tat, als sehe ich verspätet nach meiner Post. Ich begrüßte ihn herzlich, was mir nicht schwerfiel. Er erzählte, für ein Praktikum im Ausland gewesen zu sein und jetzt bis zum Semesterbeginn zu jobben.

„Kommst du dann immer so spät nachhause?“

„Ja. Spätschicht. Das gibt Zulagen.“

„Dann kommt doch morgen nach der Schicht auf ein Glas Wein und eine kleine Brotzeit hoch.“

5

Mit Jacobs Rückkehr und meiner Einladung standen brennende Fragen im Raum: Wie wollte ich mit meinem Verlangen umgehen? Und: War unser Altersunterschied für Jacob doch eine Hemmschwelle? Ich kannte sein Alter. Zwanzig. Er meines nicht. Aber auch wenn ich jünger aussah als ich war, musste Jacob klar sein, dass ich um einiges älter war als er. Ich entschied, den Altersunterschied so weit zu kürzen bis er kleiner zehn war und mein Alter unter dreißig liegen würde.

Während Jacob spätabends die Brotzeit aß, tischte ich ihm das Ergebnis meiner Rechenkünste auf. Nicht einen Augenblick zweifelte er das Ergebnis an.

Nach dem das so glatt gelaufen war, präsentierte ich ihm eine zweite, zugegebener Maßen gewagte These. Die war mir während meiner Kürzungen in den Sinn gekommen. Ich erklärte, zwar auf dem Papier neun Jahre älter, im tatsächlichen Leben aber acht Jahre jünger als er zu sein. Auf seinen fragenden Blick hin, erläuterte ich, mein Leben erst zu leben, seit ich vor zwölf Jahren der Enge des Tals, in dem ich aufgewachsen war, entkommen sei. „Daher bin ich erst zwölf und somit acht Jahre jünger als du.“ Jacob nahm mein Zahlenspiel amüsiert zur Kenntnis, und ich hakte den Altersunterschied ab.

Für mich selbst steckte viel Wahrheit in der Gleichung. Ich hatte mein Leben tatsächlich erst begonnen zu spüren und zu leben, als ich dem sonnenarmen Tal, in dem mein Elternhaus stand, im Alter von Siebzehn entkommen war. Dass ich allerdings schon vor mehr als zwölf Jahren geflüchtet war, blieb mein Geheimnis.

Nach dem Jacob fertiggegessen und ausgetrunken hatte, verabschiedete er sich. Wieder spürte ich seine zaghafte Umarmung – die sanfte Berührung seiner Finger durch den Stoff, seine Lippen flüchtig auf meinen Wangen.

Als er gegangen war, lehnte ich mich mit dem Rücken an die Tür und fühlte mich verloren und vergessen.

6

Mir wurde klar, dass es an mir liegen würde, die Tür wieder aufzustoßen. Aber mit einer so billigen Manipulation wie zuletzt auf dem Sofa würde ich diesmal nicht wegkommen. Das vermutete ich zumindest. Hätte ich allerdings da schon gewusst, dass auch Jacob sich ständig Gedanken machte, wie wir zusammenfinden könnten, hätte ich es mir einfacher machen können. Aber so wie es dann kam, war es in jedem Fall raffinierter und eleganter als alles andere.

Aber auch hier der Reihen nach.

Ich suchte nach einer sprühenden Idee, nach einem Feuerwerk. Tatsächlich war es Jacob selbst gewesen, der mich auf den Einfall gelenkt hatte – in jener Nacht, als er mir von seinem Traum vorschwärmte hatte. Ich musste nur der Fährte, die er gelegt hatte, folgen und die Bilder seiner Phantasie zum Leben erwecken. Ich räume es ein: Es war eine neuerliche Manipulation, so wie schon der zu offene Reißverschluss, mein gekürztes Alter, und die skurrile Rechnung, nach der ich um Jahre jünger sei als er. In jedem Fall nahmen die Dinge wenig später ihren Lauf.

Jacob hatte erwähnt, in den kommenden Wochen immer um die gleiche Zeit von dem Ferienjob nachhause zukommen. Genau diesen Augenblick würde ich mir zu Nutze machen. Zunächst würde ich ihm eine vertraute Routine bieten und ihn auf einen Wein einladen. Alles weitere würde sich dann schon fügen.

7

Am folgenden Abend begann ich mich bei Einbruch der Dunkelheit umzuziehen und schlüpfte in die Maskerade meiner Rolle. Ich betrachtete mich im Spiegel und gefiel mir. Und ich war mir sicher, dass ich auch Jacob gefallen werde. Ich malte mir seine Reaktion aus, wenn er das Geheimnis meines Kostüms erkennt. Aber wie sollte ich meinen Auftritt inszenieren, um die gewünschte Wirkung zu entfalten? Mit einer Idee ging ich ins Wohnzimmer und probierte die Vorführung aus. Die Idee funktionierte. Von da an musste ich nur noch warten.

Ich schaltete die Lichter in der Wohnung aus, setzte mich im Dunklen ins Wohnzimmer und hoffte Jacob würde auch heute zur gewohnten Stunde nachhause kommen. Als ich kurz nach zehn einen Wagen einparken hörte, trat ich ans Fenster. Aus dem Schutz der Dunkelheit vergewisserte ich mich, dass es Jacob war, und dass er allein war. Er war es und er war allein.

Jetzt musste ich schnell sein. Rasch legte ich einen extra Spritzer Parfum auf und betrat mit Handtasche und Schlüssel den Hausflur. Ohne Licht zu machen, sperrte ich die Wohnungstür ab, lief im Dunkeln nach unten und stellte mich in der Durchfahrt vor die Tür in mein Treppenhaus. Jetzt drückte ich auf den Knopf für die Beleuchtung. Jacob würde mich gleich sehen wenn er das Tor aufsperrte. Kaum betrat er die Durchfahrt, sah er mich und rief: „Guten Abend, Viktoria.“

Ich tat, als suchte ich den richtigen Schlüssel am Bund. „Das ist ja eine nette Überraschung. Kommst du erst jetzt von der Arbeit? Möchtest du noch auf ein Glas hochkommen?“ Wie ich vermutet hatte, musste er nicht überlegen, um zu wissen, dass er wollte. Er folgte mir ins Treppenhaus und in die Wohnung. Rasch machte ich im Wohnzimmer zwei Tischlampen an, die dämmeriges Licht gaben.

8

„Nimm Platz“, rief ich, während ich in der Küche Wein einschenkte. Ich fragte ihn nicht, was er trinken wollte. Als ich ins Wohnzimmer kam, saß er auf seinem gewohnten Platz, dem Sofa. Ich reichte ihm das Glas. Aber statt mich zu setzen, blieb ich vor ihm stehen und prostete ihm zu.

Erst jetzt wurde er meiner eleganten Aufmachung gewahr. Ich sah es seinen Blicken an, sah wie er die Augenbrauen hochzog. Er kannte mich nur sportlich gekleidet, in Hose und Bluse. Und im Catsuit. Noch nie hatte er mich in einem Kostüm gesehen. Ich sagte nichts, wollte abwarten, bis er etwas sagen würde.

Auf dem ausladenden Sessel ihm gegenüber nahm ich schließlich Platz und schob das rechte Bein über mein linkes Knie. Die Reibung der Strümpfe erfüllte die Stille mit seidigem Rauschen. In dem herrschenden Dämmerlicht glänzten die Strümpfe verführerisch. Die zarte Reibung, das Rauschen und der Glanz bescherten mir ein wohliges Prickeln. Hing auch Jacob dem Rauschen nach und sah auch er den zarten Widerschein?

Der Pumps auf meinem schwebenden Fuß hing auf den Zehen. Jacob betrachtete den hohen Absatz, ich konnte es sehen und wusste, was er überlegte: Wie groß würde Viktoria damit sein? Er hatte erwähnt, es zu mögen, wenn Frauen groß, auf Augenhöhe mit ihm sind. Ich ließ den Blick auf ihm ruhen und erinnerte mich daran, dass er erwähnt hatte das Blau meiner Augen wie Lichtstrahlen zu spüren. Noch immer hatte keiner von uns etwas gesagt. Meine Kostümierung schien ihn weiter zu beschäftigen. Fragte er sich, für welchen Anlass, für wen ich mich so schick gemacht hatte?

Ich ließ ihn mit diesen oder ähnlichen Gedanken alleine, ließ ihn zappeln und prostete ihm abermals zu.

„Elegant siehst du aus. Hattest du einen besonderen Anlass?“

Schon schwebten die Gedanken, die ihn umtrieben, im Raum umher.

Aber auch meine stummen Fragen: Bist du eifersüchtig? Wenigstens ein bisschen? Es würde mir schmeicheln. Aber warum fragst du, ob ich einen besonderen Anlass hatte? Warum fragst du nicht, ob ich einen besonderen Anlass habe?

„Das muss sich noch rausstellen.“ Mit der kryptischen Antwort musste er auskommen. Mit etwas anderem konnte ich schließlich nicht aufwarten. Ich versuchte einen vielsagenden Gesichtsausdruck. Jacob fasste nicht nach. Er hatte verstanden, dass es sinnlos sein würde darauf zu hoffen, ich könnte verraten, wo ich gewesen bin, mit wem, und was passiert war?

Noch ein Weilchen genoss ich das Spiel und pirschte mich sehnsüchtig an mein Ziel. Dann war es soweit. Ich wollte Jacob und mich nicht weiter auf die Folter spannen. Langsam, mit einem Seufzer der Entspannung und Wohligkeit rutschte ich im Sessel ein Stück nach unten und nach vorne, und hoffte, der Trick würde funktionieren.

Der Stoff des kurzen Rocks blieb am Polster haften und ich sah, dass die Spitze der Strümpfe, eingehakt in den Enden des Strumpfgürtels, zum Vorschein kam. Sofort erkannte ich, dass es Jacob dämmerte, dass sein Traum zum Leben erweckt war. Ich dachte an seinen Satz in jener Nacht zu fortgeschrittener Stunde ,und seither träume ich davon, mit einer Frau in Strapsen zu schlafen.' ,Klingt verführerisch. Kann ich verstehen', hatte ich ihm geantwortet. Seine Augen waren jetzt genauso aufgerissen wie damals. Ich ließ mir nichts anmerken und verharrte bewegungslos. Ich gönnte ihm den Anblick und tat erneut einen Seufzer der Entspannung.

Einen Augenblick später stand Jacob auf. Er kam auf mich zu, nahm mir das leere Glas aus der Hand und ging in die Küche, um nachzuschenken.

Als er zurückkam und sich neben mir hinkniete um mir das Glas zu geben, war er mir in die Falle gegangen. Mit einer Hand nahm ich ihm den Wein ab. Mit der anderen umfasste ich seinen Kopf und zog ihn zu mir. Ein leidenschaftlicher Kuss genügte.

Später nachts, Jacob lag neben mir und schlief, dachte ich daran, wie sich mein Plan auf wunderbare Weise gefügt hatte.

Ich fragte mich aber auch, ob Jacob sich mit der Frage quälte, für wen ich so tief in die Trickkiste der Verführungskünste gegriffen hatte. Nach einigen Überlegungen beschloss ich, dass er kein Recht darauf hatte, eifersüchtig zu sein und ich hoffte, dass er das wusste. Und noch etwas beschloss ich: die Wahrheit als ein Geheimnis zu bewahren, und nicht zu verraten, dass die Inszenierung ausschließlich ihm und uns, gegolten hatte. In den Morgenstunden, ich hörte erste Vogelstimmen, beschlich mich dann noch eine Frage: Sollte, ja musste ich anlässlich meiner neuerlichen Manipulation ein schlechtes Gewissen haben? Ich entschied, dass das unnötig wäre. Für mich fühlte sich alles wunderbar und richtig an, und ich war zuversichtlich, dass es bei Jacob nicht anders war.

Bevor Jacob die Wohnung verließ, gab ich ihm einen Schlüssel und entließ ihn mit den Worten „Nutze ihn, wann immer dir danach ist“.

10

Als Jacob dem Examen näher kam, ahnte ich, dass die Zeit näher rückte, die Liaison zu beenden. Ich wollte nicht zusehen müssen, wie ich eines Tages von einer Jüngeren ersetzt werden würde. Ich entschied, dazu die Tage zu nutzen, während derer Jacob nach den Examensprüfungen mit Kommilitonen verreisen

würde. So begann ich Monate vorher mit den Vorbereitungen und mietete in einem anderen Stadtteil eine neue Wohnung. Ohne Erklärung und ohne Jacob eine Nachricht zu hinterlassen, zog ich um und fort, während er verreist war.

Erst Jahre später begegneten wir uns zufällig ein erstes Mal wieder.

11

Damit ist die Wahrheit erzählt. Das zu tun war mir eine Freude und ist mir eine Frage der Ehre. Die Erinnerungen an die einstigen Ereignisse werden mir auf Ewig unvergesslich sein.

E N D E

Lauffeuer

1

Wie ein Lauffeuer hat sich die Nachricht verbreitet. Jeden letzten Donnerstag im Monat bittet eine Dame der Gesellschaft zu Drinks in ihr Haus. Jeder, der davon weiß, ist willkommen. Schon zwei Mal bin ich dort gewesen und auch heute werde ich hingehen.

Es ist noch fast heiß, als ich im frühen Abendlicht die Terrasse betrete. Im Hintergrund läuft der Sommerhit Shame, Shame, Shame, der gerade Platz eins der Hitparade abgeben musste. Hundert oder mehr sommerlich gekleidete Gäste stehen umher und unterhalten sich lebhaft. Auch heute sind die meisten wieder älter als ich, teils im Alter meiner Eltern. Inzwischen weiß ich, dass das aber keine Rolle spielt. Hier kommen alle rasch miteinander ins Gespräch. Ich sehe meine Freunde und gehe zu ihnen. Es dauert nicht lange, bis mir etwas zu trinken angeboten wird, auch diesmal verbunden mit der Aufforderung, mich im Weiteren selbst zu bedienen.

Gerade als ich ins Haus gehen will, um mir ein neues Getränk zu holen, spricht sie mich an.

„Entschuldige. Hast du Feuer? Ich habe versäumt, Streichhölzer einzustecken.“

Während ich ihr das Feuerzeug hinhalte, stelle fest, dass sie ungewöhnlich groß ist. Die Haare fließen wellig über ihre Schultern. Der Teint ist sonnengebräunt. Etwas Geheimnisvolles liegt in ihren Zügen. Schon während der ersten Sätze spüre ich, wie ihre blaugrünen Augen mein Gesicht abfahren, zu meinen Händen schweifen und zu meinen Augen zurückgleiten. Mein Blick bleibt bei ihren üppigen Lippen hängen. Leuchtend rot umrunden sie den großen Mund. Sanft legen sie sich um den Filter, wenn sie an der Zigarette zieht. Lebhaft bewegen sie sich, wenn sie spricht. Ihre Stimme überrascht mich. Fast rau ist sie. Ich spüre, wie ihre Gegenwart beginnt, meine Atmung, meinen Herzschlag, meine Sprache, meine Stimme zu bestimmen.

Sie weicht nicht von meiner Seite. Das schmeichelt mir. Vor meinen Freunden ist es mir allerdings peinlich. Gern wüsste ich ihren Namen, traue mich aber nicht, sie danach zu fragen.

Noch immer habe ich mir nichts zu trinken geholt. Ich sehe, dass auch ihr Glas leer ist und biete ihr an, etwas für sie mitzubringen.

„Ich komme mit. Mal sehen, was es so alles gibt.“

Ich mache ihr ein Zeichen, vorauszugehen. Während sie vor mir herläuft, fällt mir ihr weißer Overall auf. Blousonartig.

Ein Gürtel aus unterschiedlich großen silbernen Metallringen umfasst die Taille. Mit ihrem ungewöhnlichen Stil unterscheidet sie sich deutlich von den anderen Frauen hier, stell ich fest.

Nachdem wir uns bedient haben, deutet sie auf einen anderen Ausgang in den Garten. Das ist mir recht, dort hält sich keiner meiner Freunde auf. Beim Überschreiten der Schwelle stolpert sie leicht. Reflexartig halte ich ihr eine Hand hin. Statt nach der Hand zu greifen, umfasst sie meinen Rücken. Und lässt den Arm dort. Ich tue das Gleiche und führe sie an einen der freien Stehtische. Aber ich weiß, dass sie mich führt, dass sie es ist, die lenkt und bestimmt. Wir lehnen uns an den Tisch.

Ich nenne ihr meinen Vornamen.

„Ein schöner Name.“ Ihrer flachen Abendtasche entnimmt sie eine Karte und gibt sie mir. Fester Karton. Leicht getöntes Weiß. Englische Schreibschrift, gestochen scharf. Ihr Vorname ist Regina. Den Nachnamen kenne ich. Es ist eine bekannte Familie. Über dem Namenszug ist ein Wappen in den Karton geprägt. Am unteren Rand steht Dipl.-Ing. – Innenarchitektin, darunter die Adresse, allerbeste Lage, und die Telefonnummer. Ich stecke die Karte in die hintere Tasche meiner Jeans.

Wie magnetisiert schmiegen sich unsere Schultern und Hüften immer wieder aneinander. Erst nur wie versehentlich, zufällig, gelegentlich, flüchtig. Ich kenne das, dass Mädchen aus der Schule auf mich zugehen. Aber eine Frau wie Regina? Bei ihr ist alles ganz anders. Ihre Fixierung irritiert mich. Meine Freunde fallen mir ein. Beobachten sie uns heimlich? Bekomme ich in den nächsten Tagen schelmische, hämmische Kommentare zu hören?

Einige Gin Tonics und Küsse später haucht Regina mir ins Ohr. „Für mich ist es an der Zeit, zu gehen. Hast du Lust, morgen etwas mit mir zu unternehmen? Ich habe eine Idee.“

Ich nicke. Muss die Schule eben einen Tag auf mich verzichten. Seit ich letzte Woche achtzehn geworden bin, kann ich mich selbst entschuldigen. Und bis zu den Sommerferien vor dem Abiturjahr ist ohnehin nur noch eine Woche hin. Ich begleite Regina zu ihrem himmelblauen Auto. Im Schatten der Bäume wage ich es, den Reißverschluss des Overalls ein Stückweit aufzuziehen. Wenig später fährt sie.

Auf dem Weg zu Fuß nachhause überlege ich, wie alt Regina wohl ist? Vielleicht so alt wie meine Tante? Die ist fünfunddreißig, vielleicht sechsenddreißig – glaube ich.

Vor elf Uhr komme ich zum vereinbarten Treffpunkt und sehe das Heck von Himmelblau. Auch Regina ist zu früh. Ich erkenne, dass sie im Rückspiegel zusieht, wie ich auf den Wagen zugehe. Das Beifahrerfenster ist heruntergelassen. Ich beuge mich herab, sehe hinein – und da ist er wieder, der Blick.

Mit einer Geste fordert Regina mich auf, einzusteigen. Ich habe mir nicht überlegt, wie ich sie begrüßen soll. Mit einem Kuss? Auf die Lippen? Als ich sitze, streicht mir Regina mit dem Rücken ihrer Finger über die Wange. Eine Welle des Wohlbehagens durchströmt mich, und ich nehme eine Schwere in Reginas Atmung wahr.

Regina lässt den Motor an und fädelt sich in den Verkehr ein. Sie kurbelt ihre Seitenscheibe herunter und legt den Arm in den Fensterrahmen. Kein Wort haben wir bisher gewechselt. Plötzlich fragt Regina: „Wie geht es dir?“ Mit dieser sonst so leeren Phrase öffnet sich mir eine Welt voller Hingabe und Neugier, und ich fühle mich unendlich angenommen. Ihre Stimme, mit der sie die Worte gesprochen hat, berauscht mich aufs Neue. Ich glaube zu spüren, dass Regina dringend darauf wartet, zu erfahren wie es mir seit gestern Abend geht.

Reginas Haar fliegt im Wind. Immer wenn sie zu mir herüberblickt, sehe ich ihr in die grünblauen Augen. Plötzlich werde ich ihres Duftes gewahr. Als ich gestern dicht zu ihr getreten war, ihr das Feuerzeug hingehalten habe und sie mit ihrer Hand die meine, kaum spürbar, berührte während sie die Zigarette an der Flamme anzündete, habe ich diese Mischung aus Süße und weiblicher Wärme zum ersten Mal eingesogen. So wie jetzt auch wieder.

3

Regina verrät nicht, wie ihr Plan aussieht. Ich frage nicht. Wir lassen die Stadt hinter uns, passieren Dörfer, fahren durch eine sanfte Hügellandschaft, durch sattes Hochsommergrün und unter einem stahlblauen Himmel hindurch. Ich beobachte Regina, wie sie Kurven schneidet und runterschaltet, wenn sie beschleunigt. Irgendwann hält Regina an einem Feldweg und stellt den Motor ab.

„Aussteigen. Wir sind da.“

Ich wundere mich. Wo sind wir? Was wollen wir hier?

Ich sehe Regina einen Picknickkorb und eine Tasche mit Badetüchern von der Rückbank nehmen. Ich erkläre ihr, nicht auf baden eingestellt zu sein.

„Es ist für alles gesorgt.“ Sie lacht.

Ich nehme den Picknickkorb. Nach kurzer Wegstrecke schwenkt Regina nach links in einen nur zu erahnenden Pfad zwischen zwei Maisfeldern. Die Pflanzen stehen mehr als mannshoch Spalier und neigen sich von beiden Seiten zu einem Gewölbe. Ich folge Regina. Wir sind unsichtbar, wie vom Erdboden verschluckt. Am Ende des Tunnels gelangen wir auf einen Wiesenstreifen, gegenüber gesäumt von einem Waldrand. Meine Verwunderung steigert sich. Dann erkenne ich einen See, nur wenige Schritte zwischen den Bäumen hindurch.

Wir stellen die Taschen auf der Wiese ab.

Mit raschen Handgriffen leert Regina die Badetasche und wirft die Badetücher aus. Dann fasst sie mit beiden Händen in den Stoff ihres Kleides, zieht es über den Kopf und steht nackt vor mir.

Sie streckt mir eine Hand entgegen.

„Komm. Lass uns schwimmen.“

Ihre Worte und ihre Stimme rauschen in meinem Kopf. Außer dem Flüstern der Maisblätter vernehme ich nichts und niemanden. Nur die Sonne sieht uns.

E N D E

Fremdkörper

1

Dicht und leicht wie Daunen taumelten die Schneeflocken herab. Cecilia war froh, den schweren Mantel und die festen Stiefel anzuhaben. Die Wischerblätter ihres altersschwachen Wagens hatten Mühe, ihr die Sicht freizuhalten. Schemenhaft erkannte sie umhereilende Passanten, die Mantelkrägen hochgestellt, die Köpfe eingezogen. Die Kirche vorne am Platz war vom Schneefall verschluckt. Schade. Sie mochte deren barocke Pracht. Über vier Ampelphasen hinweg war sie nun schon kaum vorangekommen. Wann würde es endlich weitergehen und sie zu ihrem letzten Termin für diese Woche abbiegen können? Das Gespräch war für siebzehn Uhr vereinbart. Das könnte knapp werden. Sie griff nach dem Handy und tippte.

„Hallo Herr Schildkamp, wegen des Schneefalls verspäte ich mich voraussichtlich um 15 Minuten. Sorry.“

Grüße, Cecilia König, Fairfood Handels-AG‘

Culture Club, Do you really want to hurt me, dröhnte aus den Lautsprechern. Der Kassettenspieler war vermutlich das Einzige an dem Wagen, was noch einwandfrei funktionierte, dachte sie. In jedem Fall war ihr das Gerät die wichtigste Funktion an dem Auto. Sie hörte noch immer die Musik ihrer Pubertät.

Eigentlich ein Jammer, dass die Rostlaube den fälligen TÜV nicht überstehen würde. Welch Glück, dass sie nächste Woche den neuen Wagen bekam. Ihren ersten Dienstwagen. Die Anstrengungen hatten sich gelohnt. Nie hätte sie geglaubt, mit nur einem Hauptschulabschluss und einer Lehre soweit zu kommen. Sie wippte zur Musik und hoffte, in vier Wochen bei solchen Tunes in das Jahr 2000 hineinzutanzen. Die Karosserie schwankte mit. Der Sound wechselte. Sade, Smooth Operator. Bei dem Song hat Felix sie zum ersten Mal geküsst. Leider auch nur dieses eine Mal.

Ungeduldig wartete sie auf Gelb und Grün. Noch bevor es grün wurde, schubste ein Aufprall von hinten ihren Wagen nach vorne. Sofort spürte sie, wie der Sicherheitsgut sie zurückhielt. Der funktioniert also auch noch, stellte sie lakonisch fest. Der Stoß war harmlos gewesen, sie dagegen schlagartig sauer. Jetzt würde sie endgültig zu spät zu Schildkamp kommen.

Noch bevor sie sich abschnallen konnte, klopfte es an der Seitenscheibe. Sie schob das Fensterchen auf. Draußen stand ein Typ der etwas in den Wind rief. Sie verstand ihn nicht. Von hinten hörte sie einsetzendes Hupen. Er trat zurück und ließ sie aussteigen. Sie ging zum Heck und spürte, dass er ihr folgte.

Ihr war bewusst, dass die Heckklappe schon vor dem Aufprall diverse Dellen aufgewiesen hat und

konnte nicht ausmachen, welche der Beulen gerade neu dazugekommen sein mochte. An seinem Auto sah sie keinen Kratzer. Dafür erkannte sie, dass der Kerl nicht einfach einen Golf fuhr, sondern einen GTI. Dabei war er in ihrem Alter. Das Hupkonzert hielt an. Die Ampel stand auf grün. Schneeflocken umtanzten sie.

„Das macht nichts. Die Kiste kommt ohnehin auf den Schrott. Aus meiner Sicht müssen wir nichts regeln. Schöne Weihnachten“. Der Arme, dachte sie noch, er musste frieren, stand nur im Hemd da und hatte dünnen Slipper an.

„Vielen Dank. Das ist sehr großzügig von Ihnen. Darf ich Sie wenigstens auf einen Kaffee einladen?“

„Keine Zeit, hab es eilig. Und ich glaube, wir sollten die Straße freimachen.“ Hörte der GTI-Schnösel die Huperei denn gar nicht?, wunderte sie sich, stieg ein und fuhr davon.

2

Justus sah zum Beifahrersitz wo die Mappe mit seinen Initialen lag: J. H. Darunter stand Wis-Mit. In der Mappe lag der Sachverhalt.

Morgenfrüh erwartete die Anwältin, der er in der Kanzlei als Wissenschaftlicher Mitarbeiter zugeordnet war, den Entwurf eines Schriftsatzes. Bis

zweiundzwanzig Uhr würde er das hinbekommen, war er sich sicher. Anschließend würde er für das zweite Staatsexamen büffeln.

Er schaute in das dichte Schneetreiben, betrachtete den verrosteten roten Wagen vor sich und spürte den Druck, den er jedes Mal verspürte, wenn er an sein neues Auto dachte. Er wusste, was von ihm erwartet wurde. Wenn er schon nicht Arzt, wie beide seine Eltern und seine beiden Großväter wurde sollte er wenigstens ein Prädikatsexamen abliefern. Vor drei Monaten hatten ihn seine Eltern mit dem GTI überrascht. ‚Vorschusslorbeeren auf dein zweites Examen‘, hatte sein Vater zum Besten gegeben. ‚Es war gerade eine kleine Kapitalanlage frei geworden. Da haben wir gedacht, so ein Wagen ist sicherlich eine gute Investition in deine Zukunft‘, hatte seine Mutter ergänzt. Seither lastete der Wagen wie eine Tonne Stahl auf ihm.

Unruhig spielte er mit Kupplung und Gangschaltung, gleich würde es gelb und dann grün werden. Er legte den ersten Gang ein, und schon war er dem Wagen vor ihm draufgefahren. Die Rostlaube hüpfte nach vorne. So ein Mist, fluchte er.

Er schaltete den Motor ab und die Warnblinkanlage ein.

Darauf löste er den Gurt, stieg aus, ging zu dem Wagen vor ihm und klopfte an die Seitenscheibe. Das Fensterchen ging auf.

Er erkannte eine Frau und rief. „Entschuldigung. Ich hoffe, Ihnen ist nichts passiert. Natürlich komme ich für den Schaden auf.“

Er fror, hatte weder Jackett noch Mantel an, und nur dünne Lederschuhe. Die Frau schloss das Fenster. Er trat zurück, damit sie aussteigen konnte. Blonde Haare quollen unter ihrer Wollmütze hervor. Sie trug einen festen Wintermantel und Stiefel.

„Cecilia“, hörte er sie sagen, und „Wie konnte denn das passieren?“

„Habe mit der Kupplung gespielt“, bibberte er. „Tut mir leid.“

Sie nickte. Er folgte ihr, als sie zum Heck des Wagens ging. Gemeinsam sahen sie nach dem Schaden. Mit einer Geste winkte die Frau ab.

„Das macht nichts. Die Kiste kommt ohnehin auf den Schrott. Aus meiner Sicht müssen wir nichts regeln. Schöne Weihnachten“.

Er war verblüfft. Sie hätte mindestens tausend Mark herauschlagen können. Wer so eine Kiste fährt, kann einen Tausender gut brauchen.

Obwohl er keine Zeit hatte, bot er ihr einen Kaffee an – quasi als kleine Entschädigung.

Die Frau winkte aber erneut ab, erwähnte es eilig zu haben, rief noch etwas, was er nicht verstand, stieg ein und verschwand im Schneegestöber.

„Freitag“, jubelte Cecilia. Bald würde sie den letzten Termin für die Woche hinter sich haben. Sie spürte die Spätsommersonne durch das offene Schiebedach hereinschienen und sah zu den gelben Zwillingstürmen der Kirche vorne am Platz. Vor dem stahlblauen Himmel leuchteten sie wie Gold. Nur zu öde, dass die Straße wieder Mal verstopft war. Dass sich ihre Kolonne an der Fahrzeugreihe links von ihr allmählich vorbeischoob – bis auch sie wieder stehenbleiben musste – war ihr nur ein schwacher Trost. Der Fahrer des Wagens, neben dem sie jetzt stand, ließ die Beifahrerscheibe herunter und gestikulierte. Was wollte er? Sie ruckelte an der Tür. Die war fest verschlossen. Dann sah sie ihn eine Kurbelbewegung machen. Sie öffnete das Fenster.

„Hallo. Sind Sie nicht Cecilia? Erinnern Sie sich an mich? Ich bin Ihnen kurz vor Weihnachten, dort vorne an der Ampel, aufgefahren.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, fragte er nach dem roten Auto und fügte hinzu: „Einen schicken Wagen fahren Sie da jetzt.“

Cecilia war sich sicher, dass sie ihn im Vorbeigehen nicht erkannt hätte. Aber an seine Stimme konnte sie sich sofort erinnern.

„Hallo. Ja. Ich bin es. Wie geht es Ihnen. Und wie geht es GTI?“

„Beiden geht es gut. Ist das hier Ihre Stammstrecke?“

„Nur jeden zweiten Freitag. Ich bin auf dem Weg zu meinem letzten Termin. Dann ist endlich Wochenende.“

„Darf ich Sie danach zum Abendessen einladen? Die Zinsen auf den ausgefallenen Kaffee im Dezember haben sich sicherlich schon zu einem Abendessen akkumuliert.“

Der GTI-Schnösel war ja richtig spontan, und witzig war er auch. Und irgendwie sah er viel besser aus, als sie ihn in Erinnerung hatte.

„Warum eigentlich nicht.“ Für den Abend hatte sie ohnehin nichts vor. Ihre Kolonne bewegte sich wieder. Sie musste eine Lücke vor sich aufreißen lassen, um auf seiner Höhe zu bleiben. „Ich könnte ab zwanzig Uhr.“

Sie hörte ihn einen Namen rufen und wusste, dass es nicht seiner war, sondern der eines Gartenlokals.

Sie hob den Daumen und schloss zu dem inzwischen vorausgefahrenen Wagen auf. Seinen Namen wusste sie weiterhin nicht.

Die oberste Visitenkarte fühlt sich gut an. Der Stapel lag in einem Kästchen. Justus glitt mit zwei Fingerkuppen darüber. Sein Name stand im oberen Drittel, mittig. Darüber, dezent und elegant das Logo und der Name der Kanzlei. Unter seinem Namen stand Rechtsanwalt. Heute früh hatte er das Päckchen entgegengenommen, zusammen mit dem Arbeitsvertrag. Es hatte sich also gelohnt, während des Referendariats an so manchen Wochenenden in der Kanzlei an Schriftsätzen gearbeitet zu haben. Er fand, ein bisschen stolz sein zu dürfen und überlegte, mit wem er sich für heute Abend verabreden könnte, um schon mal anzustoßen. Zugleich freute er sich darauf, morgen in einer großen Sause auf seinen Berufsbeginn anzustoßen und im selben Atemzug das WG-Leben zu beenden. Alles angehende Juristinnen und Juristen würden sie sein. Nur Benedikt, Roxanas Freund nicht, der war Arzt. Aber statt vielleicht bald mit jemandem anzustoßen, stand er im Stau, noch dazu in der falschen Spur. Die Kolonne, rechts, schob sich ständig an ihm vorbei.

Er dachte an morgen. Vormittags würde er die Einkäufe für den Abend erledigen müssen. Getränke für dreißig Leute.

Eine elende Schlepperei würde das werden. Für einundzwanzig Uhr hatte er vierzig Pizzen bestellt. Wenigstens dieser Luxus musste sein.

Er sah nach rechts. Die kannte er doch. Der war er doch im Dezember auf ihre Schrottbeule aufgefahren. Irgendwie war die komisch gewesen, hätte einen Reibach aus der Bagatelle machen können. Den Kaffee hatte sie auch nicht gewollt. Einen schicken Wagen fährt sie jetzt. Dann stellte er fest, dass sie sein Alter war. Er hatte sie älter in Erinnerung. Er drückte auf den Knopf, ließ die Scheibe auf der Beifahrerseite runter und deutete ihr an, ihr Fenster zu öffnen. Stattdessen sah er sie an der Fahrertür ruckeln. Mann, so doof kann man doch gar nicht sein. Er versuchte es mit einer Kurbelgeste. Darauf glitt das Fenster herunter.

„Hallo. Sind Sie nicht Cecilia? Erinnern Sie sich an mich? Ich bin Ihnen kurz vor Weihnachten, dort vorne an der Ampel, aufgefahren. Was ist aus dem alten roten Auto geworden? Einen schicken Wagen fahren da jetzt.“

Während sie redeten, beobachtete er, wie Cecilia eine Lücke vor sich aufreißen lassen musste, um auf seiner Höhe zu bleiben. Das schien sie nicht zu irritieren. Seinen spontanen Vorschlag für eine Abendeseinladung nahm sie ohne Zögern an. Er rief ihr den Namen eines Lokals zu.

Sie hob den Daumen und fuhr los um die Lücke vor ihr zu schließen.

Ganz schön cool, die Lady. Jetzt hatte er jemanden um noch heute Abend auf die Übernahme in die Kanzlei anzustoßen. Er freute sich. Aber nur kurz. Würde es nicht reichlich beliebig sein, mit dieser Cecilia anzustoßen? Sie kannten sich nicht, und würde sie überhaupt kommen?

5

Sie war zu früh, hatte aber keine Lust die Zeit mit einem Spaziergang zu überbrücken. In dem Lokal suchte sie sich einen Tisch im Freien und setzte sich. Kaum saß sie, stand er vor dem Tisch.

„Hi“, begrüße sie ihn. „Setze dich.“

Er setzte sich.

„Toll übrigens, dass du nach so langer Zeit meinen Namen noch wusstest“. Sie duzte ihn. Warum, wusste ich nicht. „Und wie heißt du?“

„Justus.“

„Und was macht Justus, wenn er nicht gerade Autos demoliert?“ Mit einem unschuldigen Lächeln versuchte sie die freche Bemerkung zu entschärfen.

„Lass uns was bestellen. Dann erzähle ich dir alles,“ schlug Justus vor. Sie stutze. Was Alles? Vielleicht wollte sie dieses Alles gar nicht wissen.

Ohne sie nach ihrem Wunsch gefragt zu haben, bestellte Justus zwei Gläser Champagner.

„Gibt es etwas zu feiern? Immerhin Champagner.“

Der Kellner kam mit zwei Gläser und einer Flasche und schenkte ein.

6

„Heute war mein erster Arbeitstag nach dem Studium. Darauf stoßen wir an.“

Sie erhoben die Flöten. Cecilia legte den Kopf schräg und nickte ihm zu. „Gratulation.“

Als sie das Glas wieder abgesetzt hatte, lag ein Lächeln auf ihrem leicht geöffneten Mund. Ihre Lippen waren ungeschminkt. Das war anziehend.

„Ich bin frisch gebackener Jurist und seit heute in der Kanzlei angestellt, in der ich während des Referendariats gearbeitet habe. Jetzt bin ich offiziell Teil des Teams. Mit Vertrag und Visitenkarten.“

„Bekomme ich eine?“

„Was eine?“

„Na, eine Visitenkarte. Bekomme ich eine?“

Zum ersten Mal überreichte er eine Visitenkarte und spürte seinen Stolz. Er beobachtete Cecilia die Oberfläche mit schlanken Fingern befühlen. Ihre Nägel waren unlackiert. Auch das gefiel ihm.

Dann sah er, wie sie die Karte kurz wendete und wieder auf die Vorderseite drehte.

„Gehört bei so einer Kanzlei nicht immer ein Doktor-Titel dazu?“

„Stimmt. Drei Jahre habe ich für die Dissertation. Steht so im Arbeitsvertrag. Das sollte klappen.“

Cecilia entschuldigte sich, stand auf und ging ins Lokal. Er sah ihr nach und erkannte, wie groß sie war. Fast einen Meter achtzig musste sie sein. Mit hohen Absätzen vielleicht größer als er selbst. Sie trug weiße Sneaker.

„Und was machst du?“, fragte er, nach dem Cecilia zurückgekommen war und sich gesetzt hatte.

7

„Etwas eher Bodenständiges. Nichts mit akademischem Hintergrund. Ich bin in einem Heim aufgewachsen. Die Äbtissin gab mir den Namen Cecilia. Das steht für ‚die Himmlische‘ oder auch ‚die Blinde‘, denn meine Herkunft ist unbekannt. In dem Heim wurde nicht viel geredet. Und wenn doch, in kurzen Sätzen und einfachen Worten. Meist waren es Anweisungen oder Tadel. Es war keine liebevolle Welt. Die Schwestern hatten das Bestreben uns baldmöglichst auf eigene Beine zu stellen. Aber immerhin durfte ich den Qualifizierten Hauptschulabschluss machen.

Bei einer Discounterkette habe ich dann eine Ausbildung zur Einzelhandelskauffrau durchlaufen und bin anschließend dageblieben. Schritt für Schritt habe ich mich hochgearbeitet.

Seit kurzem bin ich Regionalleiterin Süd. Ich leite eine der umsatzstärksten Regionen. Die anderen Regionen werden von Männern ab Ende dreißig, meist älter und meist mit Studium, geführt.“

Sie sah Justus an. Interessierte ihn das alles überhaupt? Justus machte eine Handbewegung, mit der er sie aufforderte, weiterzuerzählen.

„Mein Arbeitsumfeld ist praktisch geprägt. Tempo und die Gewährleistung der reibungslosen Abwicklung minuziös geplanter Abläufe sind meine Welt. Aus Schwankungen in den Tagesauswertungen ziehe ich Schlüsse auf Sand im Getriebe und reagiere, womit wir wieder beim Tempo und Zeitmanagement sind. An zwei bis drei Tagen pro Woche bin ich in meiner Region unterwegs, in den Märkten. Das alles ist ein ganz anderer Kosmos, als der einer Wirtschaftskanzlei.“

Konnte Justus mit ihren Erklärungen etwas anfangen? Sie kannte die Typen. Saßen in schicken Büros, waren eloquent und hatten zu allen Fragestellungen Lösungen parat. Sie fühlte sich unwohl und fragte sich, was sie hier eigentlich zu suchen hatte.

„Morgenabend feiere ich mit einigen Freunden meine Anstellung in der Kanzlei. Hättest du Lust, dazukommen? Ich würde mich jedenfalls freuen.“

Hatte Justus ihr Unbehagen gespürt und mit dem Themensprung ablenken wollen?

Sie zuckte mit den Schultern. Fortan redeten sie über alles möglich, nur nicht mehr über ihren und auch nicht über seinen Beruf. Als sie das Lokal verließen, begleitete er sie zu ihrem Fahrrad und wiederholte die Einladung für den nächsten Abend.

„Ich würde mich wirklich sehr freuen, wenn du kämst.“

„O.K. Ich komme gerne.“ Sie reichte ihm seine Visitenkarte. Sie hatte sie den Abend über in Händen gehalten.

„Bitte schreibe mir die Adresse auf die Rückseite.“

8

Am nächsten Vormittag sah sie sich in einer Buchhandlung um und fragte sich, mit was sie Justus eine Freude machen könnte. Sie wandte sich an einen Verkäufer. Bei dem Hinweis, der zu beschenkende sei Anwalt in einer Wirtschaftskanzlei, empfahl der Buchhändler *Die dunkle Seite des Mondes*, von Martin Suter. Sie ließ das Buch als Geschenk einpacken.

Justus hatte keine Uhrzeit genannt, nur abends gesagt. Sie entschied, zwanzig Uhr würde passen. Dem Klingelbrett entnahm sie, dass seine Wohnung im dritten Stock lag. Sie drückte den Klingelknopf. Ohne Rückfrage ertönte das Summen des Türöffners. Im dritten Stock orientierte sie sich nach dem Lärm.

Die Wohnungstür war angelehnt. Sie ging hinein. Im Wohnungsflur standen erste Gäste. Die sahen kurz auf, grüßten sie mit einem Kopfnicken oder einem „Hallo“ und führten ihr Gespräch fort. Die Wohnung erschien ihr groß. Mindestens drei Zimmer und eine geräumige Küche erkannte sie. Möbel gab es nur wenige. Justus sah sie nicht. War sie hier richtig? Das Alter der Anwesenden passt jedenfalls zu Justus. Und der herrschende Dresscode entsprach ihren Erwartungen. Sie wusste, dass die Klamotten teuer waren ohne modisch zu wirken. Und fast alle trugen eine Brille. Auch die waren im Trend. Zwei der Frauen trugen wuchtige schwarze Gestell, die anderen filigrane Fassungen, in Gold, wie Justus, oder randlose. Und noch etwas fiel ihr auf: Mit ihren flachen Ballerinas überragte sie fast alle, in jedem Fall alle anwesenden Frauen.

Auf der Suche nach Justus ging sie in eines der Zimmer. Auch dieser Raum war nur spärlich möbliert, eher unmöbliert.

Sie verstand: Justus hatte die Wohnung, die er sich jetzt als gutverdienender Anwalt leisten konnte, erst jüngst bezogen und die Möblierung stand noch aus. Einstand ins Berufsleben und Wohnungseinweihung in einem. Praktisch.

9

Justus stand mit Roxana auf dem Balkon, als er durch das große Fenster Cecilia das Zimmer betreten sah. Er freute sich. Cecilia war der letzte Gast, der noch gefehlt hatte. Er hatte sich schon gefragt, ob sie doch nicht kommen würde? Er entschuldigte sich bei Roxana und während er auf Cecilia zuging, fiel ihm auf, wie anders sie auftrat. Das wadenlange Blusenkleid in dunklem schilfgrün floss geradezu an ihr herab und schimmerte seidig. Die unteren Knöpfe waren offen. Bei jedem ihrer Schritte sah er ein schlankes Bein bis übers Knie hinauf zum Vorschein kommen. Das blonde Haar leuchtet wie Weizen. Cecilia sah so ganz anders aus, stach unter all den anderen Frauen regelrecht heraus.

„Willkommen, Cecilia. Schön, dass du da bist.“

Auf jede Wange gab er ihr einen Kuss. „Was darf ich dir zu trinken anbieten? Weißwein? Oder lieber Sekt? Oder ein Bier? Nur Wasser darfst du nicht sagen.“

„Gerne Weißwein.“

„Komm mit.“ Er ging voraus. In der Küche beugte er sich zum Kühlschrank herab und griff nach einer Weinflasche. Als er wieder hochkam und vor Cecilia stand, wurde er abermals ihrer Größe gewahr. Sie waren knapp auf Augenhöhe.

Sie musste hohe Schuhe tragen. Später würde er nach den Absätzen sehen. Er fand ihre Größe anziehend, sehr sogar, ließ sich aber nichts anmerken.

10

Nach dem sie von Justus das Glas Wein überreicht bekommen hatte, sagte er „Lass uns auf den Balkon gehen. Ich möchte dir jemanden vorstellen.“ Sie folgte ihm. Er ging zu der Frau, mit der er auf dem Balkon gestanden hatte, als sie hereingekommen war.

„Cecilia. Darf ich dir meine Kollegin Roxana vorstellen. Die Fairfood Handels-AG gehört zu Roxanas Mandantenkreis.“

„Arbeiten Sie als Juristin in der Rechtsabteilung der Fairfood Handels-AG?“, fragte Roxana?

„Nein. Ich leite eine Region.“

„Ah. Im Vertrieb. Außendienst.“

Roxanas Tonfall sprach Bände.

Während des knappen Dialogs beobachtete sie, wie Justus das Geschenk auspackte.

Er freute und bedankte sich, und erwähnte, von dem Buch schon gehört zu haben.

„Ich hole mir eben ein Glas Wasser“, sagte sie und ging, noch bevor Justus ihr anbieten könnte, das Wasser für sie zu holen. Ihr war nicht danach, weiter neben der Zicke Roxana zu stehen.

Während sie den Balkon verließ, hörte sie Roxana sagen: „*Die dunkle Seite des Mondes*. Für einen Anwalt in einer Wirtschaftskanzlei. Wie originell.“

In der Küche traf sie auf einen Mann, der nicht zur herrschenden Klasse zu gehören schien. Seine Locken waren zerzaust und seine Kleidung entsprach nicht dem uniformen Stil.

„Du bist kein Anwalt, oder.“ Sie hatte das nicht als Frage gemeint. Sie wunderte sich, ihn geduzt zu haben.

„Nein. Du sicher auch nicht.“

Sie nickte.

Beide lachten sie.

„Ich bin Arzt, heiße Benedikt. Ich bin der Freund von Roxana.“

Der Freund von Roxana. Erstaunlich. Sie hatten sich noch nicht lange unterhalten, als Roxana in die Küche kam. Roxana tat, als sehe sie sich um und überlege, was sie trinken wollte. Sie schenkte sich aber nichts ein.

Währenddessen hörte sie scheinbar desinteressiert zu – bis sie Benedikt mitten im Satz unterbrach.

„Leider muss ich Ihnen Herrn Dr. Bonenberger jetzt entführen. Ich muss ihn jemandem vorstellen.“ Sie zuckte mit den Schultern und entließ Benedikt mit einem Augenzwinkern. Wenig später sah sie die beiden abseitsstehen.

Roxana gestikulierte heftig und redete auf Benedikt ein. Der schwieg, den Blick zu Boden gerichtet. Ihr wurde klar, dass sie gehen wollte.

Sie kehrte auf den Balkon zurück, um sich von Justus zu verabschieden. Er begleitete sie in Richtung der Wohnungstür. Aber schon auf dem Weg dorthin wurde er von anderen Gästen in ein Gespräch gezogen. Sie ließ ihn zurück und winkte ihm beim Hinausgehen zu.

„Wir sehen uns“, hörte sie ihn ihr in den Hausflur nachrufen.

Das glaubte sie nicht. Hier gehörte sie nicht hin, hier hatte sie nichts zu erwarten. Hier war sie ein Fremdkörper.

11

Sonntagmittag wachte Justus auf und spürte das Verlangen nach einer Kopfschmerztablette. Die letzten Gäste waren um fünf Uhr gegangen.

Zumindest das wusste er noch. Er stand auf und sah sich um. Gute Geister hatten viele der Gläser in die Küche gestellt. Die Pizzakartons fand er auf dem Balkon aufgeschichtet vor. Die Aufräumarbeiten würden sich in Grenzen halten. Er war erleichtert. Für morgen hatte er einen Transporter gemietet, um die letzten Möbel in seine neue Wohnung zu bringen.

Damit würde das WG-Leben endgültig zu Ende sein, sann er und ging ins Bad.

Ihm fiel Cecilia ein. Sie war früh gegangen. Hatte sie sich nicht wohlfühlt? Er würde sie anrufen und ein Wiedersehen vereinbaren. Erst da bemerkte er, keine Telefonnummer von ihr zu haben. Auch wusste er nicht, wo sie wohnte und nicht, wie ihr Nachname lautete. Dienstagfrüh rief er bei der Fairfood Handels-AG an. Gott Lob war Cecilia die einzige Mitarbeiterin mit diesem Vornamen. Eine Verwechslung war ausgeschlossen. Da er ihren Nachnamen aber nicht wusste, bat ihn der Mann an der Zentrale um seine Kontaktdaten, die er Cecilia für einen Rückruf zuleiten würde. Nach dem Cecilia bis Freitag nicht zurückgerufen hatte, versuchte er es ein zweites Mal. Der Mann an der Zentrale versicherte ihm, das er Cecilia die Nachricht mit der Bitte um Rückruf übermittelt hätte. Cecilia rief ihn nie zurück.

Vier Jahre später sprach Cecilia ihn an, in einem Fairfood-Markt, der kürzlich um die Ecke seines Büros eröffnet hatte.

„Hallo Justus. Wie geht es dir? Ist deine Wohnung inzwischen möbliert?“

Er stutze. Dann begriff er. „Nein und ja. Die Wohnung, in der wir damals gefeiert haben, war unsere Studenten-WG gewesen. Ich hatte sie mit zwei Freunden geteilt. Die meisten unserer Möbel hatten wir schon vor der Feier in unsere jeweiligen neuen Wohnungen umgezogen. Mit dem Fest hatte ich nicht nur meine Anstellung in der Kanzlei gefeiert. Es war auch eine Abschiedsfeier vom WG-Leben gewesen. Seither wohne ich in einer Zweizimmerwohnung. Für mich allein. Übrigens. Nach dem Abend habe ich zwei Mal versucht, dich über dein Büro zu erreichen. Schade, dass du dich nicht mehr gemeldet hast. Du wirst deine Gründe gehabt haben.“ Er sah Cecilia kaum merklich nicken. „In jedem Fall würde ich mich immer noch freuen, dich zu einem gemütlichen Abend zu treffen. Oder würde das bei jemandem zu Fragen führen?“

Er sah sie den Kopf schütteln – langsam und scheinbar nachdenklich.

„Dann wäre es wirklich schön, dich bald wiederzusehen“, bestätigte er seinen Vorschlag, ohne zu wissen wie er ihn genau meinte.

Cecilia schwieg. Lag etwa Skepsis in ihren Zügen? Er wagte einen letzten Vorstoß. „Wie wäre es mit Freitag, zwanzig Uhr? Das hätte Tradition. An einem Freitag bin ich dir aufgefahren.“

An einem Freitag waren wir um zwanzig Uhr in dem Gartenlokal verabredet gewesen.“

Jetzt lachte sie und nickte. „Also gut.“

„Gerne bei mir. Magst du Sushi?“

Sie nickte.

Auf die Rückseite einer Visitenkarte schrieb er die Adresse und gab ihr die Karte. Cecilia gab ihm die ihre. Zu ersten Mal erfuhr er ihren Nachnamen.

13

Jetzt also eine Zweizimmerwohnung, Küche, Bad – vielleicht ein Balkon. Für ihn alleine, hatte er gesagt. Auf der Rückseite der Visitenkarte vergewisserte sie sich der Hausnummer. Dann warf sie einen Blick auf die Vorderseite. Das hatte sie bisher nicht getan. Zwei Veränderungen fielen ihr auf. Vor seinem Namen stand ‚Dr. jur.‘, und unter Justus’ Namen stand ‚Partner‘. Justus hatte sich also an die Klausel zu promovieren, gehalten.

Sie bog in die ruhige Straße in dem hippen Innenviertel, erkannte sanierte Altbauten und dazwischen moderne Häuser in ansprechender Architektur. In so einem wohnte er also jetzt, stellte sie fest, parkte, und sah das Schild Anwohnerparkzone. Hoffentlich kassierte sie kein Knöllchen.

Vorsorglich schickte sie ein Stoßgebet gen Himmel. Sie klingelte und betrat das beige gestrichene Treppenhaus. Im Spiegel im Aufzug streckte sie sich die Zunge entgegen. Warum? Sie wusste es nicht. Im obersten Stock stieg sie aus. Justus erwartete sie, stand an den Rahmen seiner Wohnungstür angelehnt da. Er drückte sich ab und kam auf sie zu. Jetzt freute sie sich doch, gekommen zu sein. Zur Begrüßung hielt sie ihm die Wangen hin. Sie folgte seiner Geste, voranzugehen. Die Wohnungstür schloss sich mit einem satten Ton. Das Entree war großzügig, mit Natursteinboden und Einbaugarderobe, in der Justus ihre Jacke aufhängte. Eine schmale Tür war das untrügliche Zeichen für die Gästetoilette. Mit einer Handbewegung bat Justus sie, durchzugehen. Sie betrat einen offenen Raum – Wohnzimmer und Esszimmer in einem. Auf den zweiten Blick erkannte sie im Hintergrund einen Tresen, der die in Dämmerlicht getauchte dahinterliegende Küche abtrennte. In die andere Richtung sah sie hinter einem deckenhohen Regal als Raumteiler einen Schreibtisch.

Darauf Bluetooth-Maus und -Tastatur, und ein Bildschirm. Dahinter ein Lederdrehstuhl mit hoher Rückenlehne. Im Neunziggradwinkel ein Sideboard mit Drucker. Alles in Schwarz, und alles makellos leergeräumt.

Die einzige weitere Tür musste ins Schlafzimmer führen, das Badezimmer en Suite dahinterliegen. Eine andere Tür gab es nicht. Der Balkon war eine Terrasse. So hatte sie sich eine Zweizimmerwohnung, die ein Junganwalt anlässlich seiner ersten Anstellung bezogen hatte, nicht vorgestellt. Vielleicht war bei Justus' Eltern mal wieder zufällig eine kleine Kapitalanlage fällig geworden und sie hatten in seine Zukunft investiert. Sie ermahnte sich ob ihres Sarkasmus.

Das prasselnde Feuer im Kamin tat gut. Sie fröstelte. Auf Justus Frage nach ihrem Getränkewunsch sagte sie „Gerne Weißwein. Bitte“. Er trank Bier, aus der Flasche. Du siehst gut aus, gereift, aber auch angestrengt, stellte sie für sich fest. Dein Berufsalltag schien seinen Tribut zu fordern. Einen Ehering trug er nicht. Auch sonst erkannte sie keine Spuren einer Frau, die in der Wohnung ein- und ausging.

„Nimm bitte Platz.“ Er sah sie an – in einer Hose aus schwarzem feinem Leder, einer khakifarbenen

Seidenbluse und mit einem breiten dunkelbraunen Flechtgürtel. Die Ballerinas hatte sie abgestreift, die Beine auf das Sofa hochgezogen.

Er hatte Sushi tatsächlich bestellt, das auf dem niedrigen Tisch zwischen ihnen stand.

„Warum bist du damals eigentlich so plötzlich und so früh gegangen?“

„Erinnerst du dich an die Schilderung meiner Kindheit in dem Heim. Es war, wie ich dir damals erklärt habe, eine Umgebung, in der sparsam mit Worten umgegangen wurde. Und wenn, wurde Klartext geredet. Meine Art, mit Menschen umzugehen, ist so ganz anders, als ich es an dem Abend in deiner WG erlebt habe. Ich kommuniziere ohne Drama und theatralischen Gesten. Frage Roxana. Für sie war ich ein Fremdkörper, ein Eindringling in eurem Universum. Da gehörte ich nicht hin – und gehöre auch heute nicht dahin.“

Er verstand Cecilia. Als er Roxana einige Tage nach der Feier erstmals wieder begegnet war, hatte sie ihn ganz aufgebracht gefragt, wie er denn zu dieser Vertriebstusse gekommen wäre.

„Ich war dann einigermaßen überrascht, deine Bitte um Rückruf im Büro vorzufinden. Ich hatte vermutet, dass der Abend auch dir gezeigt hätte, dass ich nicht in diese Welt passe.“

Das blonde Haar fiel ihr offen über den Rücken. Sie sah toll aus, sogar besser als damals. Aber mehr als ihr Aussehen beeindruckte ihn ihre Selbsteinschätzung, und die Konsequenz, mit der sie sich seinen Versuchen zur Kontaktaufnahme verweigert hatte.

Cecilia sah ihn mit einem fast stechenden Blick an. Sie hielt den Blick einen Moment. Dann stand sie plötzlich, wie von einem Schlag getroffen, auf.

„Ich glaube, es ist besser, wenn ich gehe. Ich hätte nicht kommen sollen. Nichts hat sich seit damals geändert. Das alles hier,“ mit den Armen zog sie weite Bögen, „und deine Frage und meine Antwort, haben mich gerade eben daran erinnert.“

Sie schlüpfte in ihre Ballerina.

Als er im Fairfood-Markt die Einladung für den heutigen Abend ausgesprochen hatte, war es sein letzter Versuch gewesen, mit Cecilia wieder und vielleicht auch näher in Kontakt zu kommen.

Jetzt gab er auf. „Wie du meinst.“

Im Entree half er Cecilia in die Jacke und begleitete sie nach unten zu ihrem Wagen. Als Cecilia vor einem größeren Modell stehenblieb, als sie es zuletzt gefahren hatte, wusste er, dass sie in der Hierarchie ihrer Welt abermals aufgestiegen war. Er freute sich für sie.

Cecilia verabschiedete sich rasch.

„Es tut mir leid. Wirklich. Ich hätte nicht kommen sollen“, und stieg ein.

Er sah den Rücklichtern nach, bis Cecilia abbog
und seinem Blick entschwand.

E N D E

Fischessen

Eine ziemlich wahre Geschichte

1

Ein letzter Blick in den Kofferraum: Die Tasche mit den Klamotten, die Fressalienbox mit Dosen vom Discounter – Gulasch, Linsensuppe, Würstchen, Tomaten. Zudem Nudeln, Pfeffer, Salz, Salatöl, Kaffee. Und drei Kerzen, eigentlich Grablichter. Neben der Box zwei Kästen Bier und ein Fünfliter-Zapfkarton mit Rotwein. Der ist vier Wochen haltbar, hatte ich auf dem Karton gelesen. Und das Wichtigste: die Mappe mit den Büchern für den Lern-Endspurt zum Chemie-Examen. Es war an der Zeit, dass ich mein eigenes Geld verdiente. Mein Alter Herr hatte kürzlich auch etwas in diese Richtung anklingen lassen.

Im Internet hatte mich die Werbung für ein Ferienhaus, ein Tiny-House, zu einem sensationellen Nachsaisonpreis angeblinkt. In der Beschreibung hieß es, das Häuschen stehe in absoluter Ruhelage auf einer Klippe und besteche durch Meerblick. Ein idealer Ort, um ungestört auf die Abschlussprüfungen zu lernen, hatte ich gedacht, und vier Wochen gebucht.

Welche Prüfung mich in der Abgeschiedenheit des Tiny Houses tatsächlich erwartete, hätte ich mir nie ausmalen können.

Als ich mich in den Wagen setzte, dämmerte das Morgenlicht. Und es roch nach Spätsommer, genauer gesagt, nach erstem September. Das Piepsen der Vögel war kaum mehr hörbar. Bald würden sich weitere Schwärme in den Süden aufmachen. Ich setzte mich hinter das Lenkrad und schaute in den Rückspiegel. Mein kaum zu bändigendes dichtes Haar stand noch zerzauster ab, als sonst. Ich schnallte mich an und startete den Motor.

Am frühen Nachmittag erreichte ich das Ziel. Der Ort lag abseits und war überschaubar. Die Häuser waren niedrig und manche standen schief. An dem mit Kopfsteinen belegten Hauptplatz bekam ich in einem Laden für Schwimmhilfen in Form von Einhörnern und Flamingos, für Strohhüte, Sonnencreme, und Bademode den Schlüssel für das Tiny House ausgehändigt. Um den Platz dösten ein Café und zwei Restaurants in der Sonne, und eine geschlossene Bar. Die Tische unter den Sonnenschirmen waren nicht belegt. Kellner lehnten an den Eingangstüren und schienen auf Gäste zu hoffen. Sie riefen sich gegenseitig etwas zu. Ihre Stimmen klangen heiser.

Der einzige weitere Laden war ein winziges Lebensmittelgeschäft, das alles führte, was mir noch gefehlt hatte: Brot, Butter, Käse, Eier, Milch, Wasser und Salat.

Bis zu dem Tiny-House waren es drei Kilometer die Küste entlang. Das Dutzend baugleicher Häuschen lag in einem Kiefernain. Ich bewohnte Nummer 4. Die Behausung war geräumiger, als ich es mir vorgestellt hatte. Die Kleidertasche schob ich unausgepackt unters Bett. Die Lebensmittel verstaute ich in der Küche, ein paar Bier im Kühlschrank. Den Esstisch kürte ich zum Schreibtisch und reihte die Bücher auf der Eckbank auf. Der Endspurt konnte beginnen.

Aber bevor ich anfangen würde zu lernen, wollte ich mich orientieren. Ich rollte die Hosenbeine hoch und ging barfuß den Weg von der Klippe hinunter zum Strand. Der Sand war fast noch heiß. Ich lief in Richtung des Ortes, in dem ich den Schlüssel abgeholt hatte. Nach einer Viertelstunde fiel mir auf, dass außer mir niemand unterwegs war. Irgendwann erreichte ich ein Lokal. Es schien das einzige Strandrestaurant weit und breit zu sein. Auf der mit Bambusmatten beschatteten Holzterrasse saßen nur wenige Gäste. Saisonende, fiel es mir ein.

Ich kehrte um und lief in die entgegengesetzte Richtung. Ich kam unterhalb der Klippe, auf der meine Kemenate stand vorbei und lief den Strand weiter ab. Er schien endlos zu sein – auf der einen Seite das Meer, auf der anderen Dünen. Am Horizont ein weiteres Wäldchen, und nirgendwo war auch nur eine Menschenseele zu sehen.

Am späten Nachmittag und den Abend büffelte ich den Stoff, den ich für den Ankunftstag geplant hatte. Gegen Mitternacht ging ich mit einem Bier in der Hand zur Kante der Klippe und schaute aufs Meer. Das Wasser war bleiern. Auf jedem Scheitel der anrollenden Wellen legte das Mondlicht einen silbrigen Streifen. Der zersplitterte, wenn die Brandung donnernd auf den Strand aufschlug. Als ich mich umdrehte um zurückzugehen, durchschnitt ein einziges Licht das Dunkel der Nacht. Die Lampe über meinem Schreibtisch. Keines der anderen Häuser war bewohnt.

Wenig später lag ich im Bett und hörte die Brandung. Mir wurde klar, dass Tiny für meine Hütte zu-
traf, aber House an Hochstapelei grenzte. Es war eine dünnwandige, hellhörige Bretterbude.

2

Zwischenzeitlich ist es Mitte September und der Sommer scheint dem Herbst keinen Platz einräumen zu wollen. Jeden Morgen leuchtet der Himmel in milchigem Hellblau – bis die Luft ab mittags flimmert. Das Strandrestaurant, in dem Magdalena und ich sitzen und zu Mittag gegessen haben, ist auch heute nur spärlich besucht. Ende des Monats schließt es und öffnet erst wieder Ostern.

Vor zwei Wochen und einem Tag habe ich Magdalena kennengelernt. Dort, am Strand, unterhalb der Dünen, zu denen sie hinübersieht. Dort ist unser Versteck.

Ich hatte mich hinter einen Felsbrocken in den Sand gelegt, um ungestört zu lernen. Dabei war nirgends jemand zu sehen gewesen, der mich hätte stören können. Über einem Buch war ich eingeschlafen. Als ich aufwachte, hörte ich Geräusche. Ich setzte mich auf, schaute auf die andere Seite des Brockens und sah sie: blond, braungebrannt, nackt.

Vor Schreck schrie sie auf.

„Entschuldigung“, stammelte ich.

„Mein Gott. Wie kannst du mich nur so erschrecken“, waren ihre ersten Worte gewesen, hatte nach dem Handtuch gegriffen und es um sich gewickelt.

„Tut mir leid. War nicht meine Absicht. Übrigens. Ich heiße Jan.“

„Magdalena.“

Magdalena hat die Fassung dann schnell wiedergefunden. Kaum waren wir ins Gespräch gekommen, erzählte sie, Sprachwissenschaften und Politische Wissenschaften zu studieren, mit dem Ziel Journalismus.

„Derzeit habe ich Semesterferien und bin für einige Tage hergekommen, um meine Eltern zu besuchen. Sie leben hier,“ ergänzte sie ihre Schilderung.

Ich erzählte von meinem Holzhäuschen mit Meerblick auf der Klippe. „Ich gehe davon aus, dass mich in dieser Gegend um diese Jahreszeit keine besonderen Überraschungen erwarten und mich vom Lernen abhalten werden.“

Magdalena nickte. „Stimmt. Ich kenne die Häuschen. Die sind vor Jahren aufgestellt worden. Während des Sommers herrscht da oben Hochbetrieb. Jetzt ist die Saison vorbei. Vielleicht bist du sogar der einzige Gast. Nichts und niemand wird dich vom Lernen ablenken.“

Wir redeten den restlichen Nachmittag über weiter. Magdalena gestikulierte heftig, fixierte mich mit ihrem klaren Blick, und wenn sie lachte, blitzten ihre schönen Zähne. Wenn sie schwimmen ging, ließ sie das Handtuch zurück.

Irgendwann sagte sie „Ich möchte dich zum Abendessen einladen. Darf ich? Dort vorne.“ Sie deutete auf das Strandrestaurant, bis zu dem ich am Vortag gelaufen war. „Du müsstest aber Fisch essen. Das ist die Bedingung.“

Ich bedankte mich und sagte gerne zu. Magdalenas lebendige Art gefiel mir. Und der Lernstoff würde einen Abend auch ohne mich auskommen. Später habe ich mich aufgemacht zu meinem Häuschen, habe geduscht, mich angezogen und bin den Strand entlanggelaufen zu dem Restaurant.

Magdalena erwartete mich auf der Terrasse. In einem Kühler stand eine Flasche Weißwein. Der Wein war frisch und kühl. Kaum fing ich an den auf den Punkt gegrillten Fisch zu filetieren und das saftige und zarte Fleisch zu genießen, verstummte Magdalena und ließ mich nicht mehr aus dem Blick. Nachdem ich den letzten Bissen gegessen hatte, strahlte sie mich mit ihren üppigen und schön geschwungenen Lippen an. Und ihre Augen leuchteten. Von da an war ihr Redefluss wieder nicht mehr zu bremsen.

Später brachen wir zu einem nächtlichen Spaziergang auf, erst entlang des Wassers, dann durch die Dünen. Irgendwann verlor ich die Orientierung, bis wir plötzlich vor meiner Hütte standen.

Magdalena blieb. Ich war froh, dass die anderen Unterkünfte unbewohnt waren – so hellhörig wie die Klausen war. Von da an fiel mir das Lernen schwer.

3

Seit Magdalenas Abendeinladung zum Fischessen haben wir wiederholt in dem Strandrestaurant gegessen. Auch heute. Meine Espadrilles liegen unter meinem Stuhl und ich spüre die rauen Holzbohlen der Terrasse. Ein Windhauch streichelt um meine bloßen Beine. Gelegentlich hebt eine Böe den Sonnenschutz über unseren Köpfen an.

Dann blendet mich das gleißende Sonnenlicht für einen Augenblick. Magdalena hat eine Vorspeisenplatte mit gegrilltem Gemüse, Oliven und Peperoni gegessen. Sie ist die einzige Frau, die ich bisher kennengelernt habe, die ihre Peperoni selbst isst. Ich habe mal wieder einen gegrillten Fisch gegessen. Auch heute verstummte Magdalena, und ihr Blick blieb auf den Teller und mich fixiert, bis nur noch das Fischskelett und der Kopf übrig waren. Warum sie das jedes Mal tut, bleibt ihr Geheimnis. Mir kommt es jedenfalls so vor, als würde es ihr ein diebisches Vergnügen bereiten, mir dabei zuzusehen, wie ich das saftige Fleisch genieße.

4

Der Tisch ist leergeräumt. Nur unsere Gläser und die leere Weinflasche stehen noch da und halten die weiße Papiertischdecke fest. Träge Stille liegt in der Luft. Magdalena hat ihren Stuhl quer gestellt und sitzt im Profil zu mir da. Ich sehe sie an. Sie blickt den Strand entlang, wieder herüber zu den Dünen, in denen wir, wenn wir keinen Ausflug in die Umgebung unternehmen, die Tage verbringen. Verschluckt von einer Sandkuhle und unsichtbar für die Welt, genießen wir Sonne und Wind.

Und statt, dass ich Kapitel um Kapitel in meinen Büchern lerne, erliegen wir den Lehren Vatsyyanas.

Gelegentlich schürzen wir uns Handtücher um, rennen über den Strand, lassen sie an der Wasserlinie fallen, und springen ins Meer. Die Tücher wären eigentlich nicht nötig. Fast nie ist irgendjemand am Strand. Meine Vorbereitungen auf das Examen habe ich in den Wind geschrieben und entschieden, ein Semester später anzutreten. Die Berufswelt würde auch noch ein weiteres Halbjahr ohne mich auskommen. Gedanken an die mahnenden Worte meines Alten Herren schiebe ich von mir. Er wird es verkraften, mich noch ein paar weitere Monate zu finanzieren. Magdalena spricht nicht mehr davon, nur einige Tage bleiben zu wollen.

Magdalena dreht sich aus ihrer seitlichen Sitzposition zurück an den Tisch. Mit beiden Armen langt sie herüber und fährt mir durchs Haar. Dann hält sie meinen Kopf und sieht mich an.

„Heute erzähle ich dir eine Geschichte. Noch nie habe ich die Geschichte erzählt. Niemandem. Sie handelt von Magdalena.“

Magdalenas Vater, er hieß Mateusz, liebte die Arbeit auf seinem Kutter und die Fische, die er fing.

Wenn er von der Arbeit auf dem Meer heimkam, nahm er Magdalena, als sie noch klein war auf, und warf sie mit seinen riesigen Händen in die Luft. Dann jauchzte Magdalena vor Vergnügen. Oft umfasste er danach auch seine Frau Joanna und wirbelte auch sie umher. Wenn auch Joanne jauchzte, flüsterte er ihr etwas ins Ohr, worauf sie den Kopf zurückwarf, lachte, ihn bei der Hand nahm und ins Schlafzimmer zog. Wenig später hörte Magdalena dann, während sie in ihrem Bettchen lag, aufwallende Laute. Allmählich verstand Magdalena, dass die Laute Ausdruck der Freude waren.

Magdalenas früheste Erinnerung an ihre Mutter waren deren Haare. Die waren lange und dick und dicht, und leuchteten wie Gold. Kaum konnte Magdalena greifen, spielte sie mit den glänzenden Locken. Von ihrem Wohnhaus waren es nur wenige hundert Meter zum Meer, und so verbrachte Magdalena als kleines Mädchen unzählige Tage mit der Mutter am Strand. In der kalten Jahreszeit liefen sie die Wasserlinie ab und hielten nach Treibgut Ausschau. Sobald es warm wurde, badeten sie oder bauten Seejungfrauen und Meeresmonster aus Sand, die sie mit Muscheln verzierten. Wenn sie im warmen Sand lagen und in den Himmel schauten erfanden sie Märchengeschichten zu den Wolkenfiguren über ihnen.

Und natürlich beobachteten sie das Meer und die Wellen, und wenn sie nicht über ihren Vater, der irgendwo da draußen auf seinem Kutter stand und Fische fing, redeten, so dachten sie an ihn.

Immer waren sie allein und sommers immer nackt. Der nächste Ort war zu Fuß fast eine Stunde entfernt und nie kamen Fremde an den Strand.

Einmal in der Woche fuhr Joanna zum Einkaufen in der Kreisstadt und Magdalena begleitete ihre Mutter. Magdalena war fünf, als sie anfang, die Einkaufsfahrten spannend zu finden. Wenn sie mit ihrer Mutter zwischen den schmalen, hohen Häusern über die Gassen lief oder Geschäfte betrat, erkannte sie zunehmend, wie unterschiedlich die Menschen waren. Männer und Frauen, junge und alte, Kinder, große, kleine, zierliche, kräftige, laute und stumme, und die Vielfalt an Haut- und Haarfarben. Und anders als ihr Vater, hatten manche Männer dicke Bäuche, und anders als ihre Mutter, hatte manche Frauen mächtige Brüste. Mit jedem Mal entdeckte Magdalena neu Details.

Als sie eines Tages wieder mit ihrer Mutter im Sand lag und sie ansah, dachte sie an die Menschen in der Kreisstadt und erkannte, wie schön ihre Mutter war. Und wie weiß und ebenmäßig und seidig die Haut der Mutter war.

Und in der Sonne leuchteten die langen Haare und die dicht bewachsene Scham noch goldener. Nach langem Nachdenken sagte Magdalena:

„Du bist die schönste Frau auf der Welt. So schön wie du möchte ich auch werden. Und so schöne Haare und so weiche Haut möchte ich auch haben, wenn ich groß bin.“

Und nach einer Pause fragte Magdalena „Wieso hast du eigentlich so weiße Haut?“

Joanna streichelte Magdalena über die Wange.

„Weil Milch in meinen Adern fließt.“

Magdalena dachte lange nach bis sie ahnte, dass das nicht stimmen konnte. Sie fand die Vorstellung aber lustig und kicherte.

Joanna legte die wöchentlichen Fahrten in die Stadt so, dass die Einkäufe erledigt waren, wenn Mateusz mit seinem Kutter in den kleinen Hafen einfuhr. Sie beobachteten ihn dann beim Sortieren des Fangs und Magdalena liebte es, ihm dabei zuzusehen, wie er mit seinen großen Händen jeden Fisch liebevoll aufnahm und sie nach Art und Größe auf die Kühlkisten verteilte.

Anlässlich Magdalenas sechsten Geburtstags Mitte März unternahmen ihre Eltern einen Ausflug mit ihr in die entfernte große Hafenstadt. Nie zuvor war Magdalena dort gewesen. Im Hafen erklärte der Vater ihr die großen Trawler.

„Die Männer, die auf diesen Schiffen arbeiten und Fische fangen, sind wochenlang auf dem Meer bevor sie irgendwann wieder nachhause zu ihren Familien zurückkehren.“

Bei der Vorstellung, ihr Vater würde nicht jeden Tag nachmittags nachhause kommen, bekam Magdalena Angst. Sie legte ihre kleine Hand in seine Rechte und spürte Kraft und Geborgenheit. Und sie sah ihre Mutter beide Hände um den linken Oberarm des Vaters klammern und den Kopf an seine Schulter legen. Magdalena liebte ihre Eltern sehr.

Die Monate bis zum ersten Schultag hielt Magdalena vor lauter Erwartungen an die anderen Kinder kaum aus. Schnell freundete sie sich dann mit einigen Mädchen an. Fortan verbrachten die Freundinnen Sommer um Sommer endlose Stunden am Strand unterhalb Magdalenas Elternhauses und tobten umher. Als die Freundinnen in die Pubertät kamen entdeckten sie die Dünen als Versteck für sich. Dort sprachen sie über Jungs und stellten fest, wie unterschiedlich ihre Körper sich entwickelten, obwohl sie doch alle Mädchen waren.

Irgendwann wechselte Magdalena auf die weiterführende Schule in der Kreisstadt und übernachtete von Montag bis Freitag in dem angeschlossenen Internat.

Ihre Mutter nahm Arbeit in dem neu eröffneten Fremdenverkehrsbüro im Ort an. Der aufkeimende Tourismus erforderte alle Hände. Wenn Magdalena freitags nach Hause kam, brachte der Vater die schönsten Fische mit. Sie begann ihm zuzusehen, wenn er die Fische mit seinen mächtigen Händen fast zärtlich vorbereitete und nach dem Braten filetierte. Behänd zog er die Haut ab, entfernte die Flossengräten, hob die oberen Filets auf die Teller, dann das Grätenskelett mit dem Kopf ab, und verteilte die unteren Filets. Das tat er ohne jede Hast und doch so flink, dass alle ihre Portion bekam solange das Fleisch noch heiß und saftig war.

„Woher weißt du, wie du mit den Fischen umgehen musst?“, fragte sie ihn eines Tages.

Der Vater überlegte und sagte schließlich: „Das liegt an meiner Liebe zur Schöpfung. Alle Meeresbewohner haben ihre einmalige Lebensform und Anatomie. Das gilt es, zu respektieren.“

Magdalena dachte nach. „Und Landtiere?“

„Da ist es genauso. Nimm die Bienen. Es gibt endlos viele Bienenarten. Die kleinste Art ist unter zwei Millimeter, die größte fast vier Zentimeter. Das ist zwanzig Mal größer. Es gibt Bienenarten, die als Einzelgänger leben, andere organisieren sich in Kolonien von nur einigen hundert. Wiederum andere Arten leben in riesigen Bienenstaaten.

Es gibt fleißige, soziale und aggressive Bienenarten, und solche ohne Stachel. Und doch sind es alles Bienen“

„Und bei den Menschen?“, fasste Magdalena nach einer Weile nach.

„Da ist es ähnlich. So, wie jeder Mensch über eine einmalige Persönlichkeit und ein individuelles Aussehen verfügt, besitzt er eine eigene Anatomie. Nur wer diese Einzigartigkeiten erkennt und annimmt, wird Liebe erleben.“

Magdalena dachte an ihre Freundinnen, wenn sie sich in den Dünen versteckten. Bei jeder hatte sich der Körper unterschiedlich entwickelt, obwohl sie doch alle Mädchen, zwischenzeitlich fast schon junge Frauen waren. Aber was hatte das mit Liebe erleben zu tun?

Magdalena war sechzehn, da entdeckte sie den Bücherschatz ihrer Mutter. Nie zuvor hatte sie sich dafür interessiert. Kreuz und quer zog sie Bücher aus den Regalen und las Inhaltsangaben. Sie suchte nach Titeln, in denen Frauen und die Liebe im Mittelpunkt standen. Sie hoffte, so auch mehr über sich selbst zu erfahren, und vielleicht etwas davon, wovon ihr Vater gesprochen hatte. Sie stellte eine Auswahl zusammen, die sie während der bald beginnenden Sommerferien lesen würde.

Darunter waren Titel wie Lady Chatterleys Liebhaber, Little Women, Madame Bovary, Nana und Erwachende Herzen. Am ersten Ferientag ging Magdalena mit einem Handtuch und Bonjour Tristesse zum Strand. Sie war allein. Touristen aus der neu eröffneten Ferienanlage in dem Kiefernwäldchen auf der Klippe verirrten sich nur selten bis zu dem Strandabschnitt unterhalb ihres Elternhauses. Sie begann zu lesen. Der Lebensstil des jungen Mädchens, das nicht älter war als sie selbst, und dessen Gedanken, faszinierte sie. Zunehmend fiel es ihr schwerer, sich auf die Entwicklung der Geschichte zu konzentrieren. Immer wieder schweiften ihre Gedanken ab. Irgendwann blickte sie erst aufs Meer hinaus, dann zurück von wo sie gekommen war. Ein feiner Wind hatte ihre Spur im Sand verwehte. Niemand könnte ihr folgen, sie ausfindig machen. Aber wer hätte das schon sein sollen, ihr folgen und sie finden wollen?, grübelte sie. ‚Verschollen am Strand‘, fiel ihr ein. Wäre das ein Buchtitel? Vielleicht sollte sie in ihrem Leben etwas mit Schreiben machen? Sie schlug den Roman wieder auf und las weiter in den vergilbten Seiten. Nach weiteren Seiten war sie von den Ereignissen aufgewühlt und begann sich zu fragen, wie es wohl wäre, einen Freund zu haben. Noch nie war sie mit einem Jungen ausgegangen, hatte noch nie einen Jungen geküsst. Gerne würde sie das ausprobieren.

Dass, was sie spüren und erfahren wollte, kannte sie nur von Liebesszenen und gelegentlichen Liebesakten in Filmen. Wann würde es bei ihr soweit sein?

Während sie den Gedanken nachhing, vernahm sie einen Ton aus den Dünen hinter ihr. Der Klang schwoll an. Winselte da ein Tier, ein Hund? Sie legte das Buch zur Seite und sah hoch. Noch nie waren Geräusche von dort gekommen. Sie stand auf, lief über den Strand und erklomm die Dünen. Vorsichtig schaute sie in die Sandmulde. Nichts. Dafür hörte sie das Gewinsel deutlicher. Gebückt schlich sie weiter. Am Rand einer Kuhle entdeckte sie einen aufgeschichteten Kleiderstapel: Rock, Bluse, Slip und BH. Daneben säuberlich abgelegt eine Shorts und ein T-Shirt. Das Gewinsel war jetzt ein Stöhnen. Sie blickte auf und sah einen roten Haarschopf auftauchen und gleich wieder verschwinden. Abermals leuchtete der Schopf auf und tauchte ab. Jetzt robbte sie voran und schaute in die Kuhle. Das rote Haar gehörte einer Frau. Sie war nackt und hockte auf einem Mann. Der war auch nackt und lag auf dem Rücken. Die Frau bewegte sich. Auf und ab. Magdalena konnte nicht wegsehen, war wie hypnotisiert. Auf und ab. Die Bewegung erschien mechanisch. Auf und ab. Magdalena war klar, was da vor sich ging. Aber es fehlte jede Leidenschaft, wie sie das aus Filmen kannte, war ihr Resümee.

Als sich das Gewinsel zwei Tage später erneut erhob, verließ Magdalena den Strand. Für den nächsten Tag lud sie Sahra und Jonas aus der Schule ein, mit ihr den Tag am Strand zu verbringen. Abends grillten sie Fische, die ihr Vater mitgebracht hatte. Während des Essens fiel Magdalena auf, wie gewandt Sahra ihren Fisch zerlegte und aß. Jonas dagegen, stocherte ungeschickt, ja geradezu grob in seinem Fisch herum. Das Fleisch musste längst kalt und trocken sein, war sie sich sicher. Sie hatte Mitleid mit dem Fisch. Als sie im Bett lag, sah sie nochmals Jonas tölpelhaft an seinem Fisch herumfummeln. Jonas hatte nicht gewusst, wie er an das zarte Fleisch kam, solange es heiß und saftig war.

Einige Tage später saß sie wieder am Strand, auf den Knien einen neuen französischen Roman, und las. Plötzlich wurde sie abgelenkt. Der Wind trug Rufe aus den Dünen zu ihr herüber. Was war diesmal dort oben los? Sie legte das Buch *Erwachende Herzen* zur Seite, rannte hoch und folgte den immer deutlicher werdenden Lauten. Sie sah ein Kleid, Bermudas und ein Poloshirt wie weggeschleudert im Dünengras verteilt. In der Senke erkannte sie die Frau mit dem roten Schopf – und traute ihren Augen nicht. Alles war so anders als zuletzt, auch der Mann war ein anderer. Die beiden waren wie verknotet. Welches Bein, welcher Arm gehörte wem?

Die Augen der Frau glühten. Der Mann sah die Frau mit gierigen Blicken an. Plötzlich legte die Frau den Kopf zurück und stieß langgezogene Rufe aus.

Magdalena kroch erst rückwärts und dann lief sie über den Strand zu ihrem Handtuch auf dem das Buch lag. Sie setzte sich und griff nach dem Roman. Aber anstatt zu lesen, blickte sie über das Meer zum Horizont. Nur wer die Einzigartigkeit eines Menschen und dessen individuelle Anatomie versteht, wird Liebe spüren und Liebe erfahren, hatte ihr Vater sinngemäß gesagt. Erstmals glaubte sie, den Sinn der Worte zu erahnen. Auch die beiden eben in der Sandkuhle, kannten offensichtlich diese Weisheit. Ihr Vater erschien ihr auf einmal als weiser Mann.

6

„Jetzt kennst du Magdalenas Geschichte und die Wahrheit.“

Magdalena sitzt mir still gegenüber und sieht mich an. Stumm wie ein Fisch, geht es mir durch den Kopf. Ich sehe ihr in die wasserblauen Augen.

„Der Fisch. Das Symbol für das Leben, für Glück, Liebe und Fruchtbarkeit. Seit du die Weisheit eines erfahrenen Fischers verstanden hast, sind deine Einladungen zum Fischessen die Anatomie-Prüfung für

deine Aspiranten. Richtig?“, und ergänze, „Quasi dein Eignungstests“.

Magdalena setzt ein unschuldiges Lächeln auf. „Der Fisch will genossen werden, solange er heiß ist. Erkalte das Fleisch, wird es trocken und ungenießbar.“ Sie sieht mich mit festem Blick an.

„Womit du deinem Sternzeichen als Fisch treu bleibst.“

Ich überlege zu sagen, welches Glück ich hätte, die Prüfung bestanden zu haben – lasse es aber. Beide haben wir Glück.

Wir halten den Blick. Dann stehen wir im selben Moment auf. Wir schieben die Stühle an den Tisch, laufen den Strand entlang und entschwinden der Welt in die Dünen. Bezahlen dürfen wir nicht. Das Strandrestaurant gehört Magdalenas Eltern. Mit dem aufkommenden Tourismus hatte Mateusz seinen Kutter verkauft und lebt seine Liebe zu Fischen seither in der Küche aus.

E N D E

Das Leben schreibt die wunderbarsten Geschichten. Tatsächlich praktizierte Magdalena die Fischessen während ihres Studiums.

Dreifaltigkeit

1

Eduard freute sich, dass ihm der Smoking, eine Maßanfertigung, noch immer passte. Alljährlich zu den Festspielen holte er das Kleidungsstück aus dem Schrank. Er betrachtete sich im Spiegel, rückte das blütenweiße Einstecktuch zurecht und nickte sich zu.

„Mein lieber Eduard. Für dreiundfünfzig siehst du recht passabel aus.“

Mit dem Zeigefinger fuhr er unter den Hemdkragen, der durch die gebundene Fliege eng anlag. Er wusste, warum er seit langem im Alltag keine Kravatten mehr trug.

Er vergewisserte sich, die Brieftasche und das Etui mit den Visitenkarten eingesteckt zu haben. Auf dem Smartphone überprüfte er seinen Sitzplatz. Reihe sieben. Mitte. Seit Miriam mit ihrem Geliebten nach Argentinien durchgebrannt war, genoss er wenigstens die Genugtuung, stets erstklassig zu sitzen. Einzelkarten in den vorderen Reihen gab es immer. Er verließ das Hotel, überquerte den Theaterplatz und sah hoch. Ob es regen würde? Er freute sich auf die Premiere der Neuinszenierung. Das Opernhaus betrat er knapp vor Vorstellungsbeginn. Er wollte den Lärmpegel im Foyer vermeiden.

Er war eines jener Phänomene, das Rauschen in seinem Gehör auslösen konnte. Auf dem Weg zum Zuschauerraum vernahm er Wortfetzen. Dazwischen Gläserklirren. Das Klingelzeichen ertönte. Er hatte den Eingang zum Parkett schon fast erreicht, da vernahm er inmitten des Stimmengewirrs die Stimme. Ihre Stimme. Sie nahm ihm den Atem.

Ariane. Das konnte nicht sein. Ariane war tot, war bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Er blieb stehen und hoffte, die Stimme erneut zu hören. Es war ihm egal, dem einsetzenden Strom in den Zuschauerraum im Weg zu stehen. Er brauchte Gewissheit. Und da war sie wieder. Die Stimme. Ihre Stimme. Es war Ariane. Sie lebte. Er sah sich um. Würde er sie erkennen? Nach sechsundzwanzig Jahren. Er sah in Gesichter. Es war so unerwartet passiert. Alles ging jetzt so schnell.

Der Gong ertönte zum dritten Mal. Er musste auf seinen Platz. Alle saßen bereits, als er zu seiner Reihe kam. Mit versteinerten Mienen erhoben sie sich wieder. Er verabscheute es, zu spät zu kommen.

Kaum saß er, ging auch schon das Licht aus. Er hätte gerne noch zwei Minuten gehabt, wenigstens eine, um sich auf die Aufführung einzustellen. Aber der Dirigent kam bereits, verbeugte sich knapp, wandte sich dem Orchester zu und gab den Einsatz.

Die ersten Noten der Ouvertüre spürte er mehr, als dass er sie hörte. Aber er wusste bereits, dass es ihm unmöglich sein würde, sich auf die Musik zu konzentrieren. Augenblicklich eilte er mit den Gedanken zu Ariane. Hatte er sich vielleicht doch getäuscht? Gut, er kannte Zwillingsschwestern, deren Stimmen waren selbst für ihre Mutter nicht zu unterscheiden gewesen. Ariane hatte aber keine Schwester gehabt. Stimmen waren wie Fingerabdrücke, einmalig. Es musste Ariane sein. Sie musste hier im Saal sein. Aber wie war das möglich?

Wie ein Blitzlicht-Gewitter zuckten Erinnerungen vor ihm auf. Zusammen waren sie eingeschult worden. Er als Spätentwickler mit sieben. Später hatte Ariane eine Klasse übersprungen und mit siebzehn Abitur gemacht. Sie war sechzehn, als sie sich ineinander verliebten. Unbedarft und unbeholfen hatten sie sich dem Abenteuer Liebe genähert und wurden bald mutiger. Meist war es Ariane, die Neues ausprobieren wollte – so wie auf dem federnden Waldboden mit dem weichen Moos. Er hatte auf dem Rücken gelegen, ein Zapfen ihn wundgescheuert.

Die Musik schwoll an. Er wollte nicht weiter an Arianes verrückte Eskapaden denken Und auch nicht an ihre Anziehungskräfte.

Tag um Tag, Nacht um Nacht, mit Haut und Haaren, hatte sie ihn wahnsinnig gemacht. Ariane hatte ihn tief durchdrungen und auch später war er ihr lange ausgeliefert geblieben.

Nach seinem Abitur waren sie zusammengezogen. Er studierte Volkswirtschaft und im Nebenfach Kunstgeschichte. Ariane kam ins dritte Semester Medizin. Nach dem Physikum, im klinischen Abschnitt, war sie nicht nur durch ihre Leistungen aufgefallen, sondern dem Chefarzt auch durch ihr Äußeres. Er selbst hatte das erst mitbekommen, als Ariane Hals über Kopf auszog. Von einem Tag auf den anderen hatte sie ihn sitzen gelassen.

Bei den Erinnerungen zog es ihm nach all den Jahren auch jetzt noch den Magen zusammen.

Ein Paukenschlag erinnerte ihn daran, sich auf die Musik zu konzentrieren. Mein Gott. Was hatte er sich auf die Inszenierung gefreut. Aber nichts davon war übrig und Sekunden später zogen neue Erinnerungen auf. Anlässlich von Ehemaligentreffen der Schule hatte er immer gehofft, Ariane wiederzusehen. Aber nie war sie aufgetaucht, und nie hörte er etwas von ihr.

Nachdem Ariane ihn sitzengelassen hatte, war er überzeugt gewesen, dass sie für ihn unerreichbar bleiben würde – bis er dieses Bild entdeckt hatte.

Vom ersten Moment, als er das Bild zum ersten Mal gesehen hatte, wusste er, dass er es haben, besitzen wollte. Und er hatte eine Kraft gespürt, die ihn beschwor, einen Versuch zu wagen, Ariane ausfindig zu machen. Das war nun fünf Jahre her. Zwei Monate nach dem er das Werk gekauft hatte, war ihm Arianes einstiger Kommilitone Martin über den Weg gelaufen. Er wusste das Datum der Begegnung noch genau. Er hätte Martin nicht erkannt. Martin aber ihn. Aufgedunsen und schwitzend war Martin vor ihm stehen geblieben. Nach einem kurzen ‚Hallo, und, wie geht’s so‘, hatte Martin ihm ein Gespräch aufgedrängt. Erst erzählte er, dass Ariane nie als Ärztin tätig geworden sei, sondern als Mitinhaberin eines Private Equity-Unternehmens reich geworden war. Und dann fing Martin an, von einem Verkehrsunfall zu faseln, bei dem Ariane ums Leben gekommen sei. Trotz all der Jahre hatte die Nachricht ihn fast um den Verstand gebracht – und der Plan, Ariane ausfindig zu machen, zerschellte.

Wie passte das alles zusammen? Und konnte er sicher sein, dass es Ariane gewesen war, deren Stimme er eben gehört hatte?

Und Martin. Vor drei Monaten hatte er die Todesanzeige in der Zeitung gelesen. Kaum dreiundfünfzig war Martin geworden.

In der Pause trieb ihn der Lärm im Foyer ins Freie, unter die Arkaden. Es regnete. Die Temperatur war dennoch mild. Er lief den Gang herunter und kehrte am Ende um. Eigentlich hatte er im Programm lesen wollen, aber die Gedanken an Ariane begleiteten ihn auf Schritt und Tritt.

„Eduard?“, hörte er seinen Namen. Bei dem Namen war immer er gemeint. Kaum noch jemand hieß so. Er drehte sich um. Sofort erkannte er sie. Ariane. Wie zur Salzsäule erstarrt, blieb er stehen.

„Ariane – was für eine Überraschung.“ Er merkte, dass er nicht mehr über die Lippen bringen würde, und dass er gestammelt hatte.

„Sieh mich nicht so an. Ich bin doch kein Gespenst.“

Er versuchte sich zu fangen und nicht an die Geschichte von dem Unfall zu denken. Er streckte Ariane die Arme entgegen und kam sich unbeholfen vor. Zu seiner Verblüffung umfasste sie ihn. Es war ihm sogar so, als schmiegte sie sich an ihn. Nachdem Ariane sich wieder von ihm gelöst hatte, sah er sie an. Sie sah umwerfend aus. Und apart. Auf ihrem Antlitz lag ein zugewandtes Lächeln.

„Du siehst gut aus“, erlöste sie ihn aus seiner Verwirrung, „wirklich. Es scheint dir gut zu gehen. Das freut mich.

Weißt du eigentlich – nein, woher solltest du auch – dass ich dich in den Medien verfolge? Immer wieder lese ich von dir, in Kunstmagazinen oder in der Tagespresse anlässlich großer Art Shows. Deine Karriere als Galerist im internationalen Kunstmarkt ist wirklich beeindruckend. Diesen Weg hätte ich bei dir nie erahnt. Aber so ist das Leben. Voller Überraschungen.“

Wie Recht sie hat, dachte er. Das Leben war wirklich voller Überraschungen. So wie gerade eben.

„Wollen wir uns in der zweiten Pause wieder hier treffen?“

Ariane nickte zustimmend.

Das Klingelzeichen zum zweiten Aufzug ertönte. Mit einigen Rückwärtsschritten entfernte sich Ariane und winkte ihm zu. Dann drehte sie sich um und ging. Er sah ihr nach. Das dunkelblonde Haar war wie früher dicht und lang. Es war zu einer eleganten Spirale eingedreht und rückseitig hochgesteckt. Einige Haare ragten verspielt heraus. Bei jedem ihrer Schritte glitzerten ihre Pumps unter dem langen lichtgrauen Seidenkleid, als seien sie mit hunderten winzigen Diamanten besetzt.

Ihm fiel auf, dass er sie größer in Erinnerung hatte. Es war wohl ihre Persönlichkeit. Ariane gefiel ihm. Rundherum. Noch immer.

3

Ariane merkte kaum, wie sich der Saal verdunkelte – Applaus aufkam, als der Dirigent vor das Orchester trat – und die Musik einsetzte. Sie war vor Vorstellungsbeginn, als sie Eduard das Foyer durchqueren gesehen hatte, die vier Stufen wieder herunter und in seine Richtung geeilt. Als sie ihn fast erreicht hatte, war sie mit einer Dame zusammengestoßen, deren Glas daraufhin überschwappte. Mehrfach hatte sie sich bei ihr entschuldigt, obwohl die betonte, dass es doch nur Wasser gewesen sei. Derweilen beobachtete sie Eduard aus dem Augenwinkel. Zwei Meter entfernt war er stehengeblieben, getrennt durch den Zuschauerstrom, und hatte sich umgesehen. Dann war er weitergegangen. Darauf hatte sie sich beeilen müssen, um noch rechtzeitig auf ihren Platz zu gelangen.

Nicht einen Moment hatte sie daran gezweifelt, dass es nicht Eduard gewesen war. Auch nach all der Zeit wusste sie, wie er aussah. Immer wenn sie Bilder von ihm in der Presse entdeckte, betrachtete sie ihn nachdenklich, und gelegentlich fragte sich sogar, was aus ihnen hätte werden können.

Er sah noch immer gut aus, jetzt auch markant – und hatte nicht wirklich zugelegt. Das Haar war voll wie einst. Und Gottlob, er färbte nicht. Die grauen Strähnen machten ihn nur interessanter. War er alleine hier?

Kam Eduard jedes Jahr zu den Festspielen? Sie hatte ihn noch nie hier gesehen. Ihr fiel ein, diese Saison speziell für die heutigen Premiere früher als sonst angereist zu sein.

Jetzt war sie also mit Eduard für die zweite Pause verabredet. Na ja, eine Verabredung konnte sie das guten Gewissens nicht nennen.

Eduard, sann sie. Er war wieder aufgetaucht. Nach neunundzwanzig Jahren. Falsch. Nach sechsundzwanzig. Einmal hatte sie ihn wiedergesehen, als sie in seine Wohnung, die einst ihre gemeinsame war, hineingeplatzt – nein, eingedrungen war. Was war das für ein peinlicher Auftritt gewesen.

Sie dachte an ihre frühesten Erinnerungen an Eduard, als sie dieselbe Klasse besuchten. Ihre ältesten Bilder waren die, als die Jungs anfangen, den Mädchen die Röcke hochheben zu wollen. Zusammen waren sie dann aufs Thomas-Mann-Gymnasium gewechselt. Ein Jahr später hatte sie die Klasse übersprungen, und so hatten Eduard und sie sich aus den Augen verloren. Und dann passierte es.

Bei einem Schulfest ein paar Jahre später sah sie ihn angelehnt dastehen, eine Fußsohle an die Wand gestemmt, und aus einer Flasche trinken. Immer wieder hatte sie zu ihm herübergeschaut, bis sie zum ersten Mal wieder miteinander sprachen. Eine Stunde später hatten sie das Fest verlassen und waren zu ihr nachhause gegangen.

Ihr Vater war lange ausgezogen, ihre Mutter zum Nachtdienst am Flughafen. Das Morgenlicht dämmerte, als Eduard ging. Mittags hatte sie ihn angerufen. Eine Stunde später fuhren sie mit den Rädern zum Steinsee. Als sie auf die Uferstelle zukamen, an der die halbe Schule lagerte, fuhr sie einfach weiter und rief Eduard zu, dass er ihr folgen solle. Auf der anderen Seeseite, an der die Studenten lagen, stiegen sie ab. Dort tat sie, was sie noch nie gemacht hatte. Wie die meisten Frauen, zog auch sie nur das Bikinihöschen an. Als sie am Abend nachhause kamen, war ihre Mutter bereits zur Nachtschicht gegangen. Fortan hatte sie Eduard mit immer neuen Kapriolen aufgelauret und überrascht. Bei den Erinnerungen hätte sie in ihrer Loge fast laut lachen. Vieles war damals anders. Es gab keine Kreditkarten, sie reisten mit Schilling, Lira, französischen Franc oder Peseten und mussten an Grenzen Pässe vorzeigen. In Florenz konnten sie vor den Uffizien parken und kauften spontan Eintrittskarten in die Museen.

Heute musste man sich lange im Voraus anmelden und quälte sich in Massen durch autofreie Städte und überfüllte Ausstellungen. Auch die Sprache hatte sich geändert. Früher haben sie gebumst. Heute wurde gevögelt. Wieder hätte sie fast laut losgelacht.

Sie merkte, dass ihr Platznachbar wieder zu ihr herübersah. Schon zum Vorstellungsbeginn hatte er sie mit einem überfreundlichen „Guten Abend“ angesprochen. Sie ignorierte die Blicke. Als sich der Saal zur zweiten Pause erhellte, sprach er sie an.

„Verzeihen Sie. Sehe ich es richtig, dass auch Sie alleine hier sind? Darf ich Sie zur Pause begleiten?“

„... zur Pause begleiten?“, was sollte das denn heißen? Sie wollte nicht unhöflich sein, meinte aber, zunächst etwas zu trinken holen zu wollen. Der Herr nickte, machte aber keine Anstalten, das zu übernehmen. Als sie mit zwei Gläsern Champagner von der Bar zurückkam, fragte er sie, wohin sie gerne gehen würde – zum Lustwandeln?

Glaubte der Kerl etwa, dass eines der Gläser für ihn wäre? „Unter die Arkaden“, antwortete sie spröde und hoffte, Eduard bald zu sehen. Sie wollte den Typen so schnell als möglich loswerden.

Wenige Augenblicke, nachdem Eduard sich zum zweiten Akt gesetzt hatte, erklangen auch schon die ersten Töne. Es störte ihn nicht mehr, dass er sich nicht auf die Aufführung konzentrieren konnte. Seine Gedanken gehörten nur dem unerwarteten Wiedersehen mit Ariane.

Er hatte sich also nicht verhöhrt, sich nicht geirrt. Dafür spukte ihm das Gerücht, Ariane sei tot, jetzt umso heftiger im Kopf herum. Kannte sie das Gerücht? Er musste es herausfinden. Und wie sollte er damit umgehen, wenn er wusste, ob sie es kannte oder eben nicht?

Ariane. Er konnte ihren Namen nicht oft genug denken. Ariane lebte. Sie sprühte vor Energie und Glanz. Er spürte unbändige Freude durch seine Adern strömen. Schon lange hatte er sich nicht mehr derart lebendig gefühlt.

Ein einziges Mal hatte er sie wiedergesehen. Das war drei Jahre, nachdem sie so abrupt ausgezogen war. Es war Sonntag, als es geklingelt hatte. Er hatte geglaubt, Lilli hätte, als sie zum Bäcker gegangen war, den Schlüssel vergessen. Nach dem Drücken des Türöffners ließ er die Wohnungstür einen Spalt offen. Aber statt Lilli war wenige Augenblicke später Ariane vor ihm gestanden.

Sie sah alles andere als gut aus. Fahl, kraftlos, ohne jeden Glanz. Sekunden später sperrte dann Lilli die Tür auf und kam mit der Bäckertüte herein. Bis dahin war kein Wort zwischen Ariane und ihm gefallen. Als Ariane Lilli sah, sagte sie nur „Wenn ich das gewusst hätte“ und ging. Der Satz hallte ihm nach all den Jahren noch immer in den Ohren. Er hatte nie erfahren, was Ariane damals wollte.

In die Erinnerungen mischte sich Wut über Martin, und über sich selbst. Warum hatte Martin behauptet, Ariane wäre tot. Und obwohl er gewusst hatte, dass Martin ein komischer Vogel war, hatte er ihm geglaubt. Was war er für ein Idiot gewesen, die Behauptung nicht zu überprüfen. Vielleicht hätten Ariane und er schon seit Jahren wieder in Kontakt stehen können? Er versuchte sich zu beruhigen.

Wie war Arianes Leben verlaufen? Und würde er jetzt erfahren, was sie an jenem Sonntag, der, nachdem sie gegangen war, so fatal endete, gewollt hatte? Er brach die Gedankenspirale ab und versuchte in die Aufführung einzutauchen.

5

Nach dem zweiten Akt betrat er ungeduldig den Laubengang, in jeder Hand ein Glas Champagner. Er sah Ariane sofort. Ein Herr stand neben ihr.

Natürlich. Sie musste mit jemandem gesprochen haben, als er ihre Stimme vernommen hatte.

Der Blick des Mannes auf Ariane sprach Bände. Klar, eine Frau wie Ariane bewegte sich nicht alleine im Leben. Er ging auf die beiden zu und stellte sich dem Herrn vor. „Guten Abend. Eduard Winterfeldt.“ Derweilen jonglierte er mit den Gläsern, als wollte er fragen, ob jemand eines wollte.

„Der Herr ist mein Platznachbar und war so freundlich, mir Gesellschaft zu leisten bis du kommst“, erklärte Ariane beiläufig.

Darauf blickte der Mann irritiert drein und schaute zwischen ihnen hin und her. Dann entfernte er sich wortlos. Eduard war erleichtert, alleine mit Ariane sprechen zu können. Ein stilles Lächeln und Freude funkelten in ihren Augen. Aber mit wem hatte Ariana dann geredet, als er ihre Stimme im Foyer gehört hatte? Er wollte nicht fragen. Eines der beiden Gläser stellte er auf den Säulenfuß des Pylons, an dem sie standen. Ariane tat es ihm gleich. Mit dem jeweils anderen stießen sie an.

„Ich freue mich so, dich zu sehen.“

In Arianes Stimme stellte er ein sanftes Vibrieren fest.

„Was war das für eine Überraschung, dich unter all den Besuchern zu entdecken. Aber du bist so schnell weg gewesen. Darauf habe ich mich den ganzen

ersten Akt über gefragt, ob du es auch wirklich gewesen bist.

Inständig hoffte ich, dass ich diesen Mann hier irgendwo wiederfinden würde. Und siehe da. Ich habe ihn gefunden. Den ganzen zweiten Akt über konnte ich mich dann darüber freuen, dass du es wirklich bist.“

Sie hielt ihm ihr Glas entgegen. Während sie die Gläser ein zweites Mal zum Klingen brachten, sah er in ihren grün-grauen Augen Goldeinschlüsse strahlen.

Er schüttelte den Kopf, noch immer fassungslos über das unverhoffte Wiedersehen mit Ariane.

„Gerade als ich den Zuschauerraum betreten wollte habe ich deine Stimme gehört. Sofort war ich mir sicher, dass du es warst – sein musstest. Wie geht es dir und wo wohnst du? Ein paar Stichworte nur. Bitte.“

„Ich mache es kurz. Für die vollständige Version bräuchte ich einen Tag oder besser eine Nacht. Mein Leben: Nach dem Medizinstudium einige Jahre als Augenärztin tätig gewesen. In Kontakt mit einem Mann aus dem Investmentbanking gekommen, der mir das Geschäft erklärte. Zusammen haben wir ein Privat Equity-Unternehmen gegründet. Vor einigen Jahren habe ich mich aus dem operativen Geschäft zurückgezogen. Heute investiere ich lieber in Kunst

als in Unternehmen, auch wenn ich das gelegentlich immer noch tue – in Unternehmen investieren.

Keine Kinder. Zum Wohnen: In ‚Mitte‘ bewohne ich eine Wohnung mit Blick über Berlin. Seit ich mich aus dem Tagesgeschäft verabschiedet habe, verbringe ich viel Zeit in meinem Haus in Südfrankreich.

Dort leben ich umgeben von Olivenbäumen und Weinfelder und das Meer vor mir. Du siehst, das Schicksal hat es gut mit mir gemeint. Und du?“

Die Glocke zum letzten Akt ertönte. Er zuckte mit den Schultern. „Zu spät. Hast du Lust, nach der Vorstellung auf einen Absacker zu gehen?“ Nun würde sich zeigen, ob Ariane tatsächlich alleine hier war.

„Warum nicht. Gerne.“

„Dann schlage ich vor, dass wir uns nach der Vorstellung wieder hier treffen. Einverstanden?“

Sie nickte. „Verrate aber auch du mir bitte, bevor wir auf die Plätze gehen: Wo und wie lebst du? Zwei Stichpunkte.“

„Auch Berlin. Und in Köln.“

„Natürlich. Moderne Kunst. Da sind Berlin und Köln ein Muss. Ich glaube, wir müssen jetzt aber dringend auf unsere Plätze.“ Sie fasste ihn bei den Armen und gab ihm auf jede Wange einen Kuss.

Umwerfend. Ohne dass Ariane lächelte, erkannte er in ihren Zügen ein selbstverständliches, vertrautes

und tiefes Wohlwollen. Lag da noch Zuneigung drin?
Ihre Lippen glänzten seidig.

Ihr einst mädchenhafter Schmelz hatte sich mit dem sprühenden Charme einer souveränen Frau verschworen. Er sah ihr nach. Es war ihm gleichgültig, dass sich alle in seiner Reihe gleich nochmals erheben mussten, um ihn auf seinen Platz zu lassen.

6

Während des letzten Akts sezierte er jedes ihrer Worte. Ariane hatte gesagt, dass er gut aussehe, sie ihn in den Medien verfolgte und seine Karriere beeindruckend fände.

Nichts davon hatte sie überzeugt, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Er ließ die Beschreibung ihres Lebens Revue passieren. Ariane hatte einige Jahre als Augenärztin gearbeitet. Martins Narrativ, sie sei nie als Ärztin tätig geworden, war also genauso eine Mär gewesen wie sein Gerede von dem Unfall. Sogleich spürte er wieder Wut, sagte sich aber, dass der Mistkerl keinen Gedanken Wert war. Nur die Sache mit der Investmentfirma und Arianes Wohlstand schienen zu stimmen: Seit einigen Jahren aus dem operativen Geschäft ausgeschieden. Ein Pendelleben zwischen Berlin und Südfrankreich. Das sagte viel.

Kurz gelang es ihm, sich auf die Musik zu konzentrieren, bis sich eine Frage anschlich. Waren Ariane und der Mann aus dem Investmentbanking ein Paar? Vielleicht sogar verheiratet? Oft hatte er vor Martins verlogener Nachricht erwogen, Ariane ausfindig zu machen. Jetzt wusste er, dass es gut war, dass es nie so weit gekommen ist. In Arianes Leben hätte es keinen Platz für ihn gegeben.

Dabei hätte er jede andere Frau bedenkenlos für Ariane verlassen. Das Eingeständnis schmerzte ihn tief.

Der Beifall war frenetisch und wollte nicht enden. Das Publikum feierte die Solistinnen und Solisten, den Chor, die Dirigentin, und das Orchester. Es war aussichtslos, aus seiner Reihe herauszukommen. Dabei wollte er dringend los zu Ariane.

Er griff nach dem Smartphone und reservierte, den tosenden Applaus um sich herum, in einer Weinstube einen Tisch.

7

Der Regen hatte aufgehört, als sie über den Opernplatz in Richtung des kleinen Weinlokals schlenderten. Sie hakte sich bei Eduard ein und ließ sich von ihm führen. Das Gehen mit den Pumps über die Pflastersteine war ihr unangenehm. Im Lokal fühlte sie sich geehrt, dass Eduard in der Kürze der Zeit bereits

einen Tisch reserviert hatte. Binnen Minuten war das Lokal mit elegant gekleideten Gästen gefüllt.

Kulturtourismus war Big Business, wurde ihr mal wieder klar. Eine Kellnerin reichte Karten.

„Ich möchte nichts essen. Nur etwas trinken. Eduard, bitte suche du etwas aus. Und lass dich nicht stören, wenn du Hunger hast, und iss etwas.“

Eduard bestellte eine Flasche Eppaner Weißburgunder.

„Wasser?“, fragte er sie.

„Gerne. Bitte mit Kohlensäure,“ richtete Ariane an die Kellnerin.

Sie lehnte sich zurück und musste erst einmal tief ausatmen. „Was war das für ein Ritt. Wie hat dir die Vorstellung gefallen?“

„Soweit ich mich darauf konzentrieren konnte, gut.“

„Ist mir ähnlich ergangen. Mein Platznachbar ist übrigens nach der Pause nicht mehr aufgetaucht.“

Die Kellnerin brachte die Getränke. Eduard übernahm das Einschenken und sie stießen an.

„Jetzt aber zu dir. Du hast zwar erzählt wo du wohnst. Aber das wie, eventuell mit wem, hast du unterschlagen. Hast du gehofft, ich hätte das nicht bemerkt?“, frotzelte sie. „Wie ist es weitergegangen mit dir und der Frau, die mit einer Brötchentüte hereingekommen war, als ich dich überfallen hatte?“

Er sah ihren herausfordernden Blick.

„Nachdem du die Wohnung genauso plötzlich, wie du auf einmal im Raum standest, wieder verlassen hattest, fragte mich die Frau mit der Brötchentüte – Lilli, meine damalige Freundin — sofort, wer du warst. Ich sagte, dass du Ariane seist.

Lilli wusste um deine Bedeutung in meinem Leben und war augenblicklich in heller Aufregung. Warum hast du sie reingelassen?, hat sie mich angeschrien.

Ich antwortete Lilli, dich nicht reingelassen zu haben, sondern dass ich angenommen hatte, dass sie geläutet hätte. Aber stattdessen seist eben du dagestanden. ‚Und. Was wollte die‘, hatte Lilli aggressiv nachgehakt.

Ich erklärte ihr, dass bis zu ihrem Eintreten kein Wort zwischen uns gefallen war, und ich daher nicht wisse, warum du gekommen warst. Lilli hat mir nicht geglaubt. Ein Streit brach aus. Sie warf mir vor, nie von dir losgekommen zu sein, und dass sie jetzt verstehe, warum ich sie nicht heiraten würde. Nie zuvor war davon die Rede gewesen. Wir wohnten noch nicht einmal zusammen. Rasend vor Wut zog sie meinen Wohnungsschlüssel von ihrem Bund und warf ihn mir vor die Füße. Dann war sie weg. Zwei Tage später rief mich Tanja, eine Freundin von Lilli an, sie solle Lillis Sachen aus dem Bad holen. Damit war das Thema Lilli beendet. Erst einmal.

Ein Jahr später rief mich Tanja erneut an. Sie erklärte, mich unbedingt treffen zu müssen, es gäbe wichtiges zu besprechen. Wir trafen uns noch am Abend. In einer Kneipe legte Tanja Fotos eines Babys auf den Tisch. „Deine Tochter Beatrice.“

Lilli möchte aber partout nicht, dass du von dem Kind weißt, und schon gar nicht, dass du je irgendetwas mit eurer Tochter zu tun hast. Lilli will niemandem den Vater verraten, auch später einmal ihrer Tochter nicht. Dich möchte sie wohl damit bestrafen. Dass es keine Strafe für dich ist, solange du von Beatrice nichts weißt, sieht sie nicht. Und dass sie ihre Tochter mit ihrem Plan hintergeht, auch nicht. Lilli hat sich da einfach verrannt.’

Zunächst wusste ich nicht, wie mir geschah. In meiner Verblüffung warf ich ein, vielleicht gar nicht der Vater zu sein. Darauf hat mir Tanja ein Plastiktütchen gegeben. Darin, auf einem Wattestäbchen, eine Speichelprobe des Babys. „Lass einen Test machen. Das ist zwar nicht legal und das Ergebnis nicht gerichtstauglich, aber dann hast du wenigstens Gewissheit“, waren ihre Worte. Seit über fünfundzwanzig Jahren bin ich Vater einer wunderbaren Tochter.“

„Uhhhh“, fiel Ariane ihm ins Wort, „da ruht schwere Schuld auf meinen Schultern. Eine zerbrochene Beziehung. Eine nicht erlebte Vaterschaft. Das tut mir unendlich leid.“

Er winkte ab. „Ich hätte Lilli nachlaufen und versuchen können, ihre Wut zu besänftigen und sie zu beruhigen. Aber ich hatte keine Lust gehabt, weder darauf, sie zu beruhigen noch auf sie selbst.

In meinem desolaten Zustand nach der Trennung von dir war ich aus einer Laune heraus die Beziehung mit Lilli eingegangen.“

„Stopp!“, unterbrach sie ihn wieder. „Wir haben uns nicht getrennt. Ich habe dich sitzengelassen.“

„Also schön. Mit dem Vorwurf, ich hätte die Trennung von dir nicht verarbeitet gehabt, hatte Lilli in jedem Fall richtig gelegen.

Von Anfang an war ich Lilli gegenüber unfair gewesen. Nie hätte ich eine Beziehung mit ihr eingegangen dürfen.“

Während Eduard plötzlich schwieg, bewunderte sie seine Hände, die flach vor ihm auf dem Tisch lagen.

„Der Gedanke, dass ich ein Kind habe, ließ mich aber natürlich fortan nicht mehr los. Ich ließ mich beraten und erfuhr, dass meine Rechte als Vater, ohne Zustimmung der Mutter, gleich Null waren. Ich setzte auf Geduld und auf die Hoffnung, dass Beatrice und ich irgendwann schon zu einander finden würden. Und so ist es dann auch gekommen. Tanja begann, mir Fotos und später kurze Videos von Beatrice aufs Handy zu senden.

Manchmal steckte Tanja mir per Kurznachricht den Spielplatz zu dem sie gingen, wenn sie als Patentante alleine mit Beatrice loszog.

Dann sah ich meiner Tochter heimlich zu wie sie im Sand spielte, rutschte oder schaukelte. Das war aufwühlend. Mehr als einmal war ich versucht, mich gegen alle Vernunft Beatrice zu nähern. Aber ich wollte das Kind nicht verstören. Vor allem aber wollte ich die Möglichkeit, Beatrice aus dem Verborgenen zu beobachten, nicht aufs Spiel setzen.“

„Warum hat diese Tanja das auf sich genommen? War sie in dich verliebt?“

„Überhaupt nicht. Als Patentante von Beatrice fand sie es einfach nicht richtig, wie Lilli das Thema der Vaterschaft handhabte. Darüber hat sich Tanja anscheinend häufig mit Lilli gestritten. Als Beatrice vierzehn wurde stellte Tanja Lilli vor die Wahl. Entweder Lilli regelte den Kontakt zwischen Vater und Tochter jetzt selbst, oder sie würde das erledigen. Da hat Lilli den Widerstand aufgegeben. Längst wohnt Beatrice in ihrer eigenen Wohnung. Statt unerwünschten Unterhalt zu leisten, habe ich eine Wohnung gekauft und sie über die Jahre abbezahlt. Zwischenzeitlich gehört die Wohnung Beatrice. Wir sehen uns häufig. Versäumte Erfahrungen können wir nicht nachholen. Das wissen wir beide. Aber wir können sehr gut und laut zusammen lachen und gut gemeinsam kochen.

Einige Male schon sie hat mich auf Reisen zu meinen Galerien und auf Messen begleitet. Wir überlegen, ob sie in meinen Kunsthandel einsteigt.“

Ariane nickte. Gerne hätte sie mehr von Eduards Leben erfahren. Sie genoss es, ihm zuzuhören. Aber nach all den Nachrichten spürte sie tiefe Erschöpfung. „Ich bin hundemüde. Lass uns bitte gehen.“

Er nickte, bat die Kellnerin um die Rechnung und zahlte.

8

„Wenn es dir recht ist, begleite ich dich zu deinem Hotel.“

Ariane hakte sich wieder bei ihm ein und wies die Richtung.

„Es ist nicht weit.“

„Nichts ist hier weit“, ergänzte er. Die frische Luft tat gut. Nachdem sie ein kurzes Stück gelaufen waren, wollte er es endlich wissen. „Und du und der Investment-Mann? Wie ist euer Deal? Mag er keine Opern?“

Ariane blieb stehen und sah in den Nachthimmel.

„Warren ist vor vier Monaten gestorben.“

Ihre Stimme klang gebrochen. Den ganzen Abend über hatte er nichts bemerkt. Sollte er ihr sein Beileid aussprechen? Er war unsicher.

Er hatte Warren nicht gekannt und wusste nicht, in welchem Verhältnis Ariane zu ihm gestanden hatte. In jedem Fall tat Ariane ihm leid.

„Seinen neunundfünfzigsten Geburtstag hat er um wenige Tage nicht erreicht. Vor zwölf Jahren haben wir geheiratet. Es war keine Liebesheirat. Vielmehr haben uns Zuneigung, Vertrauen und stummes Einverständnis im Geschäft verbunden. Du kennst das vielleicht. Aus einer Laune heraus, verabredet man zu heiraten, wenn zu einem bestimmten Zeitpunkt keiner von beiden verheiratet sein sollte. An meinem vierzigsten Geburtstag war es soweit gewesen und Warren und ich gaben uns das Ja-Wort. Es war eine Vernunfthehe. Mit getrennten Schlafzimmern. Wir ließen uns unsere Freiheiten wie bisher.“

Ariane ging wieder weiter. Er neben ihr her. Sie zog den Mantel enger, als wäre ihr kalt.

„Erlaube mir zu sagen, dass diese Form eines Zusammenlebens, einer Ehe – so wie ich dich zu kennen glaube – nicht deinem Naturell entspricht.“

„Das hast du schön umschrieben.“

Er sah ein zaghaftes Lachen über Arianes Gesicht huschen.

„Die Heirat mit Warren war ein Pakt – wie zu Zeiten Ludwig des XIV.“ Darauf blieb sie stehen und deutete auf einen Hoteleingang.

„Wann bis du zurück in Berlin?“, fragte er. „Darf ich dich dann zum Essen einladen?“

„In den kommenden Tagen sehe ich noch zwei Aufführungen. Ab Mittwoch bin ich zurück.“

Mit einem Griff in die Jackentasche holte er das silberbeschlagene dunkelgrüne Lederetui mit den Visitenkarten hervor und gab ihr eine.

„Wenn du mir deine Kontaktdaten schickst, mache ich dir einen Vorschlag.“

Ariane nahm die Karte und steckte sie in die Manteltasche. „Danke dir für die Einladung“.

Wieder fasste Ariane ihn bei den Armen und gab ihm auf jede Wange einen Kuss. Dann ging sie auf den Hoteleingang zu.

„Vergiss nicht, zu mailen“, rief er Ariane nach. In der Dunkelheit wartete er bis sie durch die Drehtür verschwunden war. Er überlegte, ob sie nochmals aus dem Karussell herauskommen würde. Oder hoffte er es? Kurz blieb er stehen und sah der langsam werdenden Drehbewegung zu. Dann ging er.

Im Hotelzimmer leerte er den Inhalt der Taschen auf die Kommode. Als er das Smartphone in Händen hielt, prüfte er den Maileingang.

Ariane hatte ihm eine Nachricht geschickt – ein lachendes Emoji und ‚Vielen Dank‘. Darunter ihre Signatur. Er speicherte die Daten.

Die Smoking-Jacke hängte er auf einen Bügel, nahm die Fliege ab und löste den obersten Hemdknopf. Darauf öffnete er das Fenster, schob den Sessel davor, setzte sich und sog die frische Luft ein.

Er merkte, aufgewühlt wie seit Jahren nicht mehr zu sein, und jagte Gedanken vor sich her. Er hatte sich nicht geirrt. Unter tausenden, ach, unter Millionen Stimmen, würde er Arianes Stimme immer heraushören. Ohne dass es einen Moment der Annäherung bedurft hatte, haben sie sich nach fast drei Dekaden vertraut und sich einen Abend lang gegenseitig vieles anvertraut. Aber was alles hatten sie sich nicht erzählt? Was verbarg sich hinter Arianes Andeutung, ihre Ehe sei ein Pakt gewesen? Und hätte sie dem Vorschlag eines gemeinsamen Abendessens in Berlin auch dann zugestimmt, wenn Warren noch lebte? Wie hatte sie sich ausgedrückt: ‚Wir ließen uns unsere Freiheiten wie bisher.‘ Oder würde sie auch trotz einer sonstigen Beziehung mit ihm ausgehen? Und er selbst? Aus welchem Grund sollte er sich mit Ariane verabreden und sie in Berlin treffen wollen? Er legte keinen Wert darauf, die Vergangenheit aufzuwühlen. Was war, war – und war lange her und war vorbei.

Er griff nach dem Smartphone, prüfte die Termine in dem kommenden zwei Wochen und mailte Ariane zwei Vorschläge zu.

Am nächsten Morgen fand er Arianes Zusage zum ersten der beiden Termine vor. Sie hatte die Nachricht um zwei Uhr siebenundfünfzig verschickt. Ariane war auch noch lange wach gewesen.

Er schickte ihr Name und Adresse einer Bar und ergänzte, dass die Speisekarte zwar klein aber ansprechend wäre. Sollte er ihr noch anbieten, sie abzuholen? Oder wäre das zu aufdringlich? Er ließ es.

10

Eine Viertelstunde vor der vereinbarten Zeit saß er in der mit dunklem Holz halbhoch getäfelten Bar. Die Sitzbank und Rückenpolster entlang der Wand waren mit dunklem, glattem Leder bezogen, die Putzwände und die Decke beige gespachtelt. Keine Bilder oder sonstige Dekoration waren aufgehängt. Er schätze diesen Purismus. Obwohl er wusste, dass es das Entrecote mit Bratkartoffeln werden würde, überflog er die Speisekarte. Als er von der Karte aufsaß, stand Ariane am Tisch. Er erhob sich. Diesmal begrüßte er sie mit einem Kuss auf jede Wange. Sie duftete himmlisch. Ihre Haut war seidig, ihr Haar offen.

Sie trug eine weiße Bluse. Er hatte einen Eckplatz reserviert und deutete auf den freien Platz.

Während Ariane auf die Bank schlüpfte fiel ihm auf, wie perfekt die dunkelblaue Jeans saß.

Ihren Blazer legte sie neben sich. Er sah sie, sich umschauen.

„Schön hier.“

Er reichte ihr die Karte. Der Kellner in bodenlanger weißer Schürze kam an den Tisch und blieb mit erwartungsvollem Blickte stehen.

„Ariane. Was möchtest du?“

„Für mich das Entrecote, medium, mit Bratkartoffeln, bitte“, richtete sie an den Ober. „Dazu ein Glas vom Côtes du Rhône. Besten Dank.“

„Gerne, Madame. Für Monsieur?“

„Auch das Entrecote, bleu bitte, auch mit Bratkartoffeln. Und ersetzen Sie bitte das Glas Côtes du Rhône für Madame durch eine Flasche vom Gleichen mit zwei Gläsern.“

An Ariane gewandt fragte er: „Weiterhin Wasser mit Kohlensäure?“

„Gut aufgepasst.“ Sie nickte und lächelte.

Er blickte den Kellner an. Der bestätigte mit einem Augenaufschlag.

Ariane lehnte sich zurück und er vernahm, wie sie hörbar ausatmete. Diese Angewohnheit hatte sie früher nicht. Er sah sie an.

Seit sie vor sechsundzwanzig Jahren unerwartet in seine Wohnung geplatzt und nach einem einzigen Satz – ‚wenn ich das gewusst hätte‘ – wieder verschwunden war, stand noch immer die Frage im Raum, was sie damals gewollt hatte.

Wollte er das noch wissen?

„Erinnerst du dich daran, wie ich dich in unserer“, sie senkte die Stimme, „nein, entschuldige bitte, es war inzwischen deine Wohnung, überfallen habe?“

„Und? Was wolltest du?“ Er beobachtete sie, wie sie ihre Ellbogen auf das weiße Tischtuch setzte und mit der Kuppe ihres rechten Daumens über den Nagel des linken strich. Kurz schien sie in die Ferne zu schauen. Dann blickte sie ihm in die Augen.

„Dich.“

Er sackte zusammen – und spürte sein Herz aussetzen. Noch keine fünf Minuten saßen sie zusammen und schon waren sie genau da, wohin er nicht gewollt hatte. In der Vergangenheit – und mitten im Eingemachten.

„Ich weiß nicht wie oft ich vor dem Haus gestanden hatte, bevor ich den Mut fand, bei dir zu klingeln. Die Adresse kannte ich ja noch“. Sie grinste verlegen. „Hätte ich von Lilli gewusst, wäre ich nicht reingeplatzt.“

Ihre Finger waren jetzt ineinander verschränkt und es kam ihm vor, als würden die Hände miteinander ringen.

„Es war nicht einfach. Der Professor und Chefarzt, hatte sich als Irrtum erwiesen. Ich hatte lange gebraucht, bis ich das verstanden habe.

Daraufhin begann ich, unserer Beziehung nachzuhängen und mich nach dir, nach uns zu sehnen. Schadenfreude sei dir vergönnt.“ Ihr Lachen klang echt und warm.

„Worin hatte der Irrtum bestanden?“ Dabei interessierte ihn die Antwort gar nicht. Arianes ‚Dich‘ hallte weiter glockenklar in ihm und er hätte am liebsten nichts anderes getan, als über dieses ‚Dich‘ zu sprechen.

„Er war ein Arschloch. Dafür entschuldige ich mich. Und ich eine blöde Kuh. Dafür entschuldige ich mich nicht.“ Sie lachte. „Ich bin auf die älteste Masche reingefallen. Er war gerade zum Chef gekürt worden, als es mit uns anfang. Er schwebte über die Flure und durch die Räume, und bediente alle Klischees eines Halbgotts in Weiß. Ich brachte ihm die gleiche Ehrfurcht entgegen wie seine Patienten, vor allem die Patientinnen. Im Nachhinein würde ich sagen, er suhlte sich in seiner Strahlkraft. Er scherzte mit Patientinnen, Kolleginnen, Schwestern und mir. Männer, vor allem Kollegen, übersah er rundweg.

Kurz vor dem Ende meines Praktikums machte er mir Komplimente für meinen Einsatz, lud mich zwei Mal ein, mit ihm mittags in der Kantine zu essen, und bot mir an, auf der Intensivstation weiter zu famulieren. Als ich im neuen Dienstplan vor allem Nachtschichten vorfand, dachte ich mir nichts weiter, und auch nicht, als der Chef bald häufig nachts auf der Station auftauchte.

Er bat mich, ihm zur Hand zu gehen und erklärte mir die veranlassten Maßnahmen. Darauf sollte ich alles in die Patientenblätter eintragen. Während ich das tat, trat er dicht zu mir, las über meine Schulter hinweg mit und unterschrieb. Ich war stolz ohne Ende. Und seine Nähe ... Na, lassen wir das. Eines nachts kündigte er an, eine Runde durchs Haus zu machen und lud mich ein, ihn zu begleiten, wenn ich wollte. Er wusste, dass ich wollen würde.

Zwei Tage später bin ich aus unserer Wohnung ausgezogen – zur Überbrückung zu Martin. Sechs Wochen später in ein winziges Appartement. Schließlich verbrachte ich die meiste Zeit in der Klinik. Fortan bestimmten die mir vom Chef zugewiesenen time slots mein Leben. Ich stand ihm auf Abruf zur Verfügung – ein Leben im stand by-Modus. Er nahm mich auf auswärtige Kongresse mit und war großzügig, solange ich tat, was er wollte. Ich hatte kein eigenes Leben und keine eigenen Kontakte mehr.

Irgendwann wagte ich es, einen Museumsbesuch vorzuschlagen. Da ist er ausgerastet. Er brüllte mich an und fragte mich, wie ich mir das vorstellte, mich mit ihm in der Öffentlichkeit zu zeigen.

Er sei eine bekannte Persönlichkeit in der Stadt und könne sich das nicht leisten. Aber auf auswärtige Kongresse kannst du mich mitnehmen, warf ich ihm stumm vor. Zum ersten Mal wurde ich ärgerlich.

Von da an dämmerte es mir, fast zwei Jahre lang ein Leben im Verborgenen und das einer heimlichen Geliebten gelebt zu haben – und dass ich mich fortlaufend hatte demütigen lassen. Von dem Tag an fehlte mir jeder Glaube an mich und an meine Fähigkeiten. Kannst du dir das vorstellen?“

Er sah sie nicht an. Was hatte eine so intelligente Frau in diesen Sumpf getrieben? Er war gespannt, was noch alles folgen würde.

„Am nächsten Tag verstand ich, woher der Wind wehte. Einer der anderen Famulanten hatte mir gesteckt, dass in der Klinik über uns getuschelt wurde und die Frage die Runde machte, ob seine Frau von unserer Affäre wusste. Von einem Tag auf den anderen kannte der Chef mich nicht mehr. Meine Famulatur wurde nicht verlängert. Von seinem Angebot, das Praktische Jahr in seiner Klinik zu absolvieren, wusste niemand etwas. Das hätte ich ab diesem Moment aber auch nicht mehr gewollt.

Nach dem bitteren Ende musste ich alle meine Kraft aufwenden, um das Studium abzuschließen.“

Der Kellner trat an den Tisch, zeigte das Etikett der Weinflasche und entkorkte sie, nachdem Ariane und er genickt hatten. Er bat Ariane, zu probieren. Nach ihrer Zustimmung schenkte der Kellner ein und verließ den Tisch.

Beide erhoben das Glas, ließen den Wein kreisen, rochen das Bouquet und tranken einen ersten Schluck.

„Gute Wahl“, sagten sie gleichzeitig.

„Allmählich wachte ich aus diesem Alptraum auf und begann an dich, an uns zu denken. Mir wurde klar, was für eine dumme Gans ich gewesen war. Ich fing an, vor deinem Haus zu stehen ohne den Mut gehabt zu haben, zu läuten. Schließlich traute ich mich und legte meinen kurzen Auftritt in deiner Wohnung hin. Was war das peinlich gewesen.“

„Der Auftritt hatte auch etwas Gutes. Er schaffte klare Verhältnisse zwischen Lilli und mir.“

Er wollte aber nicht weiter über das Thema sprechen und sah sich um. Die Bar war inzwischen gut besucht. Dennoch war die Atmosphäre diskret. Die Tische standen weitgenug auseinander, um ungestört persönliche Gespräche führen zu können. Jazzmusik spielte leise im Hintergrund. Auch dafür schätzte er die Bar.

„Was hast du gedacht, nachdem wir uns in der ersten Pause gegenübergestanden haben?“

„Ganz ehrlich. Martins unsägliche Nachricht damals hat bleibende Spuren bei mir hinterlassen – und wenig Raum, um zu glauben, dass es wirklich deine Stimme war, die ich gehört hatte. Als du wirklich vor mir standst, war es für einen kurzen Moment schon ein Schock. In jedem Fall bin ich froh, mit dir hier zu sitzen.“

Er sah Arianes fragenden Blick.

„Von welcher unsäglichen Nachricht sprichst du?“

Augenblicklich war er wütend auf sich. Er hätte das Thema nicht ansprechen dürfen. Aber das Gerücht steckte wohl zu tief in ihm drin und hatte sich ein Ventil gesucht.

„Wie soll ich es sagen. Es bestand oder besteht das Gerücht, dass du bei einem Unfall ums Leben gekommen seist. Entschuldige bitte. Ich hätte das Gerede nicht aufgreifen sollen. Als ich davon hörte, war und blieb ich lange tief erschüttert. Umso schöner ist es, dich lachend vor mir zu sehen. Du ahnst nicht, wie ich mich freue. Entschuldige bitte nochmals. Das alles muss dir mehr als merkwürdig vorkommen.“

„Davon höre ich zum ersten Mal. Sehr Seltsam.“

Dem Gerede werde ich nachgehen, wenn ich zurück in Berlin bin.“ Er beobachtete sie an ihrem Ohr-ring nesteln. „Aber wie du siehst, lebe ich. Lass uns auf meine Wiedergeburt anstoßen.“

Sie hob das Glas an, trank aber nicht, sondern setzte es wieder ab. „Das Gerücht haut mich jetzt doch ziemlich aus der Bahn.“ Ihre Stimme hatte erschüttert geklungen. „So etwas verrücktes habe ich noch nie gehört. Woher stammt das Gerede, dass ich verunglückt sei?“

„Martin hat es mir erzählt. Das ist jetzt etwas mehr als fünf Jahre her. Zufällig waren wir uns auf der Straße begegnet. Eigentlich wollte ich nach einem kurzen ‚Hallo. Alles gut?‘, weitergehen. Aber er hat mir regelrecht ein Gespräch aufgedrängt. Erst erzählte er davon, dass du nie als Ärztin tätig geworden seist und jeden Mediziner als blöd bezeichnen würdest, der kurativ arbeitete, statt im Gesundheitsmarkt Millionen zu scheffeln. Er merkte gar nicht, dass ich ihm nicht mehr wirklich zuhörte, aber er faselte einfach weiter und erwähnte den Unfall. Nach dem ich weitergegangen war, wäre ich beinahe in ein fahrendes Auto gelaufen.“

Er sah Arianes aufgerissene Augen. „Oh Gott. Du Armer. Aber ich glaube, jetzt einiges zu verstehen.“

Martin hat es nie geschmeckt, dass wir beide ein Paar waren.

Er war geradezu euphorisch geworden, als ich ihn augenzwinkernd gefragt hatte, ob er mir vorübergehend Unterschlupf gewähren könnte. Ich hatte ihn in dem Glauben gelassen, dass wir uns getrennt hätten. Den Professor hatte ich natürlich nicht erwähnt. Kaum hatte ich meine sieben Sachen bei ihm abgestellt, war es losgegangen. Er hoffte, mit mir zusammenzukommen. Um Schlimmeres zu verhindern war mir nichts anderes übriggeblieben, als ihm die Liaison mit dem Klinikchef zu beichten. Erst meine Beziehung mit dir, dann die Zurückweisung, und schließlich das Geständnis vom Chefarzt waren scheinbar zu viel für Martin gewesen. Als ich ihn nach dem Ende der professoralen Episode nach dir gefragt hatte, hatte er erwähnt, dass du weiterhin in unserer Wohnung wohnen würdest. Lilli hatte er verschwiegen. Das Gerede von dem Unfall war vielleicht seine Form von Rache. Und nie habe ich etwas so Törichtes über den Arztberuf gesagt. Schon wegen meines hippokratischen Eids nicht. Die Begegnung mit Warren, die meinen Weg in eine neue Richtung gelenkt hat, war reiner Zufall gewesen. Blanke Eifersucht muss Martin getrieben haben. Dass er schon immer ein komischer Kauz war, wissen wir. Dass er mich in seinen Hirnspinsten allerdings hatte sterben lassen, schlägt dem Fass den Boden aus.

Nur gut, dass er mir nicht tatsächlich zu Leibe gerückt ist. Solchen Psychopathen ist alles zuzutrauen. Den knüpfe ich mir vor.“

„Das würde ich auch gerne tun. Aber das geht nicht mehr. Martin ist im Frühjahr gestorben.“

„Oh.“ Sie senkte den Kopf und schwieg kurz. „Was soll ich sagen? Am besten nichts. Über Tote soll man ja nichts Schlechtes sagen.“

Er wartete ab, wollte Ariane Zeit geben, die Neuigkeiten sacken zu lassen und ihre Gedanken zu sortieren. Der Kellner servierte derweilen das Essen und schenkte Wein und Wasser nach. Ariane umklammerte ihr Wasserglas mit beiden Händen, als wollte sie sich daran festhalten.

„Und du und Warren seid immer Geschäftspartner geblieben? Verstehe ich das richtig?“ Er wollte sie mit einem anderen Thema ablenken.

„Der gute Warren. Ich erzähle dir von ihm.“

12

„Ich volontierte in einem Krankenhaus in Indien. Von der Hitze dehydriert, war Warren zusammengeklappt und eingeliefert worden. Aus meinem Akzent schloss er, dass ich aus Deutschland kam, und sprach mich auf Deutsch an. Er sprach mit einer wunderbaren österreichischen Färbung.“

„Woher können Sie so gut Deutsch und warum mit einem Ösi-Tonfall?“, habe ich ihn gefragt.

„Meine Schule in Amerika pflegte ein Austauschprogramm mit einem Stiftsinternat in Österreich. Nach einigen Jahren Deutschunterricht am College zuhause verbrachte ich ein Jahr in dem Internat. Das Ergebnis ist ein Ösi-Swing in meinem Deutsch.“

„Sehr charmant“, schmeichelte ich ihm.

Ein paar Tage später war er reisefähig und ich sorgte für seinen Rücktransport – nach England. Warren stammte zwar aus einem Kaff irgendwo in Ohio, lebte aber in London, wo er bei einer Investmentbank arbeitete. Zwei Monate später lud er mich nach London ein. In der Erwartung, dass er mich anbaggern würde, reiste ich hin. Aber nichts dergleichen passierte. Er zeigte nur Beschützerinstinkt und wir wurden enge Freunde. Fortan trafen wir uns oft in Frankfurt, wo ich damals lebte und Warren häufig zu tun hatte. Gelegentlich erzählte er mir von seinen Deals, bis ich irgendwann meinte, dass das doch alles gar nicht so schwer sein könne. Eines Tages, ich war inzwischen als Augenärztin an einer Klinik tätig, erzählte er mir von einer Finanzierungsanfrage eines jungen Medizintechnik-Unternehmens aus Deutschland und fragte mich, was ich von dem neuartigen optischen Messverfahren halten würde.

Ich sagte ihm, dass die Technik großartig wäre, wenn sie denn funktionierte. Er leitete mir die Beschreibung des Produktes zu. Das hätte ihn mehr als nur den Job kosten können. Eine Woche später erklärte ich ihm, dass das ein großer Fortschritt in der Augenheilkunde sein würde und sagte flapsig ‚Das könnten doch wir beide stemmen. Du strukturierst. Ich kümmere mich um das Start-Up‘. Ich mache es kurz. Zusammen gründeten wir ein Private Equity Unternehmen in Berlin. Ich nahm Kontakt mit der jungen Firma auf und erklärte, als Augenärztin die Produktchancen gut einschätzen zu können und Investoren an der Hand zu haben, die an solchen Themen interessiert wären. Das junge Team war froh gewesen, überhaupt ein Gesprächsangebot zu bekommen und stellte nicht viele Fragen. Die waren so naiv wie ich blauäugig. Warren agierte aus dem Hintergrund. Kaum war der Vertrag mit der Start Up-Bude unterschrieben, kündigte Warren und zog mit seinem Adressbüchlein voll von Kontakten zu potentiellen Investoren nach Berlin. Es war ein Ritt auf Messers Schneide, aber die Transaktion hob ab. Fortan flatterten die Finanzierungsanfragen von alleine auf meinen Schreibtisch. Bis heute halte ich Anteile an unserem ersten Investment. Bald umgab Warren und mich ein Team und die Firma wuchs. So war das und ist es lange geblieben.

Seit einigen Jahren bin ich nicht mehr das Gesicht der Firma im Markt. Das machen heute andere, die Warren und ich aufgebaut und zwei von ihnen zu Partnern gemacht haben.“

Sie schwieg. Ihre Hände umklammerten noch immer das Glas. „Das war das.“ Sie führte das Glas an ihre Lippen und trank.

„War ganz schön riskant deine sichere Stellung als Ärztin gegen eine Selbständigkeit im Haifischbecken der Finanzbranche einzutauschen, oder?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Ich habe meinem Gespür vertraut.“

„Und euer Pakt? Was meintest du damit?“

„Später. Jetzt bist du dran. Wie ist dein Leben verlaufen, nachdem die Beziehung mit Lilli geplatzt war? Schieß los. Ich bin neugierig.“

13

„Ich bin viel unterwegs, zwischen Köln und Berlin, wo ich je eine Wohnung unterhalte und Galerien führe. Zudem gehören Dependancen in London und New York zu meinem kleinen Kunsthandelsuniversum. Dort wohne ich in Hotels oder miete mir ein Appartement über Airbnb, wenn ich länger bleibe. Das Geschäft in Singapur überlege ich nach Sydney zu verlegen.“

Ein, zwei weitere Standorte gingen vielleicht noch. Außerdem muss ich auf Auktionen und Kunstmes- sen. Ich führe ein Vagabundenleben. Ich bin sozusagen mit meinem Beruf verheiratet, statt mit einer Frau.“

„Das ist in jedem Fall eine interessante Mitteilung.“ Sie lachte. „Auf eine weiterhin erfolgreiche Ehe.“ Sie prostete ihm zu.

„Nach Lilli und einigen weiteren Beziehungen hat sich dann doch noch eine feste Partnerschaft ergeben. Mit Miriam. Ich wollte aber nicht heiraten. Nicht ih- retwegen nicht, sondern ganz grundsätzlich nicht. Miriam hatte immer ihre eigene Wohnung behalten. Sie hatte den Standpunkt vertreten, dass sie sich in ei- ner gemeinsamen Wohnung bis zu meiner jeweiligen Rückkehr wie in einem Warteraum vorgekommen wäre. Das hatte sie nicht gewollt, sondern wollte ein genauso selbständiges Leben führen wie ich. Vor drei Jahren hat sie dann selbständig beschlossen mit ihrem argentinischen Liebhaber durchzubrennen. Vielleicht war das der Preis für mein Nomadenleben?“

„Trauerst du ihr nach?“

Er schüttelte den Kopf. „Nicht mehr.“

„Hm. Und seither?“

„Beziehungen? Meinst du das? Nichts.“

Ariane nickte. Sie erschien ihm nachdenklich. „Möchtest du ein Dessert? Mir ist nach etwas Süßem.

Ich glaube, eine Schokoladentarte auf der Karte gesehen zu haben.“ Er wollte nicht mehr von sich erzählen. Nur über das „Dich“ hätte er mit Ariane sprechen wollen. Aber er würde es nicht von sich aus ansprechen.

„Und ich nehme Käse. Der steht in jedem Fall auf der Karte.“

Sie hörte ihm zu, wie er von den Entwicklungen in der Kunstszene, von Künstlern die er vertrat, von den aus seiner Sicht überzogenen Preisen, die der Markt aufrief erzählte, und von Käufern, die ihm wie Investoren, statt wie Kunstliebhaber vorkamen.

Mit großem Interesse saugte sie das alles auf und lauschte seiner Stimme. Er sprach ruhig und mit großer Überzeugungskraft. Jedes seiner Worte schien ihr handverlesen, und keines war überflüssig. Wie schon im Weinlokal, hätte sie ihm auch jetzt endlos weiter zuhören können und wollen. Aber sie wusste, dass sie ihm eine Antwort schuldig war.

Während der Kellner den Tisch abräumte gaben sie ihre Bestellungen für den Nachtsch auf.

„Ich bin dir noch die Antwort auf deine Frage zu dem Pakt zwischen Warren und mir schuldig. Dann muss ich ins Bett.“

„Wie schon gesagt. Es war ein Pakt. Der beruhte auf dem Vorbild einer außergewöhnlichen Frau. Ihr Name war Émilie du Châtelet. Sie lebte im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts. Sie übertraf fast alle Männer ihrer Umgebung – zum einen durch ihre Größe von einem Meter und fünfundsiebzig, zum anderen durch Klugheit und Bildung.

Émilie war verschwenderisch und liebte den Luxus. Mehr noch war sie aber ehrgeizig und interessierte sich für die Gedanken der Aufklärung und die Naturwissenschaften. Zu guter Letzt gehörten Amouren zu ihren Leidenschaften. Nach zwei Kindern mit ihrem Gatten, dem Marquis Florent-Claude du Châtelet-Lomont, verständigte sich das Paar, nur noch bei höfischen Anlässen gemeinsam aufzutreten, ansonsten aber, getrennter Wege zu gehen.

Émilie ordnete ihr Leben in einer Art Dreifaltigkeit. Während die Kinder durch Gouvernanten erzogen wurden, genoss sie den Luxus bei Hofe. Ihre intellektuellen Interessen nährte sie in Gesprächen mit den geistigen Größen ihrer Zeit. Darüber hinaus gab sie sich den Vergnügungen der Liebe hin. Gelegentlich verband Émilie ihre intellektuellen Interessen auch mit Amouren.

So machte sie den Gelehrten für newtonsche Physik, Pierre Louis Maupertuis, zu einem ihrer Liebhaber und holte später Voltaire auf ihr Schloss in der Champagne. Fünfzehn Jahre lebten die beiden zusammen. Émilies Dreiteilung war mir geradezu genial erschienen. Ich schlug Warren einen vergleichbaren Pakt vor. Wir wurden uns gegenseitig ein gesellschaftliches Aushängeschild. Ansonsten tat jeder was gefiel. Warren mochte die Oper so wenig wie die Hitze im Süden. Seine Erfahrung in Indien hatte Spuren hinterlassen.

Ein einziges Mal hat er mich während der Bauphase in Südfrankreich besucht. Ob meiner Begeisterungstürme über das Klima und die Lage, war er kopfschüttelnd dagestanden. Beide haben wir herzlich gelacht. So waren wir. Leben und leben lassen.

Unser gemeinsames Leben hatte in Berlin stattgefunden, geprägt von gesellschaftlichen und kulturellen Ereignissen, und natürlich unserer Firma. Wir lebten in einem großen Haus in Dahlem, statt in der Wohnung in ‚Mitte‘, die ich seit seinem Tod bezogen habe. Zu deiner Ahnung, dass diese Form einer Ehe nicht meinem Naturell entspräche, sei dir gesagt, dass ich im Sinne von Émilie du Châtelet mit dem Architekten, der mein Haus in Gigaro geplant hatte, jeden Sommer aufs Neue eine Liebschaft eingegangen bin.

Eigentlich wollte ich dir das alles erst erzählen, wenn wir uns wiedersehen. Aber wer weiß, ob und wann das der Fall sein wird? Einstweilen würde die Frage zwischen uns stehen. Das möchte ich nicht.“

„Und was ist aus deinem l'amant geworden, um auch diese Flanke zu schließen?“ Eigentlich hätte er noch viele Fragen gehabt, aber das passte jetzt nicht.

„Passé.“

Hatte das beklommen geklungen? In jedem Fall war Arianes Lebensweg eine erstaunliche Geschichte.

Das wäre genug Stoff für einen ganzen Roman oder ein Drehbuch. Er wollte aber nicht taktlos wirken und sprach den Gedanken nicht aus.

„Lass uns gehen“, bat Ariane.

Er gewährte ihr den Wunsch, ihn einzuladen.

„Wie bist du unterwegs?“

„Ich nehme ein Taxi.“

Er bat den Kellner, ein Taxi zu rufen. Wenige Minuten später gab der das Zeichen und Eduard begleitete Ariane zum Wagen.

„Wann bist du das nächste Mal in Berlin? Lust auf Sonnenuntergang auf meiner Terrasse?“

Er nickte. „Ab dem fünfzehnten August bin ich zurück. Ich melde mich per Mail und wir machen etwas aus. Würde dir das passen?“

„Ja.“ Rasch gab sie ihm einen Kuss auf die Wange und stieg geschwind in das Taxi.

Er sah dem Fahrzeug nach und wusste, dass er immer noch jede Frau bedingungslos für Ariane verlassen würde. Aber es war ein flüchtiger Kuss gewesen. War Ariane so rasch eingestiegen, weil das Taxi in der zweiten Reihe gewartet hatte, oder war sie geflüchtet? Nein. Sie hatte ihn in ihr neues Zuhause eingeladen.

Ihr neues Zuhause. Ihm kam eine Idee, was er Ariane zum Einzug schenken könnte. Das Bild.

Seit über fünf Jahren hing es in der Galerie in New York und war als unverkäuflich ausgepreist. Er hatte es sich selbst gekauft.

15

Seit dem Abendessen mit Eduard lenkte sie sich durch allerlei Unternehmungen in Berlin ab. Wie jedes Jahr verbrachte sie den Sommer an der Spree. Selbst ihr war die Hitze an der Côte d'Azur dann zu viel. Sie genoss die Wochen, wenn die Schulen und Universitäten geschlossen waren, die Regierung nicht regierte und die Metropole in einen Dämmerzustand versank. Sie traf sich mit Bekannten, ging in Ausstellungen und entdeckte auf Streifzügen immer wieder neue Ecken, Plätze und Hinterhöfe. Sie war rundum frei. Aber auch alleine, jetzt, da Warren ihr kein treuer Begleiter mehr war. Eines Vormittags blieb sie vor einem Laden stehen. Es war eine Galerie.

Schon wiederkehrend war sie daran vorbeigelaufen, realisierte aber an diesem Tag zum ersten Mal, dass es Eduards Galerie war. Sie schaute durch eines der Schaufenster und sah Bilder. Im Hintergrund erkannte sie eine junge Frau hinter einem Schreibtisch. War das seine Tochter? Sah sie Eduard ähnlich? Sie wollte nicht aufdringlich wirken und ging weiter.

Fortan dachte sie noch häufiger an Eduard, als sie das seit dem Wiedersehen bei den Festspielen ohnehin tat. Mit einem Glas Wein in der Hand ging sie auf die Terrasse, sah in Richtung Fernsehturm am Alexanderplatz und zu der tief stehenden Sonne. Bald würde Eduard zu Besuch kommen. Der Gedanke beunruhigte sie etwas. Was erwartete sie sich von dem Besuch? Sie wusste es nicht. Sie wusste nur, dass sie keinen Smalltalk wollte, und nicht über Belanglosigkeiten und auch nicht über alte Zeiten reden wollte. Und schon erinnerte sie sich daran, wie alles zwischen ihnen angefangen hatte. Wie sie sich ineinander verliebt und ahnungslos aufeinander eingelassen hatten. Sie war sechszehn gewesen. Mit allem war sie immer früh dran gewesen. Ihrer Mutter und Eduards Eltern hatte es nicht gefallen, dass sie nach Eduards Abitur zusammengezogen waren. Ihr Zusammenleben war oft planlos verlaufen. Nur ihre Lust nicht. Dafür hatte sie gesorgt.

Mit immer neuen Einfällen und Maskeraden hatte sie Eduard aufgelauert, einmal mit nichts an als einem Dutzend Ketten um den Hals.

Sie verwarf die Erinnerungen und fokussierte sich auf das Hier und Jetzt. Hatte Eduard ihr verziehen, oder würde er ihr verzeihen können, dass sie ihn sitzengelassen hatte, von einem Tag auf den anderen, ohne Vorwarnung, ohne Chance? Wie naiv, wie dumm war sie gewesen.

Wie hatte sie nur glauben könnte, der Chefarzt hätte ernste Absichten gehegt. Wie ein Spielzeug hatte er sie benutzt und dann achtlos liegengelassen. War sie ihm hörig gewesen?

Eduard. Heute war er auf eine neue Art begehrenswert. Begehrenswerter denn je. Aber Halt. War sie dabei, sich in einem Irrgarten an Fantasien zu verlaufen?

16

Anfang August erkundigte er sich aus New York per Mail, ob die Einladung zum Sonnenuntergang auf der Terrasse noch galt? ‚Klar. Was denkst du!‘, las er Arianes Antwort, und den Terminvorschlag mit achtzehn Uhr als Zeitangabe. Während er weiterlas, hörte er ihre Stimme ‚Ich hoffe, das ist dir nicht zu früh, aber die Sonnenuntergänge von hier oben aus sind einfach nur grandios. Du musst aber nachsichtig sein.

Ich habe die Wohnung erst vor zwei Monaten bezogen und so manches ist noch ein Provisorium.'

Er antwortete mit einem nach oben gerichteten Daumen und einem Smiley.

...,... und so manches ist noch ein Provisorium', las er den letzten Satz nochmals. Damit stand sein Entschluss, Ariane das Bild für die neue Wohnung zu schenken, fest. Er hatte es ohnehin nicht für sich selbst gekauft.

Er bat die Leiterin seiner Galerie in Soho das Gemälde per Luftfracht an die Kunsthandlung in Berlin zu schicken. Als er zwei Wochen später den Eckladen in Berlin betrat, stand die sperrige Transportverpackung im Lager. Er entriegelte die Box und zog das in Luftkissenfolie und festes Papier eingeschlagene Bild heraus. Auch ohne den Transportcontainer war es immer noch groß. Einen Meter vierzig im Quadrat. Er musste ein Großraumtaxi bestellen, um es zu Ariane mitzunehmen.

Kurz vor achtzehn Uhr prüfte sie im Spiegel nochmals rasch die Frisur. Dann zupfte sie am Kragen der neuen dunkellilafarbenen Bluse und stellte zufrieden fest wie gut die weiße Hose saß, die sie sich ebenfalls für den heutigen Abend gekauft hatte.

Nach dem es geklingelt hatte, lief sie barfuß zur Tür und öffnete. Aber da war niemand.

Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit bis Eduard im Treppenhaus auftauchte. Als er endlich vor ihr, sah sie kaum etwas von ihm. Ein übergroßes Teil, dass er mit weitausgestreckten Armen vor sich hielt, verdeckte ihn.

„Huiii. Willkommen. Komm erst einmal herein und gehe gleich gerade durch.“

Eduard schien zu verstehen wohin er sollte und lief durch den Flur geradewegs ins Wohnzimmer.

Dort stellte er das große Etwas an der Rückseite eines mittig im Raum stehenden Sofas ab und lehnte es an. Sie war ihm gefolgt und sah ihn jetzt fragend an.

„Los. Aufmachen.“ Er trat zur Seite.

„Für mich?“ Sie kniete sich hin und suchte am Packpapier nach einem Einstieg. Vorsichtig entfernte sie das Papier und dann die Folie. Sie spürte Eduard hinter sich. Vor ihr kam ein Gemälde zum Vorschein, quadratisch, größer als ein Meter mal ein Meter.

Sie erhob sich und trat einige Schritte zurück. Der Pinselstrich war teils grob und dick aufgetragen und auch breit. Dennoch war alles da. Jedes Detail war deutlich. Ein weiblicher Torso. Sie war irritiert. War das ein angemessenes Geschenk anlässlich der Einladung der Jugendliebe zu Drinks auf der Terrasse? Eduard war Galerist. Vielleicht sah er die Dinge anders, mit professionellem Blick? In jedem Fall gefiel ihr das Werk.

„Ist das ein Geschenk?“

Er nickte. „Du hast erwähnt, lieber in Kunst, als in Unternehmen zu investieren. Das Bild ist beides, Kunst und eine gute Bank.“

„Dir entgeht aber auch nichts. Du bist verrückt. Entschuldige bitte. In jedem Fall vielen, vielen Dank.“ Sie war überwältigt. „Bitte. Sag etwas dazu. Wer hat das gemalt? Was ist das Motiv für das Bild? Wer die dargestellte Person?“

Ihre Gedanken flatterten und sie merkte, wie ihre Stimme sich überschlug. Die Darstellung machte sie nervös.

„Erzähle ich dir alles gerne. Darf ich aber bitte erst einmal etwas zu trinken bekommen. Berlin ist heißer als New York war, und ich musste das Bild hochtragen. Es passte nicht in den Aufzug.“

„Entschuldige. Natürlich. Und begrüßt haben wir uns auch noch nicht.“ Sie umarmte ihn, drückte ihn kurz und lies sie ihn wieder los.

„Was möchtest du?“, fragte sie ihn, während sie die Küche ansteuerte.

„Am liebsten erst einmal ein Bier, wenn du hast.“

Sie holte eine Flasche aus dem Kühlschrank, kehrte mit dem Bier und einem Glas zurück und reichte Eduard beides. Während sie hörte, wie er das Bier einschenkte, drehte sie sich wieder dem Gemälde zu. Es zeigte den nackten Körper einer Frau.

Nicht einer jungen Frau, sondern einer Frau in den besten Jahren – vom Schlüsselbein bis zur Mitte der Oberschenkel. Plakativ und überlebensgroß. Der Torso füllte die Leinwand aus. Die Farben schienen zu glühen, sandgelb, rot, orange, apricot, teils waren sie flächig aufgetragen, teils verwischt. Die Darstellung wirkte plastisch und in Bewegung. Der Hintergrund war in blassen Grüntönen, wie hoher Farn. Das Bild wirkte sinnlich auf sie, geradezu lustvoll.

„Die Malerin heißt Suzan Allende. Wie der Diktator. Ist aber nicht verwandt mit ihm. Suzan war und ist Psychologin in Upstate New York. Als sie begann, Maltherapien anzuwenden, entwickelte sie selbst Ehrgeiz beim Malen. Sie besuchte Malklassen und nahm Privatunterricht. Eines Tages reduzierte sie die Patientenzahl und begann professionell zu malen. Ihre Bilder hingen in einem Restaurant. Es waren Landschaftsbilder. Am Ausgang lag ihr Flyer.

Ich rief sie an und sie lud mich in ihr Atelier ein. Dort stand das Bild halb verdeckt. Ich deutete darauf, worauf sie es hervorzog. Ich war beeindruckt und sie zeigte mir weitere Portraits und Standbilder. Aber keines war so ausdrucksstark wie dieses hier und keines ein weiterer Akt. Sie erzählte, der Torso sei ihr erster Versuch der Aktmalerei gewesen, und dass sie sich selbst gemalt habe. Warum ein Akt, habe ich sie gefragt.

Das sei das klassischste aller Motive, weswegen sie das Bild ohne Kopf und Beine angelegt hätte – um, wie in der Antike, das Weibliche an sich zu erfassen. Darüber hinaus solle jeder in dem Bild entdecken, was er oder sie sehen möchte, hatte sie noch ergänzt. Ich habe Suzan verstanden und bin froh, dass sie die Ansicht so gemalt hat.

Über einer Kanne Tee habe ich ihr dann die Rolle eines Agenten im Kunstmarkt erklärt. Einen Monat später trafen wir uns in der Galerie in New York und unterschrieben einen Vertrag. Sechs Monate später veranstaltete ich eine Vernissage für Nachwuchsmalerinnen und Maler. Suzan war mit fünf Bildern vertreten. Noch vor der Eröffnung klebte ich einen roten Punkt für ‚Verkauft‘ neben den Akt. Ich wollte das Bild unbedingt und kaufte es selbst. Es hätte an dem Abend mehrfach verkauft werden können. Zwischenzeitlich kann Suzan von ihrer Malerei leben. So. Das ist die Geschichte des Bildes.“

Sie schwieg. Über sein Motiv, ihr das Bild zu schenken hatte er nichts gesagt: „Ich weiß wirklich nicht, was ich sagen soll – zu dem Bild, dem Weg der Malerin, zu deinem Geschenk. Das alles bewegt mich tief. Gib mir Zeit. Ich muss das alles sacken lassen und darüber nachdenken.“

Sie führte Eduard auf die Terrasse, wo unter einem Sonnenschirm in einem Kühler eine Flasche Rosé stand. Sie bat ihn, die Flasche aufzuziehen, während sie Vitello Tonnato und Weißbrot aus der Küche holen würde.

„Danke dir nochmals für das Bild. Ich werde bestimmt noch Fragen dazu haben. Lass uns aber jetzt anstoßen und den Ausblick genießen. Nochmals willkommen. Ich freue mich, dass du da bist.“ Ihr hatte noch ein ‚so sehr‘ auf der Zunge gelegen, es sich aber verkniffen.

Als es soweit war, forderte sie Eduard auf, mit ihr an das Geländer zu treten um den Sonnenuntergang zu verfolgen. Ganz dicht standen sie nebeneinander. Sie sah Eduard sein Glas mit beiden Händen festhalten. Dann redeten sie noch bis spät in die Nacht.

Nach dem Eduard gegangen war, stellte sie sich vor das Bild. Eduard hatte erwähnt, es sei eine Mischtechnik aus Öl und Acryl auf Leinwand. Lange betrachtete sie das Werk. Warren hätte der Akt nicht gefallen. Er war prude gewesen, hatte sich mit Nacktheit schwergetan. Ihre Gedanken kehrten zu Eduard zurück. Ein sonderbares Glücksgefühl stieg in ihr auf – und Freude. Worüber? Über das Wiedersehen? Dass ihn das Bild schon vor fünf Jahren veranlasst hatte, Kontakt zu ihr suchen zu wollen? Dass er ihr das Bild geschenkt hatte? Dass sie lebte?

Am nächsten Tag fand sie eine Nachricht per WhatsApp von Eduard vor. Er bedankte sich für den Abend und gratulierte zur Wohnung. Mehr hatte er zu ihrem Leidwesen nicht geschrieben. Zwei Tage später erhielt sie eine Mail von ihm.

Liebe Ariane,

von 12. bis 15. September muss ich nach Ramatuelle. Du weißt sicherlich, wo das ist. Dort residiert ein Kunde, der auf der ArtMonte Carlo zwei Bilder bei mir gekauft hat. Er möchte die Hängung mit mir besprechen. Bei dem Preis, den er bezahlt hat, muss das drin sein. Außerdem ist er nicht nur ein interessanter Gesprächspartner, sondern auch ein exzellenter Koch. Vielleicht bist du zu dieser Zeit auch unten und ich darf dich zu einem Abendessen ausführen?

Herzliche Grüße, Eduard

Lieber Eduard,

was für ein schöner Vorschlag. Ab dem 3. September bin ich wieder auf meiner Klippe, wie ich das nenne, und bleibe bis zum Ende der Olivenernte. Mein Haus liegt in der Gemeinde Gigaro, oberhalb von La Croix-Valmer. Das ist ein Katzensprung von Ramatuelle entfernt. Ich freue mich schon jetzt darauf, dich wiederzusehen und mit dir auszugehen. Wenn ich etwas vorschlagen soll, lass es mich wissen.

Sie dachte an das Chez Camille – mit der unvergleichlichen Lage direkt am Strand, der sensationellen Bouillabaisse und den wunderbaren Fischgerichten vom Grill – und schrieb sie weiter.

Wegen des Datums bin ich flexibel. Bis zu meiner Abreise ist ja aber noch Zeit. Wollen wir zusammen etwas kochen?

Sie brach abermals ab und dachte an früher. In ihrer gemeinsamen Wohnung hatten sie oft gekocht. Wollte sie das wirklich wiederholen – einkaufen, vorbereiten, kochen? Nein. Ihr war nach einem entspannten Abend.

Sie entschied, Leckereien zu besorgen, solche, die sie mit Spießchen oder den Fingern essen könnten. Sie stand auf und dehnte sich. Die Sonne stand noch nicht hoch, aber es war schon wieder schwül in der Stadt. Bis zum Nachmittag waren abermals über dreißig Grad vorhergesagt. Sie setzte sich, löschte den letzten Satz und schrieb.

*Komm doch zu einem Apéro, einen Apéritif dînatoire auf die Terrasse. Lass mich wissen, wann es dir passen würde.
Liebe Grüße, Ariane*

Das Klingeln am übernächsten Abend hörte sie nur zufällig. Ein Hitzegewitter entlud sich mit aller Macht über der Stadt. Unwillkürlich lachte sie laut auf, als Eduard wie der sprichwörtlich begossene Pudel vor ihr stand.

In der einen Hand hielt er einen Schirm, der augenscheinlich wenig genutzt hatte, in der anderen eine Pappverpackung mit drei Flaschen. Sie bat ihn herein, nahm ihm den Wein ab und hängte das Jackett zum Trocknen auf einen Bügel. Sie konnte ihm nichts Trockenes anbieten. Warrens gesamte Kleidung hatte sie mit der Auflösung des Hauses in Dahlem der Obdachlosenhilfe gespendet. Aber die Wohnung war aufgeheizt und sie war zuversichtlich, dass Eduards Hemd und die Hose bald trocken sein würden. Der Wein war noch kühl genug, um eine erste Flasche zu öffnen. Ein Pouilly Fumé von der Loire.

Sieh einer an, auch Eduard wusste was gut war. Die anderen Flaschen legte sie in den Kühlschrank. Eduard schenkte ein und reichte ihr ein Glas.

„Danke dir. Und auch für das Bild möchte ich dir nochmals sehr danken.“

„Jetzt ist es aber genug.“

„Doch. Im Ernst. Ich sehe es mir immer wieder an und es gefällt mir jedes Mal besser. Abgesehen davon, hat es eine Geschichte, von der du ein Teil bist. Du hast die Malerin entdeckt und über das Bild ihr Talent. Dann hast du dich in das Bild verliebt und es erworben.“ Hatte sich Eduard auch in die Malerin verliebt? Hatte er was mit Suzan gehabt, oder hatte er noch immer?

„Und dann hast du das Bild nach Europa mitgenommen, wo es vielleicht in einer deiner Wohnungen oder Galerien hing, und hast dich darüber gefreut.“ Sie zögerte. „Sag jetzt bloß nicht, das Bild stand irgendwo in einem Fundus. Jedenfalls hast du dich davon getrennt und es mir geschenkt.“

Er schüttelte den Kopf und lachte. „Ist ja gut.“

„Außerdem finde ich es mutig von dir, einer Frau, noch dazu deiner Jugendliebe, ein doch eher delikates Bild zu schenken.“

„Ich würde es nicht als delikat bezeichnen, sondern als erotisch. Die Spannung des Bildes zu erfassen, erfordert allerdings und zugegebenermaßen, eine positive Einstellung zur Sinnlichkeit – und die nimmt im besten Fall mit der Lebenserfahrung zu.“

Interessant, und wie recht er hatte, dachte sie. „Was ist mein Teil der Geschichte an dem Bild? Was war dein Motiv, mir die Darstellung zu schenken?“

Sie wollte endlich wissen, was ihn getrieben hatte, ihr den Akt zu schenken.

„Du bist nicht Teil der Geschichte des Bildes. Du bist das Bild. Als ich es entdeckt habe, musste ich sofort an dich denken, sah dich. Ich habe sie noch alle, die Fotos damals in Apulien – von dir. Du nackt, überall in dem Ferienhaus, auf der Terrasse, im Garten, am Strand frühmorgens, wenn noch niemand da war.“

Du hast es geliebt, wenn ich dich in deinen unge-
nierten Posen fotografiert habe. Auch an diese Zeit
denke ich gelegentlich, wenn ich das Bild betrachte.
In meinem Innersten habe ich immer gewusst, dass
ich es nicht für mich, sondern für dich gekauft habe.“

Sie merkte, verlegen zu werden und merkte, dass
ihr Tränen in den Augen standen. Zugleich verstand
sie jetzt, warum Eduard froh war, dass Suzan das Bild
ohne Kopf gemalt hatte. Sah Eduard all die Sinnlich-
keit, die das Werk ausstrahlte, tatsächlich in ihr? Im-
mer noch? War das ein Kompliment? Dumme Frage.
Was sonst.

„Warum hast du dich nie gemeldet, wenn ich so in
dir verankert war“, sie zögerte, „vielleicht sogar noch
immer etwas davon übrig ist?“

„Vermutlich aus ähnlichen Gründen, aus denen
auch du dich nie bei mir gemeldet hast, obwohl du
meine Karriere in den Medien verfolgt hast und dich
für moderne Kunst interessierst. Aber irgendwann
war ich tatsächlich knapp davor gewesen. Das war,
nach dem ich das Bild erworben hatte. Kaum hing es
bei mir, nagte der Anblick an meinen Zweifeln, dass
du unerreichbar für mich wärst und ich hatte ent-
schieden, wenigstens den Versuch zu wagen, in Kontakt
mit dir zu kommen.“ Er senkte die Stimme. „Wie wir
aber beide wissen, ist es Dank Martin nicht dazu ge-
kommen.“

Seit unserem Wiedersehen in der Oper vergeht kein Tag, an dem ich mich nicht frage wieso er diese Lüge in die Welt gesetzt hatte. Ich kann dir gar nicht sagen, wie wütend ich auf ihn bin. Wir könnten seit Jahren in Kontakt stehen.“

... in Kontakt stehen. Was meinte Eduard damit, fragte sie sich? „Ich verstehe, dass du zornig auf Martin bist. Dabei kann ich mir gar nicht vorstellen, dass du wirklich wütend werden kannst.“

„Täusch dich da mal nicht. Auch ich habe im Leben dazugelernt. Zur Brust würde ich mir den miesen Kerl nehmen, wäre er noch unter uns. Meine Rache wäre bitter.“

„Und du? Wie geht's du damit um? Er hatte dich getilgt und hat auch dich um die Chance eines Wiedersehens schon vor Jahren gebracht.“

Sie hatte sich selbst schon ähnliche Gedanken gemacht. Aber nach anfänglicher Empörung war ihr klar geworden, dass Martin ihr immer zu gleichgültig gewesen war, um sich über ihn posthum zu ärgern. Dagegen berührte sie, nein, wühlte sie Eduards Geständnis auf, dass er schon vor Jahren vorgehabt hatte, Kontakt mit ihr aufzunehmen. Aber ihr erfundener Tod hatte seinen Plan im Keim erstickt.

„Wie du weißt, war ich zu der Zeit mit Warren verheiratet – zugegebenermaßen mit Raum für Freiheiten.“

Eine Affäre mit dir wäre aber nicht in Frage gekommen.“ Sie machte eine Pause, wartete, und hoffte Eduard etwas dazu sagen? Aber er schwieg.

„Warst du in Suzan verliebt? Oder wart oder seid ihr ein Paar?“

„Was würde die eine wie die andere Antwort in deinem Leben ändern?“

Vielleicht einiges?, überlegte sie. Aber Eduard hatte recht. Es ging sie nichts an.

„Suzan und mich verband und verbindet ein freundschaftlicher und geschäftlicher Kontakt. Affären zwischen Kunstschaffenden und Agenten sind zudem unprofessionell. Das weiß auch Suzan.

Dein Bild ist übrigens bis heute ihr einziger Akt geblieben.“

„Benötigt das Bild einen Rahmen?“ Sie wollte weg von dem seegenlosen Thema.

„Einen Rahmen? Ich weiß nicht. Vielleicht eine einfache Rahmung mit Schattenfuge. Es kommt darauf an, in welcher Umgebung es hängen soll. Ich kenne die anderen Räume deiner Wohnung nicht. Und du mußt dir die Frage beantworten, ob du den Akt nur für dich sichtbar hängen möchtest oder zum Beispiel hier im Wohnzimmer. Lass ihn ein paar Wochen auf dem Boden stehen, angelehnt, mal in dem einen, mal in einem anderen Raum. Dann wirst du erkennen, wohin er gehört.

Aber vielleicht gehört das Bild auch gar nicht nach Berlin, sondern in dein Haus in Frankreich. In südliches Licht, in die Wärme.“

Wie recht Eduard abermals hatte. Das Bild musste nach Gigaro, in den Süden, ins Licht und in die Wärme – so wie einst sie, als Eduard in Apulien die Fotos von ihr geschossen hatte. Sie würde das Bild nach Gigaro bringen lassen und Eduard damit überraschen, wenn er sie besuchen käme.

Während sie vor dem Bild standen, aßen sie die Antipasti und tranken den Pouilly Fumé. Über ihnen entlud sich derweilen weiter das Gewitter. Als es etwas ruhiger wurde, erklärte Eduard, die Chance zu nutzen und zu gehen.

Zum Abschied ließ sie sich von ihm in die Arme nehmen. Tatsächlich legte sie sich hinein, drückte sich an Eduard und nahm den ihr immer noch vertrauten Geruch, der ihr über die Jahre haften geblieben war, wahr.

Nach dem Eduard fort war, lehnte sie sich mit dem Rücken an die geschlossene Wohnungstür. Noch immer grollten entfernte Donner. Sie fühlte die dampfige Luft und dachte an ihre Erkenntnis des heutigen Abends: Eduard hat das Bild nie mit dem professionellen Blick eines Kunsthändlers betrachtet. Er sah es mit dem Blick eines Mannes, der voller Erinnerungen steckte.

An der glatten Oberfläche der Tür rutsche sie herab, bis sie auf dem Boden saß. Sie fühlte sich endlos erschöpft – bis ein Donner direkt über dem Haus sie hochschreckte und aus den Gedanken riss.

17

Donnerstagmittag landete er in Nizza und fuhr mit einem Mietwagen nach Ramatuelle zu seinem Kunden. Beim Abendessen besprachen sie die Hängung der Bilder. Freitagvormittag hängten sie die Werke auf. Den angebotenen Lunch lehnte Eduard dankend ab. Stattdessen fuhr er in das kleine Hotel außerhalb von Saint Tropez und genoss die Ruhe im Garten am Pool.

In der Abgeschlossenheit dachte er an den letzten Abend mit Ariane. Erst hatte sie erwähnt, dass er vor fünf Jahren für sie für eine Affäre nicht in Betracht gekommen wäre und hatte dann nach Suzan gefragt. Er ahnte den Zusammenhang.

Am frühen Abend machte er sich auf, Ariane für das Abendessen abzuholen. Sie hatte ein Restaurant vorgeschlagen und er hatte sie gebeten, dort einen Tisch zu reservieren. Während der Fahrt beschloss er, morgen nach Saint-Paul-de-Vence zu fahren um bis zu seinem Rückflug am Sonntagmittag die dortigen Museen und Galerien aufzusuchen.

Die schmale Straße nach Gigaro führte durch eine von Hitze verdorrte Landschaft. Die silbrigen Blätter der Olivenbäume schienen zu winken. Dazwischen Korkeichen und Esskastanienbäume. Vereinzelt leuchteten bunte Blüten von Oleanderbüschen. Ariane hatte ihm den Weg genau erklärt. Er zählte die Serpentina mit, identifizierte die solitär stehende Zypresse, die sie als Orientierungspunkt erwähnt hatte, und erkannte die Einfahrt zu ihrem Haus. Nachdem er in die Zufahrt eingebogen und auf das Garagenhaus zugefahren war, sah er Ariane zwischen Olivenbäumen auf ihn zukommen. Nach der Begrüßung führte sie ihn auf die Terrasse. Er trat an die Steinbrüstung und sah zur Küste herunter. „Phantastisch“, murmelte er.

Sie trat neben ihn und reichte ihm zum Aperitif ein Glas Crémant. „Ja. Phantastisch“, griff sie sein Gemurmel auf. Sie erklärte ihm die ausgefranste Küstenlinie und deutete auf kleine versteckte Buchten

„Nach all den Jahren berauscht mich der Ausblick noch immer.“ Und mit dir neben mir, mehr denn je, ergänzte sie stumm. Wie ein junges Mädchen, kam sie sich vor. Sie deutete zum Horizont. „Der Dunstschleier vor der Sonne ist ein erster Herbstbote. Aber noch bis weit in den November reichen die Tage zum Sonnen und Baden. Lass uns fahren,“ wechselte sie das Thema.

Sie würden tatsächlich im Chez Camille essen. Gelegentlich ging sie mit Freunden dort hin, zu einem Rendezvous war sie allerdings noch nie dort gewesen. Würde es überhaupt ein Rendezvous sein?

Als sie durchs Wohnzimmer gingen, um das Haus zu verlassen, bemerkte er das Bild auf dem Kamin-sims stehen, sagte aber nichts.

Ihr Tisch bot ihnen einen wunderbaren Blick auf die kleine Bucht. „Diesen Tisch habe ich extra für uns reserviert. Es ist so wunderbar, mit dir hier zu sitzen. Danke dir für die Einladung. Darf ich das Menü auswählen? Du musst unbedingt die Bouillabaisse essen. Nur die im Fischlokal an der Plage du Layet ist vergleichbar mit dieser hier.

„Nur zu. Ich begeben mich ganz in deine Hände.“

Der Kellner nahm die Bestellung auf.

„Du hast das Bild tatsächlich hierhergeholt. Das finde ich gut.“

„Ja. Und ich weiß, wo es hinsoll. Hilfst du mir, es aufzuhängen?“

Er nickte.

„Möchtest du gar nicht wissen, wo es hinkommt?“

„Und?“

„Über den Kamin, wo es jetzt schon steht. Dort kann ich es vom Wohnzimmer und auch aus dem Esszimmer sehen.“

„Ein guter Platz. Nur gut, dass niemand weiß, worum es sich bei dem Bild tatsächlich handelt.“

Er spürte Arianes Hand auf seiner. Sie sah ihm in die Augen und nickte.

„Wie verbringst du deine Tage, während du das Sommerhalbjahr hier lebst?“

Während sie aßen, hörte er sich ihren Schilderungen an. „.... und seit kurzem verbringe ich die Zeit zunehmend damit, womit ich schon vor mehr als dreißig Jahren hätte anfangen sollen.“

Er hob die Augenbrauen und sah sie fragend an.

„Mit Schreiben.“

„Mit Schreiben? Du überraschst mich immer wieder. Erst Medizin, dann Augenärztin, schließlich Unternehmerin in Sachen Private Equity im Health Care-Bereich. Ein Ehe-Pakt. Und jetzt Schreiben.“

„Ich war noch keine sechzehn, da war schon allen klar, dass ich Medizin studieren würde. Irgendwann habe ich es schließlich selbst geglaubt. Und warum war es allen klar, und warum habe ich Medizin studiert? Aus einem einzigen Grund – weil ich es mit meinen Noten konnte. Aus keinem anderen Grund. Ohne die ständigen Indoktrinationen wäre ich nie Ärztin geworden.“

„Was für eine verrückte Geschichte.“

„Irre. Was. Vielleicht hätte ich Jura studiert. Nicht, um als Juristin zu arbeiten.“

Sondern weil mich die Logik der Denkprozesse in dieser Disziplin beeindruckt. Alternativ hätte ich vielleicht Germanistik, Journalistik oder Geschichte studiert. Alles mit dem Ziel, zu schreiben.

„Hmm. Und was schreibst du so?“

„Noch nichts Konkretes. Textfragmente, Gedanken, Alltagsbeobachtungen. Manchmal Wutbriefe ans Universum.“

„Schreib ein Buch. Schreib dein Leben auf und bring es heraus.“

„Kein Verlag wartet auf die Geschichte einer Karrierefrau, die nicht mit Schicksalsschlägen wie Verfolgung, Vertreibung, Missbrauch oder ähnlichen tragischen Ereignissen in der Vita aufwarten kann – auf die Lebensgeschichte einer Frau, die glaubt, spät zu ihrer Berufung gefunden zu haben.“

„Jetzt übertreibst du aber schamlos, liebe Ariane.“

„Stimmt. Aber der Kern jeder Übertreibung ist die Wahrheit. Lese Rezensionen und die Waschzettel in den Buchcovern. Wir beide wissen es: Deine Kunstszene ist so eitel und undurchsichtig wie der Literaturbetrieb.“

Er lachte. „Auch in dieser Übertreibung steckt vermutlich ein wahrer Kern. Kaffee?“

„Den trinken wir bei mir zuhause auf der Terrasse.“

Er stimmte zu und sie gingen. Bezahlt hatte er bereits, als Ariane ihm zuvor den Gefallen getan hatte, kurz den Tisch zu verlassen.

18

In der Wärme der Nacht unterhielten sie sich noch eine Weile, tranken Kaffee und hörten das Meeresrauschen. Zum Abschied ließ sie sich von Eduard wieder in die Arme nehmen, spürte seine Finger und dachte: Eine schöne Angewohnheit. Aber streichelt er sie zum Trost, als Witwe, oder war da mehr? Oder bildete sie sich das nur ein? Sie lehnte an ihm, sog seinen Geruch ein und spürte, wie sehr sie sich nach ihm sehnte. Plötzlich spürte sie seine Lippen auf der Wange, Küsse – dann auf den Lippen. Sie erschrak. Das Trauerjahr war noch nicht vorüber.

Mit einer Drehung wand sie sich aus seinen Armen. Sie konnte nicht. Zugleich: wie jämmerlich.

„Bitte nicht.“ Es war mehr ein Hauch als ein entschlossener Satz gewesen. Sie trat einen Schritt zurück und legte die Arme um sich, als wollte sie ein Cape um sich schließen, das sie schützen, verbergen, unsichtbar machen sollte. Sie spürte Eduards Blick.

„Dann gehe ich mal. Gute Nacht. Ich rufe dich an.“ Eduard hatte noch neben ihr gestanden, seine Worte waren ihr aber wie aus weiter Ferne vorgekommen.

Sie verharrte bewegungslos, die Arme weiterhin um sich geschlungen. Aus dem Augenwinkel sah sie ihn sich abwenden und gehen.

„Warte.“

Eduard blieb stehen. Sie ging zu ihm, umfasste ihn, küsste ihn – nicht vorsichtig, nicht auf die Wangen. Auf den Mund, stürmisch und wild.

„Geh nicht. Bleib.“

19

Das Morgenlicht war noch blass. Aber das Zirpen der Zikaden verriet ihr, dass es schon dreiundzwanzig Grad oder mehr hatte. Langsam streifte sie das Laken von sich und spürte den warmen Luftzug. Der strömte durch die offenstehenden Terrassentüren ins Schlafzimmer und über ihre Haut. Wie wohlig.

Sie sah Eduard an. Still lag er neben ihr und schlief. Was führten sie nur immer für interessante Gespräche. Sie konnte ihm stundenlang zuhören. Dabei, sie wusste es genau, war sie es, die weit mehr redete als Eduard. Immer erwies er sich als guter Zuhörer. Gelegentliche Spitzen ließ er mit Humor und Gelassenheit an sich abperlen. Das Trauerjahr fiel ihr ein. Vergangene Nacht hatte sie sich stumm darauf berufen. Das war anmaßend gewesen. Es stand ihr nicht im Entferntesten zu, sich als Witwe zu sehen.

Sie hatte ihren besten Freund, einen langjährig treuen und immer aufrichtigen Begleiter verloren. Sie vermisste Warren und trauerte um ihn. Aber eine Witwe war sie nicht. Sie war so frei, wie sie immer frei gewesen war, als Warren noch lebte. Frei, zu entscheiden, in welche Richtung ihr Leben verlaufen würde. Lag noch ein anderes, ein ganz neues Leben vor ihr?

Wie einst Émilie du Châtelet mit Voltaire könnten Eduard und sie ihre geistigen Interessen und die Freuden der Liebe teilen – an der Côte d'Azur, statt in der Champagne.

Eduard öffnete die Augen und sah sie ansehen. Und? Sie erwiderte seinen Blick. Gefällt dir, was du siehst? Du denkst doch jetzt nicht an das Bild? Oder? Das Original ist dir doch sicherlich lieber – hoffte sie jedenfalls. Sie wartete, bis sich ein Lächeln sich auf seinem Gesicht ausbreitete. Dann flüsterte sie:

„Komm mit.“ Sie schlüpfte aus dem Bett, lief auf die Terrasse hinaus und trat an die Steinbalustrade. Eduard trat hinter sie und legte seine Hände auf ihre Hüften. Sie wusste, sein Blick würde wie der ihre aufs Meer hinaus gerichtet sein. Regungslos verharrte sie – bis sie Eduard auf einmal intensiver spürte und mit einem scharfen Zug die salzige Luft einsog.

„Lass uns an den Strand fahren, schwimmen gehen.“ Er nickte. Minuten später saßen sie in Arianes weißem Moke. Während der kurzen Fahrt mit dem offenen Wagen kicherte sie plötzlich.

„Was amüsiert dich?“

„Ich denke an deine Bemerkung, ich sei ungeniert gewesen – damals, als du die Fotos in Apulien gemacht hattest. Das bin ich vielleicht mindestens so sehr wie damals. Wie hast du es formuliert: Im besten Fall nimmt die Sinnlichkeit mit der Lebenserfahrung zu.“

Während sie wenig später neben Eduard in das Morgenlicht hinausschwamm, kam es ihr vor, als seien ihre Sinne so wach wie seit Jahren nicht mehr. Als sie beim Frühstück saßen, fragte sie „Wie sehen deine Pläne für die nächste Zeit aus? Wann kommst du wieder?“ Sie erschrak.

War sie dabei, den Ereignissen vorzugreifen, voraus- und ihnen davonzueilen, ohne Eduard mitzunehmen? Vielleicht würde er gar nicht hierher zurück und zu ihr kommen wollen. Vielleicht war sie ihm ein willkommenes Abenteuer, ein Wochenendvergnügen und er hatte ihr nicht verziehen? Hegte er gar Rachegefühle, so wie er anlässlich Martins Lügen von Rache gesprochen hatte? Zu spät.

Sie hatte sich von ihren Gefühlen überrumpeln lassen und unbedacht losgeplappert. Sie hoffte inständig, Eduard würde endlich etwas sagen. Voller Angst und Hoffnungen sah sie zu ihm herüber – und sah ihn nicken.

„Morgen muss ich für drei Tage nach Berlin, dann nach Köln. Anschließend geht es nach New York. Von dort könnte ich über Paris hierher zurückkommen. Heute in zwei Wochen wäre ich wieder da. Nach vier Tagen muss ich dann auf eine Messe. Das ist der Kreislauf meines Vagabundendaseins. Ist das nicht geradezu eine Zumutung für dich?“

Sie hatte keine Bedenken. Ihr war alles recht. Bedingungslos. Hauptsache, er würde immer wieder hierher und zu ihr zurückkommen. Im Übrigen könnte sie ihn gelegentlich begleiten. London. New York. Warum nicht? Und vielleicht irgendwann Australien. Dort war sie noch nie gewesen. Und winters, wenn sie in Berlin lebte, würde Gigaro im Vieleck der Anlaufpunkte wegfallen.

Ihre eigenen Verpflichtungen, in ihrer Firma, in den Beteiligungen, in Aufsichtsräten, fielen ihr ein. Dafür brauchte auch sie Zeit und musste reisen. Ihr wurde bewusst, wie kompliziert und somit dringlich die Abstimmung ihrer Lebensrhythmen sein würde.

„Bitte. Lass uns planen, statt wie früher die Dinge einfach auf uns zukommen zu lassen.“

Sie machte eine Pause. „Oder überfahre ich dich gerade und du möchtest das alles gar nicht?“ Hatte sie zaghaft geklungen? Sie spürte Verunsicherung. Eduard stand auf und kam um den Tisch herum. Sie ließ sich von ihm hochziehen. Als sie vor ihm stand, versank sie in seinen Armen.

„Alles gut. Wir machen es genauso. Planen. Nichts dem Zufall überlassen. Gib uns aber auch Zeit und Luft und den Raum, sich alles entwickeln zu lassen. Wir haben nicht nur ein ganzes halbes Leben hinter uns, sondern auch vor uns. Vielleicht die schönere Hälfte. Damit müssen wir mit Vorsicht und Bedacht umgehen.“

Sie spürte unendliche Dankbarkeit. Aber auch Anspannung.

21

Im frühen Morgenlicht begleitete sie Eduard zum Garagenhaus wo sie ihn abermals verabschiedete.

Sie winkte, bis der Wagen ihrem Blick entschwunden war. Darauf ging sie zurück ins Haus, setzte sie sich mit einer Schale Kaffee auf die Stufe vom Küchenausgang und blickte zu dem Weinfeld in der Senke. Dunstschwaden lagen wie Schleier über den Stöcken. Die Trauben waren bereits gelesen. Wie der neue Rosé wohl schmecken wird?

Das Morgenlicht wechselte zwischen silbrig und milchig. Und jetzt? Sie holte tief Luft. Waren Eduard und sie jetzt ein Paar? Tatsächlich? Wieder? Wirklich? Für wie lange? Auf Dauer? Vor Jahren hatte sie ihn sitzengelassen, Hals über Kopf. Vorgestern Nacht hatte sie ihn zurückgewollt. Ein Wort, ‚Bleib‘, hatte genügt. Nach all den Jahren.

Eduard war geblieben, hatte zugestimmt, die Dinge nicht einfach auf sie zukommen zu lassen, nichts dem Zufall zu überlassen. Mehr hatten sie nicht aussprechen, besprechen, klären, gegenseitig bestätigen müssen.

Zum ersten Mal traute sie sich, sich vorbehaltlos zu freuen. Sie spürte aber auch eine tiefe Erschöpfung. Sie erhob sich, schloss die Tür und ging langsam nach oben ins Schlafzimmer. Vor dem Bett ließ sie den weißen Morgenmantel einfach zu Boden sinken, legte sich ins Bett, zog das Laken über sich, umklammerte das Kopfkissen, auf dem Eduard die beiden Nächte geschlafen hatte, drückte es an sich und schlief ein.

Erst am Nachmittag wachte sie wieder auf. Ihr erster Griff galt dem Smartphone. Keine Nachricht von Eduard. Sie duschte. Dann fuhr sie an den Strand, an dem sie Samstagfrüh mit Eduard schwimmen war. Sie lief die Wasserlinie auf und ab. Immer wieder sah sie zu der Stelle, an der sie mit ihm im Sand gelegen hatte.

Sie dachte daran, in welchen Bahnen ihr Alltag bis zur Olivenernte im November und darüber hinaus, verlaufen würde, wäre Eduard nicht wieder in ihr Leben eingetreten. Aber obwohl Eduard und sie ihr gemeinsames Leben noch gar nicht wirklich begonnen hatten, fühlte sich ihre Zukunft schon gänzlich verändert an. Neu. Aber wollte sie das? Ein neues Leben? Wäre ihr ein neues Leben nicht fremd?

Sie merkte, wie Unruhe sie verunsicherte. Sie lief weiter. Auf und ab. War sie jetzt nicht mehr frei? Würde sie nicht mehr unabhängig entscheiden können? Würde sie künftig die Sommer über in Gigaro sitzen und aufs Meer hinaussehen und die Winter im nebligen Berlin verbringen – und warten. Warten bis Eduard aus Köln, London, New York, aus Singapur oder vielleicht irgendwann aus Sydney kommen würde? Wollte sie das? Mariam hatte es nicht gewollt – warten. Sie blieb stehen, ihre Fragen liefen weiter. Hatte sie sich Schrullen angewöhnt? War sie zu alt für eine neue, eine feste und auf Dauer ausgelegte Beziehung? Oder war sie egozentrisch geworden, vielleicht immer gewesen? Mit Warren hatte sie sich geschäftlich vereinbart, Termine für Einladungen und Veranstaltungen abgestimmt oder sich mit ihm zum Abendessen zuhause verabredet. Gewartet auf Warren, hatte sie aber nie. Auf Eduard würde sie warten. Das wurde ihr klar.

Aber die Erkenntnis bereitete ihr Angst. Sie setzte sich an die Stelle, an der sie mit Eduard gelegen hatte und begann, ihre Beziehung analytisch zu betrachten. Hatten ihre Erinnerungen an ihre junge Liebe, als Eduard und sie zur Schule gegangen waren und später studiert haben, irgendetwas mit ihrer neuen Liebe zu tun? Es würde eine ganz andere Art von Beziehung sein. Und war es tatsächlich Liebe, die sie jetzt verband? Oder war es eine stürmisch aufflackernde Leidenschaft, die bald abebben würde? Was Paare üblicherweise verband und zusammenhielt, hatten Eduard und sie nicht zusammen durchlebt. Nichts hatten sie gemeinsam aufgebaut, hatten keine Familie gegründet, kein Haus errichtet, nicht zusammen im Chor gesungen. Auch Leid und Sorgen hatten sie nicht geteilt. Sie allein hatte Eduard Leid zugefügt und ihn damit alleine zurückgelassen. Die Analyse erschien ihr niederschmetternd.

Was war es also, was sie heute vereinte?

22

Erst spät schlief sie ein, wachte immer wieder auf und wälzte sich im Bett hin und her. Sie drückte Eduards Kissen an sich, suchte Nähe und Verbundenheit, und fand seinen Geruch. Am Morgen fiel ihr erster Blick auf den Wecker. Es war schon zehn Uhr.

So lange schlief sie sonst nie. Sie nahm die Wärme und das Zirpen der Grillen wahr, und während sie das tat, dämmerte es ihr, dass sie den Schlüssel zu ihrer Beziehung gefunden hatte. Eduard und sie brauchten keine gemeinsam durchlebte Vergangenheit. Heute waren sie ganz andere Persönlichkeiten als einst. Ihre neue Liebe war so unberührt wie die Zeit, die vor ihnen liegen würde. Ihre Perspektive war das Streben nach dem Glück des Moments, des Alltags und nach der Vorfreude. Und irgendwann würden sie über gemeinsam erlebte Erinnerungen lachen. Bei diesen Gedanken nahm eine Idee Form in ihr an. Eduard hatte vollkommen recht gehabt.

23

Sie warf das Laken zurück, sprang aus dem Bett und beeilte sich im Bad. Wenig später rief sie den Gärtner an, der ihr auch bei anderen Arbeiten rund ums Haus zur Hand ging.

Er würde ihr helfen, den ehemaligen Ziegenstall zu entrümpeln. Das Gebäude hatte bereits gestanden, als sie das Grundstück erworben hatte. Auch wenn sie den Natursteinbau bisher nur als Remise genutzt hatte, war sie jetzt froh, dorthin Strom und Wasser legen und eine große Fensterfront hatte setzen lassen. Der Gärtner und sein erwachsener Sohn.

Bis auf drei Holzstühle mit hohen Rückenlehnen und eine Récamiere hievten die Männer alles andere zur Entsorgung auf die Ladefläche ihre Kleinlastwagens. Während Vater und Sohn tags darauf die Remise ausweißelten, fuhr sie nach Saint Tropez und bestellte bei Les Tissus Marinette Gardinen und Schienen. Die Chefin versprach, die Vorhänge binnen einer Woche zu nähen und aufzuhängen. Ariane war froh, dass die Saison vorüber und alle wieder entspannt waren. So würde ihr Projekt zügig Gestalt annehmen. Aber sie weihte niemanden in ihr Geheimnis ein. Am vierten Tag zerrte sie mit dem Gärtner einen alten Eichentisch aus der Garage und trug ihn mit dessen Hilfe in die Remise. Vor Jahren hatte der Tisch als Sperrmüll am Straßenrand gestanden, und sie hatte ihn für zu gut befunden, um weggeworfen zu werden. Sie reinigte das Möbel gründlich und wachste es mehrfach ein, bis das Holz einen matten Glanz annahm. Schließlich bugsierte sie den Tisch vor die Fensterfront.

Darauf lief sie herüber ins Haus, nahm das Bild, das noch nicht aufgehängt war, vom Kaminsims, und trug es durch den Olivenhain in die Remise. Gottlob war es nur groß, aber nicht schwer. Sie stellte den Akt auf einen Holzstuhl und lehnte ihn an die hohe Rückenstütze. Damit war es soweit.

Sie holte den Laptop und legte ihn auf den Tisch, der ab sofort ihr Schreibtisch sein würde. Sie setzte sich und spürte tiefen Frieden. Binnen Wochenfrist hatte sie den einstigen Ziegenstall in ihr Skriptorium verwandelt. Hier würde sie schreiben. Zu allererst ihre eigene Geschichte. Eduard hatte recht gehabt. Es war nicht wichtig, ob sich ein Verlag für das Manuskript interessierte. Sie würde schreiben, weil es ihr ein Bedürfnis war. Und ohne Verlag würde sie vielleicht offener und ehrlicher erzählen.

Sie blickte auf und sah hin und her zwischen dem Bild und der Aussicht auf das Meer. Was würde Eduard dazu sagen, zu dem Skriptorium – und dass sie beschlossen hatte, seinem Rat zu folgen, und endlich beginnen würde, richtig zu schreiben? Mit alle dem würde sie ihn überraschen, wenn er zurück wäre.

Und dann würde sie Eduard ihre zweite Heimat zeigen – mit ihm über die Wochenmärkte streifen, die jetzt wieder den Einheimischen und den wenigen verbliebenen Fremden gehörten, Hafenpromenaden entlangbummeln, pittoreske Fischerorte aufsuchen, ein Stück auf dem Sentier du Littoral pilgern und mit ihm ins Hinterland fahren. Und natürlich würden sie die Museen in Antibes, Nizza und Saint-Paul-de-Vance aufsuchen. Und vielleicht gab es ja auch noch Konzerte auf der Freilichtbühne von Ramatuelle?

Sie klappte den Laptop auf und las nochmals Eduards letzte Mails. Er hatte aus New York geschrieben und von seinen Terminen berichtet. Er würde auch Suzan treffen, um ihre neuen Bilder zu taxieren. Sie sah zu dem Akt. Das Geschenk ließ sie tiefe Geborgenheit fühlen. Wie in der Vergangenheit so oft, war sie auch jetzt allein in ihrem Haus auf dem Cap, hoch über dem Meer. Aber seit Eduard wieder einen Platz in ihrem Leben einnahm, verspürte sie keinen Moment Einsamkeit. Erfüllt von der Erkenntnis, erteilte sie das Verlangen, Eduard zu schreiben und ihm von ihrem Alltag und ihren Gedanken zu erzählen. Nur das Geheimnis ihres Skriptoriums würde sie für sich behalten.

Und dann, nach dem sie Eduard die Mail gesendet hatte, tat sie es. Sie legte einen neuen Ordner an und nannte ihn ‚Leben‘. Es kam ihr wie ein feierlicher Akt vor. Sie schrien die ersten Worte der Geschichte einer Ärztin wider Willen, einer Frau, die unbeabsichtigt Karriere und ein Vermögen in der Investmentbranche machte, einer Witwe, die keine war, und von den zwei Lieben derselben Frau zu demselben Mann.

Es war einmal, begann sie und lachte. Warum nicht. Sie lebte ein Märchen.

Es dämmerte, als sie vom Signalton für eingehende E-Mails aus den Textzeilen auf dem Bildschirm in das Skriptorium zurückgeholt wurde.

Liebe Ariane,

heute früh erhielt ich einen unerwarteten Anruf von meinem mir langjährig treu verbundenen Freund Jonathan Bernstein. Jo ist Galerist in Sydney. Er rief mich an, um mir mitzuteilen, dass er seine Galerie nun doch in neue Hände übergeben möchte. Jo weiß, dass ich mit dem Gedanken spiele, in Sydney einen Kunsthandel zu eröffnen. Ich weiß nicht, ob er zu dem Schluss gekommen ist, dass es mit über achtzig an der Zeit wäre aufzuhören, oder ob es ihm plötzlich schlechter geht. Schon seit längerem ist er angeschlagen. Jedenfalls kommt es mir vor, als habe er es eilig. Mir ist es ein Anliegen, mich noch heute auf den Weg zu ihm zu machen, auch wenn es nur dazu dienen sollte, mich von ihm zu verabschieden, was ich natürlich nicht hoffe.

Die Reise von hier aus ist kompliziert, über Los Angeles. Wie lange ich in Australien bleibe, weiß ich nicht. Der Weg nach Europa wird dann nicht weniger umständlich. Um es kurz zu machen: Ich werde es nicht schaffen wie vereinbart nach Nizza und zu dir zu kommen. Das finde ich schade, und ich versichere dir, dass solche plötzlichen Terminänderungen bei mir nicht an der Tagesordnung sind.

Aber die Reise muss jetzt sein. Ich melde mich, wenn ich angekommen bin.

Ich halte dich in meinen Armen, Eduard

Sie las die Mail nochmals und abermals und sackte jedes Mal ein Stück weiter zusammen. Sie fühlte sich elend. Einsam. Verlassen? Warum hatte er sich nicht per Videoanruf gemeldet? Es war doch erst früher Nachmittag in New York. Sie ermahnte sich, nicht kindisch zu sein. Vermutlich war Eduard seit dem überraschenden Anruf seines Freundes damit beschäftigt, die Reise zu planen und Termin umzulegen.

Liebster Eduard,

sollte es deinem Freund tatsächlich nicht gut gehen, wäre das traurig. Wir wollen es nicht hoffen. Aber vielleicht eröffnet sich die Chance, seine Galerie zu übernehmen. Und wer weiß: Vielleicht könnte Herr Bernstein dabei noch eine Weile eine Rolle übernehmen?

Sollte sie Eduard schreiben, dass es schade sei, ihn am Sonntag in Nizza nicht abholen, und ihn erst verspätet in ihr Geheimnis einweihen zu könne? Sie ließ es.

Habe einen guten Flug. Ich freue mich darauf, von dir zu hören.

Ich küsse dich, deine Ariane

Sie fuhr den Laptop herunter und schaltete die Schreibtischlampe aus. Als sie aufsaß erschrak sie. Im Dämmerlicht glühten die Farben des Aktes und der Torso wirkte so plastisch, als würde er jeden Moment vom Stuhl aufstehen.

Mit dem Laptop unterm Arm ging sie unter den Olivenbäumen hindurch ins Haus und ohne Abendessen zu Bett.

25

Am Morgen wachte sie zu ihrem Erstaunen abermals spät auf. Die Veränderungen schienen ihr viel Kraft abzuverlangen. War Eduard zwischenzeitlich gelandet? Sie machte den Arm lang und griff nach dem Smartphone. Wie lange würde der Flug dauern? Sie sah ihrem Zeigefinger zu, wie er sich bei der Eingabe des PINs zwei Mal vertippte.

Nach dem dritten Versuch verband sich das Gerät endlich mit dem WLAN und sie wartete ungeduldig auf Eduards Nachricht. Aber nichts passierte. Sie hörte kein Signal und spürte kein Vibrieren, dass den Eingang einer Nachricht anzeigte. Warum hatte sich Eduard nicht gemeldet? Was war los? Er hätte doch von Los Angeles aus, schreiben können. Sie ließ die Hand sinken und fühlte sich so elend und einsam wie am Abend zuvor.

Ihr fiel ein, dass Eduard angemerkt hatte, Suzan zu treffen um ihre neuen Bilder anzusehen. Lief da doch was zwischen Suzan und Eduard – gegen alle Regeln der Professionalität? Ihre Gedanken rasten. Plötzlich spürte sie Panik. Gab es den Galeristen Jonathan Bernstein in Sydney überhaupt? Hecktisch öffnete sie den Bowser und gab den Namen ein. Als sie ‚Galerist‘ und ‚Sydney‘ ergänzen wollte, ließ sie die Hand wieder sinken. So etwas machte Eduard nicht. Lügen. Hat er nie. Hatte er nicht geschrieben, sich zu melden, wenn er angekommen sein würde? Er musste noch auf dem Flug sein.

26

Das Brummen der Triebwerke nahm er schon lange nicht mehr wahr. Seit der Zwischenlandung in Los Angeles hatten sie noch nicht einmal die Hälfte der Anschlussstrecke nach Sydney hinter sich.

Der Platz in der Business Class schützte ihn nicht vor Rückenschmerzen. Er griff nach einem Kissen, steckte es sich in den Rücken und drückte die Wirbelsäule durch. So lange Flüge waren wirklich pure Zeitverschwendung. Von Tür zu Tür, von Berlin oder Köln aus, würden es jedes Mal an die dreißig Stunden sein. Und zurück das gleiche.

Würde er das wirklich auf sich nehmen wollen, sollte er die Galerie von Jo in Sydney übernehmen könnte? Er dachte an die zurückliegenden Wochen. Seit Ariane wieder in sein Leben eingetreten war, war sein Weltbild ins Schlingern geraten und er hegte Zweifel an seiner Lebensführung. Er funktionierte. Perfekt sogar. Er hatte sein Geschäft im Griff, pflegte Kontakte mit Künstlerinnen und Künstlern, und mit Käufern und Geschäftspartnern. Mit einigen von ihnen verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen. Alle bedachte er mit Glückwünschen zum Geburtstag und mit auf die jeweilige Religion und Herkunft abgestimmten Karten zu Festtagen. Kredite hatte er keine mehr offen. Bei Geldanlagen achtete er auf ethische Werte. Bei der Steuer verzichtete er auf Trickserien. Als Miriam mit dem Argentinier durchgebrannt war, hatte er ihr den Hausrat nachschicken lassen und ihre Wohnung dem Vermieter übergeben. Was war er nur für ein Gutmensch – ein Langweiler. War er Ariane zu korrekt, zu spröde gewesen?

Fehlte ihm das gewisse Etwas, vielleicht etwas Verwegenes, Verruchtes, das ihn aufregend gemacht hätte, machen würde? Hatte Ariane ihn genau deswegen für den Professor sitzengelassen? Was für einen Unsinn fantasierte er sich da zusammen. Ariane hatte ihn vor sechsundzwanzig Jahren genauso zurückgewollt wie jetzt auch.

Wie sie in seinem, war er in ihrem Innersten immer haften geblieben. Und wie er, hatte sich Ariane mit dem Leben arrangiert und hatte über Jahre mit Kompromisse gelebt.

Jonathan fiel ihm ein. Als Jo ihn anrief, hatte er ihm die Notlüge aufgetischt, gerade auf dem Weg nach Sydney zu sein, um sich mal wieder über die Kunstszene in down under zu informieren, und dass er ihn überraschen wollte. Er hatte Jo kein schlechtes Gewissen bereiten wollen, dass er sich wegen seines Anrufs auf den Weg machte. Über diesen Gedanken fiel er in einen Dämmer Schlaf.

Von Geklappere kam er wieder zu sich. Eine kleine Mahlzeit wurde serviert. Der Blick auf die Uhr zeigte ihm, dass es keine zwei Stunden mehr waren bis zur Landung und er sortierte seine Gedanken, die er in seinem Dämmerzustand gewälzt hatte.

Ariane hatte sich vor einigen Jahren aus dem operativen Geschäft zurückgezogen. So weit war er nicht. Aber darüber, die Galerie in Singapur zu schließen und eventuell in Sydney Position zu beziehen, würde er nicht mehr entscheiden. Das sollte Beatrice tun. Für ihn reichten Berlin und Köln, London und New York. Bei den Gedanken erfasste ihn eine Idee: Sollte er in den Sommermonaten eine Pop Up-Galerie in Saint Tropez oder Nizza eröffnen. Ariane wäre sicher begeistert.

Ariane. Die Gespräche mit ihr, ihre Gedanken und Lebhaftigkeit, ihr sinnliches Wesen bedeuteten ihm so viel – alles. Ariane war auf so vertraute und doch so neue Weise aufregend. Aufregender als je zuvor. Das wollte er durch die Fortsetzung eines Vagabundenlebens nicht aufs Spiel setzen. Er dachte an die Zeit, als er und Ariane studiert und zusammengewohnt haben. Wie damals, durchdrang Ariane ihn noch immer tief, aber er fühlte sich ihr nicht mehr ausgeliefert.

Für heute Abend hatte Jonathan ihn zum Essen zu sich nach Hause eingeladen. Sicher würden sie bald über Jos Absichten hinsichtlich der Galerie reden. Sollte Jo ihm anbieten, die Galerie zu übernehmen, würde er ihm seinen Entschluss erläutern, diese Entscheidung Beatrice zu überlassen. Und natürlich würde er Jo von Ariane erzählen.

Ariane. Noch bevor die Maschine in Sydney aufsetzte, wusste er, dass es nach dem Treffen mit Jo für ihn in Australien nichts mehr zu tun geben würde. Er würde früher in Nizza ankommen, als Ariane ihn ursprünglich dort hatte abholen wollen. Die Dreifaltigkeit fiel ihm ein und er lachte. Ein schöneres Happy Landing konnte er sich gar nicht vorstellen.

E N D E

Wichtige Entscheidungen

1

Der Termin war für elf Uhr anberaumt. Ich würde Frau Dr. Isabella Zetsche im Gebäude A, fünfter Stock, Besprechungsraum *Newton* treffen. In A saßen die Stäbe, so wie die Patentabteilung. Auch der Vorstandsvorsitzende hatte sein Büro dort. Ganz oben, im dreißigsten Stock. Jeder, der in der Firma etwas werden wollte, musste eine Zeitlang in einer der Stabsabteilungen gedient haben. Frau Zetsche war vor einem halben Jahr zu uns ins Unternehmen, in die Patentabteilung gestoßen. Sie war von der Konkurrenz gekommen, vom Mitbewerb, wie das beschönigend hieß. Dabei herrschte erbitterte Konkurrenz. Bisher war ich der Kollegin nicht begegnet. Im Flurfunkt hieß es, sie sei überakkurat und äußerst stringent. Das hieß so viel wie: Die hat Haare auf den Zähnen. Über ihr Aussehen wurde kolportiert, dass es eher wundersam wäre.

Als Global Head of Research & Development leitete ich die weltweiten Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten des Konzerns. Wir hatten gerade die Entwicklung eines neuartigen Werkstoffs abgeschlossen, der eiligst patentrechtlich geschützt werden musste.

Von der Innovation versprochen wir uns Zugang zu bisher verschlossenen Industrie- und Anwendungsbereichen. Sobald der Patentschutz eingetragen sein würde, würde eine Pressemitteilung veröffentlicht werden. Der Aktienkurs würde durch die Deckte gehen.

Auf Grund der höchsten Geheimhaltungsstufe der Angelegenheit hatte ich persönlich eine vertrauliche Notiz an den Leiter der Patentabteilung verfasst und kurzfristigen um einen Gesprächstermin gebeten. Darauf hatte nicht er sich, sondern Frau Zetsche per Intranet gemeldet und einen Termin für heute, elf Uhr, Gebäude A, fünfter Stock, Raum *Newton* genannt. Die Kontaktaufnahme durch Frau Zetsche hatte mich gewundert, mir aber gedacht, ihr Chef würde schon wissen, was er tut.

Nun würde also auch ich die Kollegin kennenlernen. Während ich über das Werksgelände ging, erinnerte ich mich an ihren Werdegang. Wie ich, hatte auch sie Ingenieurswesen studiert und war ebenfalls promoviert. Zudem verfügte sie über die nationale und europäische Zulassung als Patentanwältin. Dann dachte ich an die Terminvereinbarung – die eine Terminfestlegung gewesen war. Die Kollegin hatte den Raum *Newton* über das Reservierungstool bereits belegt, bevor ich ihr zugesagt hatte. „Äußerst stringent“, echote der Flurfunk in mir.

Hätte sie Interesse an unserer Arbeit im Forschungs- und Entwicklungs-Zentrum gezeigt, hätte ich sie eingeladen und herumgeführt. Sie erwartete aber, dass ich zu ihr nach A kam. Im Aufzug fiel mir das Gerede über ihre Erscheinung ein. Als verhuscht, hatte eine Kollegin ihre Kleidung bezeichnet. Alles ist relativ, dachte ich, und zog die Weste meines maßgeschneiderten Dreiteilers nach unten und straff.

Die Tür zum Besprechungszimmer stand offen. Niemand war da. Ich traf ein und schaltete das Beleuchtungssystem ein. Gleißendes Licht flutete über die Vitra-Büromöbelausstattung. Ich blickte zum einzigen Anachronismus im Raum, der analogen Wanduhr. Eine Minute vor elf. Ich verfolgte den roten Sekundenzeiger auf die sechs zulaufen – und plötzlich stand sie neben mir. Wie aus dem Nichts war die Kollegin aufgetaucht. Völlig geräuschlos.

„Isabella Zetsche.“ Sie hielt mir die Hand entgegen. Nach einem flüchtigen Händedruck wandte sie sich ab und ging auf die andere Seite des Besprechungstisches. Mein „Waldemar Hähnle. Schön Sie kennenzulernen“, verhallte unkommentiert.

Sie ließ eine dünne Akte auf den Tisch gleiten, links flankiert von einem Bleistift und zwei Markern, rechts von einem Lineal. Alles lag akkurat da. Ich folgte ihrem Blick zur Wanduhr.

Der schwarze Stundenzeiger glitt auf die elf, der rote Sekundenzeiger zusammen mit dem schwarzen Minutenzeiger sprangen auf die zwölf. Punkt elf Uhr. Ein Auftritt nach Maß. Das musste ich ihr lassen.

Nach fünfundvierzig Minuten war alles besprochen.

„Bis Freitagmittag schicke ich Ihnen die Vorlage zur Patentanmeldung per Intranet. Lassen Sie mich ihre Anpassungsvorschläge oder Fragen wissen. Danach können wir die Anmeldung einreichen.“

„So schnelles Feedback zu einer Patentanmeldung hat mir noch niemand in Aussicht gestellt. Besten Dank.“

„Ich stelle nichts in Aussicht. Das ist eine Zusage.“

Warum reagierte sie so barsch? Ich wollte doch nur freundlich sein, und mich bedanken. Ich übergang die Spitze. „Es ist kurz vor zwölf. Haben Sie Zeit für ein Mittagessen in der Kantine?“

„Nein. Tut mir leid.“ Nach kurzem Zögern ergänzte sie: „Vielleicht klappt es ein andermal.“

Immerhin. Die Ablehnung eines gemeinsamen Mittagessens war nicht von grundsätzlicher Natur, hielt ich fest. Auf dem Rückweg in mein Büro im F&E-Zentrum fiel mir auf, dass ich nicht hätte sagen können, ob die Kollegin tatsächlich verhuscht aussah, was auch immer ich mir darunter vorstellen sollte – oder wie sie überhaupt aussah.

Der Ablauf des Gespräches war so sachlich gewesen, dass ich keine Aufmerksamkeit für ihr Äußeres gefunden hatte. In jedem Fall war sie stringent. Das konnte ich bestätigen.

Am Freitag, eine Minute vor zwölf Uhr, traf ihre Mail ein. Ich überflog die Patentanmeldung. Frau Zetsche hatte alles einwandfrei verstanden und dargestellt. Hatte ich etwas anderes erwartet?, frotzelte ich stumm. Allerdings hatten Testläufe eine Präzisierung der Anmeldung erforderlich gemacht. Per Mail danke ich Frau Zetsche und informierte sie über die nötige Maßnahme. Zur Erläuterung schlug ich einen Termin für den folgenden Dienstag, dreizehn Uhr, wieder im Raum *Newton*, vor. Diesmal hatte ich den Raum vorsorglich schon Mal reserviert. Meinen Vorschlag verband ich mit der Anregung, zuvor gemeinsam zum Mittagessen zu gehen. Die Kantine lag neben A.

Zu beidem sagte sie zu.

2

Kurz vor der vereinbarten Zeit stand ich in der Kantine am Speiseplan und las.

„Hallo“, begrüßte sie mich. Wieder war sie wie aus dem Nichts aufgetaut. Unwillkürlich sah ich zur Uhr hoch. Es war Punkt viertelnachzwölf.

„Das Menü habe ich schon im Intranet gecheckt“, war ihr erster Satz.

Ich deutete ihr an, voranzugehen. Wenig später lief sie mit einem Salatteller und einem Glas mit Wasser vor mir her. An einem der langen Tische nahmen wir einander gegenüber Platz. Wir sprachen wenig. Während wir aßen, sah ich sie an. Ihr Erscheinungsbild war in jedem Fall gewöhnungsbedürftig. Das Haar trug sie irgendwie hochgesteckt. Ich gestand mir allerdings, nur wenig von Frisuren zu verstehen. Dafür verstand ich aus meiner Zeit in der Textilindustrie etwas von Kleidung. Die Hose, Bluse und Jacke der Kollegin waren von minderer Güte und hingen sackartig an ihr. Noch ärger stand es um ihre Schuhe. Die waren aus Kunstleder, selbst die Steppnähte waren unecht. Eine Frau dieser Klasse sollte andere Maßstäbe an ihr Äußeres ansetzen, fand ich. Oder war das ein Fetisch, den ich nicht verstand? Ich jedenfalls legte Wert auf meine Maßhemden, Seidenkrawatten, Maßanzüge und die rahmengenähten Budapester. Egal. Es ging mich nichts an. Aber auffällig war es trotzdem, maulte ich innerlich und gestand mir ein, dass mich ihre Kleidung regelrecht störte.

Ich musterte Kollegin Zetsche weiter und beobachtete, wie sie sich umschaute. Erst dachte ich, ihr Blick sei wach, bis ich mich fragte, ob das ein wachsamer Blick war. Und dann passierte etwas Sonderbares.

Mir wurde auf einmal deutlich, dass bei der Kollegin der Auftritt und ihr persönliches Aussehen überhaupt nicht zusammenpassten. Tatsächlich war sie hübsch. Sehr sogar. Hohe Wangenknochen, üppigen Lippen. Die Haut seidig und makellos. Ihr Haar war dick und dicht und leuchtete hell. Sie sah toll aus. Aber sie kaschierte das durch eine wundersame Aufmachung und ihr Umhergeschleiche. Die Frau wurde mir ein Buch mit sieben Siegeln, und dennoch passierte es: Sie fing an, eine geradezu anziehende Ausstrahlung auf mich auszuüben. Das irritierte mich und widerstrebte mir zutiefst.

Nach dem Essen stellten wir uns mit jeder einem Espresso an einen der Hochtische in der Cafeteria. Während wir umrührten fiel mir auf, dass die Kollegin außer einem Ehering und einer billigen Armbanduhr keinerlei Schmuck trug. Trug sie Körperschmuck? Piercings?, schoss es mir durch den Kopf. Die Überlegung überraschte mich. So zu denken, war mir fremd. Die Frau war mir ein Mysterium. Zugleich provozierte sie mich, wie das seit langem keine Frau vermocht hatte. Aber was stimmte bei ihr nicht? Ich beendete meine irrenden Gedanken und versuchte es mit einem unverfänglichen Thema.

„Sind Sie jetzt nicht schon über einem halben Jahr bei uns? Fühlen Sie sich wohl?“

„Ja. Die Probezeit ist abgelaufen – und siehe einer an, ich bin immer noch da.“

... ,und siehe einer an, ich bin immer noch da.' Hatte sie sich von meiner Frage angegriffen gefühlt? Hat sie aus meiner Frage geschlossen, dass ich Zweifel gehegt hätte, sie würde die Probezeit nicht überstehen? Mir schwante, im Umgang mit der Kollegin vorsichtig sein zu müssen, und dass ich mich auf das fachlich Nötigste beschränken sollte.

„Aber danke, dass Sie fragen. Der Wechsel hat sich für mich bisher als richtig erwiesen.“

Das klang versöhnlich, entspannte ich mich, um im nächsten Augenblick eines Besseren belehrt zu werden.

„Aber wer weiß schon, was die Zukunft bringt.“

Eine neuerliche Relativierung. Warum machte sie das? Ich ließ ihre Bemerkung hängen.

Das anschließende Gespräch im Besprechungsraum *Newton* zur Ergänzung des Patentantrags war rasch abgeschlossen und wir verabschiedeten uns ohne neuerlichen Termin.

3

Zwei Tage später klopfte es an meiner Bürotür. Ich sah auf die Uhr. Es war kurz nach zehn Uhr. Hatte ich einen Termin übersehen?

Ich blickte hoch und sah Frau Zetsche vor der Glastür. Sieh einer an. Hat die Kollegin doch glatt den Weg zu uns ins F&E-Zentrum auf sich genommen. Ich stand auf, öffnete die Tür und bat sie mit einer Handbewegung herein.

„Störe ich?“

„Nein. Willkommen in der Welt der Nerds.“ Ich deutete Richtung Besprechungstisch. Schon bei ihrem ersten Schritt herein fiel mir ihre Kleidung auf. Eine weit geschnittene Jacke schlabberte an ihr heran und reichte ihr fast bis zu den Knien. Jacke und Hose waren in gräulichem Beige. War das Trash-Look? Ich taufte es Sack-Look.

Kaum saß sie, kam sie zur Sache. Ich unterbrach sie. „Entschuldigen Sie bitte. Was halten Sie davon, die Kollegen, die die Tests durchgeführt haben, dazu zu holen?“

„Das ist nicht nötig, mir ist alles klar.“

Mir schien, als wollte sie keine Zeit durch Warten verlieren. Sie redete. Ich hörte sie, hörte ihr aber nicht zu. Ich wusste nicht, was es war – die Kollegin war hölzern und ihre Aufmachung widerstrebte mir – und dennoch spürte ich eine Energie von ihr ausgehen die mich anzog. Ich sah ihre Augen, die jetzt nicht wach oder wachsam waren, sondern lebendig hüpfen. Manchmal glaubte ich ein Lächeln auf ihren geschwungenen Lippen zu erkennen.

Und ich mochte ihren pragmatischen Arbeitsstil. Wie alt sie wohl sein mochte, sieben- oder achtund-dreißig? Vielleicht fünf Jahre jünger als ich. Nach einer langjährigen Beziehung war ich seit einem Jahre Single – und bei dem Gedanken leuchtete meine eiserne Regel wie Neonreklame vor meinem inneren Auge auf: *Never dip your pen into the company's ink*. Ich senkte den Blick, sah aber nicht die Papiere an, sondern ihr Handgelenk mit der windigen Plastikuhr. Ich folgte dem schmalen Handrücken und ihrer langen Finger – und da fiel es mir auf: Der Ehering fehlte.

Wenig später ging sie.

Mittags sah ich sie in der Cafeteria. Ihre Hände umfassten eine Tasse, der Ehering blitzte im Licht der Deckenspots. Wieder flirtete mir die Frage durch den Kopf, was bei Frau Zetsche nicht stimmte. Welches Geheimnis trug sie mit sich?

Kaum war ich in mein Büro zurückgekehrt, riss Kollege Urbanczyk ohne anzuklopfen die Tür auf und rauschte herein. Das handhabte er immer so, wenn er durch die Glastür sah, dass ich alleine war und nicht telefonierte. Ohne zu fragen ob er störte, ließ er sich in den Stuhl gegenüber meinem Schreibtisch fallen. Sein Gebaren war die Inszenierung seines Machtanspruchs. Dabei standen wir hierarchisch auf gleicher Stufe. Urbanczyk war Global Head of Production.

Wenn es in zwei Jahren um die Neubesetzung eines Vorstandspostens gehen würde, würde die Entscheidung lauten: er oder ich. Urbanczyk suchte bereits jetzt jede Gelegenheit, um sich in Stellung zu bringen.

„Was macht die Patentanmeldung für den neuen Werkstoff? Wann können wir mit der Produktion starten. Meine Planung steht. Und die Pressemitteilung muss auch raus.“

Die Pressemitteilung geht dich gar nichts an. Sieh du nur zu, dass deine Maschinen laufen, wenn es soweit ist, tobte ich innerlich. Aber je mehr Urbanczyk polterte, um so langsamer und ruhiger sprach ich.

„Heute Vormittag habe ich mit Frau Zetsche die Anmeldung abgeschlossen. Sie wird noch diese Woche

„Was. Wieso mit dieser Vogelscheuche? Ich hätte das nicht akzeptiert. Ich hätte darauf bestanden, dass sich der Oberpatent-Fuzzi persönlich um die Angelegenheit kümmert. Außer mir, ist hier wohl niemandem die Bedeutung des neuen Werkstoffs für die Konzernentwicklung bewusst.“

Der Kerl hatte seine weltweiten Produktionsstandorte im Griff, das musste ich ihm lassen. Das war aber auch schon das Einzige. Die Standortleiter im Ausland, die er beim Vornamen ansprach, sich von

ihnen aber mit Dr. Urbanczyk anreden ließ, titulierte ihn als *pain in the ass*.

Urbanczyk kannte jedermanns Schwachstelle und vergaß keine Fehler anderer, um alles, wenn nötig, für sich zu nutzen. Hatte er auch ein Ass gegen mich im Ärmel?

„Na. Ich bin gespannt.“

Mit den Worten hievte er seinen Körper aus dem Stuhl. „Ausgerechnet diese Patentanmeldung mit dieser Schreckschraube“, maulte er im Hinausgehen. Meine Bürotür ließ er hinter sich offenstehen.

Nach dem die Patentanmeldung eingereicht war, gab es vorläufig keinen Anlass für weitere Kontakte zwischen Frau Zetsche und mir. Wenn wir uns auf Fluren, bei Meetings in großer Runde, in der Kantine oder auf dem Werksgelände über den Weg liefen, nickte die Kollegin und ging gegebenenfalls zügig weiter. Auch ich beließ es bei einem Nicken oder einem kurzen Handzeichen.

4

Es geschah an einem Samstagvormittag, einem herrlichem Spätsommertag. Fußgänger drängten sich auf den Gehsteigen der Innenstadt. Die Plätze in den Straßencafés waren bereits gut belegt. Lethargisch bummelte ich umher und sah mir ziellos Auslagen an

– bis ich plötzlich erstarrte. In einer Boutique für Designermode sah ich sie. Kollegin Zetsche.

In einem schlichten, dafür umso aufregenderen, knöchellangen Kleid stolzierte sie auf und ab, bis sie vor einem Spiegel stehenblieb. Während sie an sich herabsah, fuhr sie ihre Silhouette von oben seitlich ab, zur Taille und zu den Hüften. Schließlich legte sie die Hände auf den Bauch und drehte die Hüfte hin und her. Der schwarze Stoff spannte sich über ihre Statur und da wurde mir klar, gar nicht gewusst zu haben, dass die Frau überhaupt eine Figur hatte. In ihrem Sack-Look war sie mir immer formenlos erschienen. Sie sprach mit der Verkäuferin. Beide lachten. Alles lief wie ein Stummfilm ab.

Mit einem Schlag war meine Lethargie verflogen, und ich war hellwach und neugierig geworden. Mit einigen Rückwärtsschritten stellte ich mich so hin, dass ich durch die flanierenden Passanten etwas verdeckt war, die Kollegin aber im Blick behalten konnte. Sie verschwand in eine Umkleidekabine und trat wenig später in einem schwarzen Hosenanzug wieder heraus. Erneut ging sie leichtfüßig vor dem Spiegel hin und her. Ihre schwarzen Pumps fielen mir auf. Hohe schlanke Absätze. Rote Sohlen. Wie angesagt und teuer die Schuhe waren, wusste ich.

Mit einem gewissen Vergnügen verfolgte ich das Treiben in dem Laden, bis ich zögerte. Wie passte das

mit den spröden Auftritten der Kollegin im Büro zusammen?

Wenig später kam die Kollegin mit zwei großen Tüten heraus, trat auf den Bürgersteig und wandte sich nach rechts. Und jetzt? Ich hatte nichts vor und folgte ihr. Jetzt trug sie ein leuchtendbuntes Kleid in Paisley-Muster. Das Kleid war seitlich geschlitzt. Bei jedem Schritt kam ein Bein zum Vorschein. Die Haut war ebenmäßig. Ich erinnerte mich daran, den schmalen Handrücken, die Hand und ihre schlanken Finger – ohne den Ehering – betrachtet zu haben. Ihre Haut war wirklich schön.

Ich bewunderte die grazile Leichtigkeit, mit der sie dahinschritt. Ihr offenes Haar leuchtete Rotgold. Um den Hals lag eine Kette aus Elementen in unterschiedlichen Formen und in Farben des Kleides. In ihrer paradiesischen Pracht erntete sie Blicke. Was war das für ein Unterschied zu den Auftritten im Büro. Wie passte das zusammen? Die Frau wurde mir immer rätselhafter. Meine Neugier steigerte sich und es gefiel mir zunehmend, ihr zu folgen. Gelegentlich blieb sie stehen und sah in ein Geschäft. Um den Abstand zu wahren, schaute dann auch ich in die Auslage vor mir. Aber plötzlich las ich die Schlagzeile einer alten Zeitung. Die war auf die Innenseite des Schaufensters geklebt. Der Laden wurde renoviert. Schlagartig wurde mir bewusst, wie dämlich ich mich benahm.

Ich riss mein Handy heraus, wandte mich von Frau Zetsche ab und tat, als würde ich eine Nachricht lesen. Jetzt wirst du endgültig kindisch, testierte ich mir, wechselte die Straßenseite und verschwand in die Gasse, die zur Heiliggeistkirche führte.

Einige Tage später stand ich in der Kantine und las den Speiseplan. Wie aus dem Nichts kommend, stand die Kollegin auf einmal neben mir. Ich erschrak. Warum schlich sie immer so umher?

„Hallo Herr Hähnle. Wenn ich Sie nicht als einen seriösen Kollegen einschätzen würde, hätte ich letzten Samstag geschworen, dass Sie mich in der Stadt verfolgt haben. Wären Sie nicht in die kleine Gasse gegangen, weiß ich nicht, was ich getan hätte.“

Ich sah sie an, in ihre hellen Augen. Zugleich sah ich aus dem Augenwinkel, dass ihre Hände zitterten. Was war los?

„Schön Sie zu sehen. Wie geht es ihnen?“, schwadronierte ich, um Zeit zu gewinnen. „War das nicht ein herrlicher Tag? Ja. Wir hatten ein kurzes Stück den gleichen Weg. Ich hatte aber den Eindruck, dass Sie mich nicht wahrgenommen hatten. Da wollte ich Sie nicht ansprechen, um nicht aufdringlich zu erscheinen. Ich hoffe, Sie nicht erschreckt zu haben.“

„Warum sind Sie dann jedes Mal stehen geblieben, wenn ich vor einem Schaufenster Halt gemacht habe?

„Weil ich sonst auf Sie aufgelaufen wäre und wir dann zwangsläufig ein Gespräch hätten führen müssen. Genau das, wie eben erwähnt, wollte ich ihnen sozusagen ersparen.“

Was kannst du lügen, ging ich mit mir zu Gericht. Vorsichtshalber wollte ich eine Entschuldigung hinterherschieben, aber noch bevor ich das tun konnte, fasste die Kollegin auch schon nach.

„Wäre ein Gespräch mit mir denn so schlimm gewesen?“

Der Dialog, mitten in der Kantine, begann mir unangenehm zu werden. Ich fühlte mich verhört. Egal. Eine Entschuldigung musste her, und zwar schnell.

„Es tut mir leid, wenn Sie sich von mir verfolgt gefühlt haben. Aber Sie haben ja gesehen, dass unsere Wege nur ein kurzes Stück in die gleiche Richtung geführt hatten und dann unterschiedliche Richtungen genommen haben.“

Sie zog eine Augenbraue hoch. War sie skeptisch? Gleichzeitig formten sich ihre Lippen zu einem zaghaften Lächeln.

„Gestern ist Post vom Patentamt gekommen“, wechselte sie das Thema. „Die Rückmeldung werde ich prüfen. Lassen Sie mir bitte zwei, drei Terminvorschläge zur Besprechung möglicher Rückfragen oder Einwände zukommen.“

Drei Tage später saß sie mir in meinem Büro gegenüber. Aber es gab nichts zu besprechen. Die Anmeldung war ohne Beanstandungen durchgegangen. Das hätte Frau Zetsche mir in ihrer stringenten Art auch per Intranet mitteilen können. Erst als sie gegangen war, fiel mir auf, nicht darauf geachtet zu haben, ob sie den Ehering getragen hatte.

5

In der Vorweihnachtszeit war es im Kollegenkreis Usus, sich nach Dienstschluss zu Glühwein auf einem der Christkindlmärkte in der Innenstadt zu treffen. Alle waren dick eingepackt, in Wintermäntel, trugen Mützen, Schals und Handschuhen. An einem dieser Abende traf ich Kollegin Zetsche erstmals wieder. Fast hätte ich sie nicht erkannt. Ihr helles Haar war unter einer Wollmütze, die sie tief in die Stirn gezogen hatte, versteckt. Durch den eingeschränkten Gesichtsausschnitt fielen mir dann sofort wieder ihre hohen Wagenknochen auf, und wie gut sie aussah. Sah das außer mir niemand? Die Lippen leuchteten rot wie die Weihnachtskugeln am Glühweinstand. Zum ersten Mal sah ich Make Up an ihr.

„Guten Abend. Schön Sie wiederzusehen“, begrüßte sie mich.

... Schön Sie wiederzusehen ganz neue Töne, wunderte ich mich. Wir wechselten einige Sätze, und die waren so anders als unsere bisherigen Gespräche. Würde das eine harmlose Plauderei werden? Abwarten und wachsam sein, ermahnte ich mich und erinnerte mich an den Vorsatz, den Umgang mit der Kollegin auf das Nötigste zu beschränken. Während wir Small Talk betrieben, fiel mir die Frage, ob sie Körperschmuck trug wieder ein. Ich musste schmunzeln.

„Was ist? Habe ich etwas komisches gesagt?“, fragte sie irritiert.

„Überhaupt nicht. Mir ging nur eben etwas durch den Kopf, das absolut nicht hierhingehört. Entschuldigen Sie bitte.“ Es blieb dabei: Die Frau provozierte mich einfach. Und seit ich ihr in der Stadt gefolgt war, mehr als zuvor. Ich spürte sie wieder, die für mich nicht fassbare Aura, die die Kollegin umgab. Ich riss mich am Riemen. Blieb sachlich, ermahnte ich mich und dachte an mein *Credo Never dip your pen into the company's ink*. Warum fiel mir der Vorsatz ausgerechnet jetzt ein?

Ich erzählte von meiner ersten Erfahrung mit Glühwein. Das war zwar eine private Geschichte, passte aber zu dem betrieblichen Brauch, hier zusammenzukommen. Darauf erzählten wir uns weitere Anekdoten.

Frau Zetsche lachte viel und laut, und war so entspannt und ausgelassen, wie ich mir das bei ihr nicht hätte vorstellen können. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich auch das Erstaunen der Kolleginnen und Kollegen. Als es anfang zu schneien, machten die sich auf den Heimweg. Frau Zetsche und ich blieben zurück.

Von nun an legte die Kollegin, wenn sie ihren Worten Nachdruck verleihen wollte, ihre Hand auf meinen Ärmel. Jegliche Hölzernheit war verflogen und Frau Zetsche erwies sich als geradezu charmant. Ich war in zwischen nicht mehr nur überrascht, sondern irritiert. Wenig später trug sie nur noch den rechten Handschuh, mit dem sie den Glühweinbecher hielt. Die Finger ihrer bloßen Linken fanden ihren Platz immer häufiger auf meinem Handrücken. Dort wippten sie, als wollten sie sagen: Sieh her, kein Ring. Ich sah es.

Plötzlich zeigte sie nach Osten. „Dort drüben, auf der anderen Seite des Flusses, wohne ich.“

Warum erzählte sie mir das? „Das ist doch eine sogenannte gute Wohngegend, oder? Ist das nicht etwas abgelegen und still da? Ich kenne niemanden, der dort wohnt.“ Sofort ärgerte ich mich. Hatte ich sie mit meiner Bemerkung gekränkt? Nur gut, dass ich nicht noch gesagt hatte, dass mich so ein Schlafviertel anöden würde.

Kollegin Zetsche zuckte mit den Schultern und behielt ihre gute Laune. „Für mich passt das dort.“

„Das ist genau das Gegenteil davon, wie und wo ich wohne. Meine Wohnung liegt zwischen dem Zentrum und dem Univiertel.“

„Im Studentenviertel habe ich während des Studiums gewohnt. Das ist doch kaum eine viertel Stunde zu Fuß von hier entfernt.“

Ihr Augen strahlten. Sie schien Erinnerungen mit dem Quartier zu verbinden. „Lassen Sie uns hingehen. Es ist ja nicht weit und noch nicht spät. Zu gerne würde ich sehen, welche der Kneipen noch existieren.“

„Dann lassen Sie uns gehen.“

Wenig später deutete sie auf einen Eingang. „Zum Alten Hut“, las ich. Ist sie dort früher eingekehrt? Ich kannte das Lokal. Einst war es für zwei Dinge berücksichtigt gewesen. Für dichten Zigarettenqualm, der wie ein Vorhang Schutz vor neugierigen Blicken bot, und für lauschige Ecken. Wir gingen hinein. Die Atmosphäre war auch jetzt noch so, nur ohne Qualm. Der wurde durch noch schummrigere Beleuchtung ersetzt.

Ich nahm ihr den Mantel ab. Statt ihrem üblichen Sack-Look, trug sie ein schwarzes Strickkleid. Wie angegossen, umschmiegte es ihre Figur. Und dass Kleid stammte von keiner Billigmarke.

Es war aus Kaschmir. Dazu hatte sie schwarze Stiefel an, deren Leder viel zu dünn für das Winterwetter waren. Warum tat sie sich das an? Sie zog die Mütze ab und löste eine Spange. In einer leuchtenden Welle floss ihr Haar herab. Wir setzten uns und bestellten jeder ein Glas Rotwein. Kaum stand der Wein vor uns und war die Kellnerin gegangen, sagte Kollegin Zetsche den eine Satz, der alles ändern sollte:

„Spricht etwas dagegen, wenn ich dich küsse?“

Die tanzenden Finger auf meinem Handrücken waren also ein Vorbote gewesen. Was würde sie sagen, wenn sie wüsste, dass sie schon seit unserem ersten Treffen – elf Uhr, Gebäude A, fünfter Stock, Raum *Newton* – in meinem Kopf umherspukte? Jetzt forderte sie die Situation heraus. Mutig. Und Respekt. Ihre Augen glühten.

Eine Haarsträhne lag auf ihrem Gesicht. Ich hob sie zur Seite und küsste Isabella zart auf die Lippen. Sie erwiderte den Kuss genauso zart und sanft – und doch gierig – bis sie mir in die Lippe biss.

Wenig Sätze später legte ich einen ausreichenden Geldschein zu den Weingläsern, aus denen wir kaum getrunken hatten. Durch dichtes Schneetreiben stapften wir zu meiner Wohnung, die ein paar Straßen weiter lag.

Kurz vor sechs Uhr läutete der Wecker. Ich ging in die Küche, ließ Kaffee aus dem Automaten und kehrte mit zwei gefüllten Bechern zurück ins Bett zu Isabella.

„Ich muss dir ein Geständnis machen. Ich habe ein Credo, das ich noch nie gebrochen haben. Bis vergangene Nacht. Es lautet: *Never dip your pen into the company's ink.*“

Isabella prustete los.

„Ich habe eine ähnliche Devise und habe sie letzte Nacht auch zum ersten Mal über Bord geworfen. Mein Credo lautet schlicht: *Never in office.*“

Jetzt lachte ich.

„Dieser Vorsatz war Auslöser für meinen Umzug und Wechsel zu Euch in die Firma.“

Eine spannende Bemerkung, dachte ich, hakte aber nicht nach.

Zugleich war es eine Tatsache, dass wir unsere Grundsätze zusammen gebrochen hatten.

„Und jetzt? Wie geht es weiter zwischen dir und mir? Das zu klären, ist mir wichtig.“ Mein Blick lag auf ihren Augen, während ich das sagte.

„Das trifft sich gut. Die Antwort würde ich auch gerne kennen.“ Keine Spur von Ironie hatte in ihrer Stimme gelegen. „Komm Freitagabend zu mir. Komme auf die andere Seite des Flusses.“

Vielleicht, oder besser hoffentlich, finden wir Antworten, die für uns beide passen. Und dann kennst du wenigstens einen Menschen, der da drüben wohnt – und gerne dort lebt.“

Sie warf die Bettdecke zurück und sprang aus dem Bett. Ich sah ihr nach, sah ihren schlanken Rücken, die Taille und ihre Hüften. Die wippten, wie ich das aus dem Fernsehen kannte, wenn Models gezeigt wurden, die anlässlich von Modewochen in Mailand, Paris oder New York über den Laufsteg tänzelten. Nur war Isabellas Po nicht platt. Im Türstock drehte sie sich um. Die Beine breit, die Arme hochgestreckt, spreizte sie sich in den Rahmen ein. Bewegungslos blieb sie stehen – bis sie mir zuzwinkerte und verschwand. Sekunden später hörte ich die Badezimmer-tür ins Schloss fallen.

Mit ihrem Duft im Raum blieb ich zurück, und Fragen begannen in mir zu bohren. Wie konnte Isabella in so unterschiedlichen Leben leben? Und was veranlasst sie dazu? Als spröde Kollegin hatte ich sie kennengelernt. Seit jenem Samstag im Spätsommer kannte ich Isabella als aufregende und elegante Erscheinung. Jetzt war die Rolle der Femme Fatale dazugekommen. Wieder erfasste mich die Frage, wie das alles zusammengehörte, und wie ich in das Bild gehören? Ich wusste es nicht.

Dafür wusste ich seit letzter Nacht, dass Frau Dr. Zetsche nicht nur stringent war, wie es in der Firma hieß, sondern dass Isabella entschlossfreudig und umsetzungsstark war.

Fünfzehn Minuten später verließ sie meine Wohnung. Sie sagte, sie müsse unbedingt noch nachhause bevor sie ins Büro fahren würde. Ich vermutete, dass sie sich noch den Sack-Look anziehen wollte. Tatsächlich wollte sie aber weg Sam nachhause. Nur wusste ich da noch nichts von Sam.

An der Tür gaben wir uns einen so zarten Kuss wie der erste im Alten Hut gewesen war – bis sie mir wieder in die Lippe biss. Diesmal etwas fester.

6

Auf der Fahrt in die Firma ließ ich die Begegnungen mit Isabella seit unserem ersten Termin und die vergangene Nacht Revue passieren. Auch wenn ich nicht verstand, wie das alles zusammenpasste, bereute ich nichts. Aber wie würde es weitergehen? Das zu klären war dringlich, denn eine Tatsache schwebte mit der vergangenen Nacht wie das Damoklesschwert über uns und würde uns gleich einem Naturgesetz irgendwann einholen. Beziehungen innerhalb des Unternehmens kamen immer ans Licht.

Isabella und ich würden nicht die ersten sein, denen es gelingen würde, das zu verhindern. In manchen Fällen hatten Affären zu Karriereknicken und sogar zu Kündigungen geführt. Bei diesen Gedanken durchfuhr es mich wie ein Blitz. Was war ich naiv gewesen? Und war Isabellas Devise *Never in Office* nur ein vorgeschobenes Motto, dass sie vergangene Nacht gar nicht zum ersten Mal gebrochen hatte? Gestern Abend auf dem Weihnachtsmarkt und danach in der Studentenkneipe war alles so plötzlich und ohne jedes Vorzeichen losgebrochen. Als hätte Isabella einen Marschbefehl erhalten, jetzt zu handeln. Wollte sie mir als Global Head R&D näherkommen und über mich an Betriebsgeheimnisse gelangen, bevor sie patentrechtlich abgesichert sein würden? Betreibt Isabella Industriespionage für ihren früheren Arbeitgeber, oder sonstige Interessenten? Der nebulöse Hinweis zu ihrem Wechselgrund zu uns ins Unternehmen fiel mir ein. Was steckte dahinter? Wie oft hatte sie ihren vermeintlichen Vorsatz schon gebrochen? Mir zitterten die Knie. Auf was hatte ich mich da eingelassen? Mir fiel Urbanczyk ein. Aus Gründen der Geheimhaltung hatte er immer darauf gedrängt, das F&E-Zentrum von der allgemeinen IT-Infrastruktur abzutrennen. Ich hatte mich jedes Mal dagegen ausgesprochen. Fiel mir mein Widerstand jetzt vor die Füße?

Das war genau die Art von Steilvorlage, auf die Urbanczyk nur wartete. Hatte ich mich vergangene Nacht erpressbar gemacht?

Wenig später betrat ich das Werksgelände und stahl mich in mein Büro.

7

Es gelang mir, meine Panikvorstellung von Isabella als Spionin zu löschen. Ich wusste nur zu genau, dass sie vor ihrer Einstellung gründlich durchleuchtet worden war. Wie schon seit langem nicht mehr auf irgendetwas, freute ich mich den ganzen Freitag über auf das Wiedersehen mit ihr am Abend. Die berühmten Flugzeuge im Bauch glichen einer Armada auf dem Weg in die Schlacht, bis mich die vielzitierten Schmetterlinge schweben ließen.

Für die Fahrt zu Isabella nahm ich ein Taxi. Die Wochen vor Weihnachten, mit Betriebsfeiern, waren prädestiniert, um in einer Alkoholkontrolle den Führerschein zu verlieren. Es fiel mir noch immer schwer, von Kollegin Zetsche als Isabella zu denken. Ihren Vornamen hatte ich bisher nur wenige Male ausgesprochen. Während ich im Taxi saß, stiegen Bilder von Isabella, als ich ihr in der Stadt gefolgt war, in mir auf.

Das offene Haar, das im Sonnenlicht golden geleuchtet hatte, das Kleid in den paradiesischen Farben, der Anblick ihrer gebräunten Beine. Ich wusste nicht, wohin mit meinen Erinnerungen.

Vor Aufregung umklammerte ich die Prosecco-Flasche mit den Händen so fest, dass ich plötzlich fürchtete, das Glas zu zerdrücken.

Die Straßen auf der anderen Seite des Flusses waren breit, viel zu breit für den wenigen Verkehr. Die beidseitigen Rasenstreifen zwischen Fahrbahn und Bürgersteig waren winterlich trist. Vermutlich dienten die Bäume darauf, überwiegend Hunden beim Gassigehen. Spazieren geht in dieser Gegen niemand, war ich mir sicher. Die Grundstücke waren riesig. Häuser erspähte ich kaum. Hohe Hecken und Mauern versperrten die Sicht. War ich hier richtig? Wohnte Isabella in so einem Anwesen? Alleine? Ich ließ mir vom Taxifahrer bestätigen, dass wir auf dem Weg zu der von mir genannten Adresse waren. Irgendwann hielten wir vor einer schmalen Pforte, die in eine lange Mauer eingelassen war. Rechts sah ich ein breites verschlossenes Zufahrtstor. Mächtige Kandelaber auf der Mauer erhellten die nahe Umgebung. Ansonsten herrschte schwarze Nacht. Ich erkannte einen Klingelknopf und einen Postschlitz. Ein Namensschild gab es nicht. Ich bat den Fahrer zu warten, bis ich ihm ein Zeichen gegeben würde.

Ich klingelte. Kurze Zeit später hörte ich Isabellas Stimme.

„Ja, bitte?“

„Waldemar hier. Oder erwartest du noch jemand anderen?“

„Doofmann. Komm herein.“

Ein Summen ertönte.

8

Ich drückte die Tür auf, gab dem Fahrer das Zeichen und überschritt die Schwelle. Im Halbdunkel betrat ich einen gepflasterten Weg der leicht anstieg. Hinter mir fiel die schwere Pforte ins Schloss. Links erkannte ich eine Villa, rechts ein Nebengebäude mit vier Toren. Garagen, vermutete ich. Beide Gebäude waren mittels einer überdachten Durchfahrt verbunden. Die geringe Steigung reichte, um dem Komplex etwas Herrschaftliches zu verleihen. Bis auf zwei große Fenster im Erdgeschoss der Villa war alles dunkel. Absolute Stille umgab mich.

Ich folgte dem Weg. Kaum hatte ich einige Schritte getan, vernahm ich hinter mir ein Geräusch. Schritte. Nein. Traben. Noch ehe ich mich umdrehen konnte, stand ein riesiger Hund vor mir.

Im selben Moment gingen Lichter an und der Garten war so hell erleuchtet, als wäre die Sicherheitsbeleuchtung eines Gefängnishofs ausgelöst worden. Es war eine Dogge, riesengroß, pechschwarz. Sie setzte sich vor mir auf die Hinterpfoten und sah mich an. Vor Schreck ließ ich einen knappen Schrei los. Ich wagte es nicht, mich zu bewegen. Wie durch ein Wunder, hielt ich die Flasche noch in der Hand. Unter der Überdachung ging eine Tür auf, Licht fiel in die Durchfahrt, und noch ehe jemand heraustrat, ertönte ein scharfer Pfiff. Darauf sprang die Dogge auf und galoppierte zum Haus.

„Entschuldige bitte“, rief Isabella. „Ich hätte dich vorwarnen und Sam im Haus behalten sollen. Du kannst getrost kommen.“

Ich löste mich aus meiner Starre und ging weiter. Isabella stand auf einem Podest und war so fast größer als ich. Sie legte mir die Arme um den Hals, sah mich mit Leuchten in den Augen an und küsste mich anhaltend.

„Komm herein“, wiederholte sie die Aufforderung. Ich überreichte ihr die Flache. Das Entree glich einer Halle und nahm zwei Geschosse ein. Isabella deutete auf den offenstehenden Garderobenschrank. „Häng dich auf.“

Während ich den Mantel über einen Bügel legte, diesen aufhängte und die Schranktür schloss, verschwand Isabella durch einen breiten Durchgang. Damit hatte sie mir die Chance genommen, die drei großen Bilder entlang der im Halb-Oval und frei nach oben führenden Treppe anzusehen.

Ich ging in die Richtung, in die Isabella gegangen war. Vor mir öffnete sich ein weiter Raum. Das Licht war gedämpft. Mittendrin lag der Hund.

„Lass dich von Sam nicht irritieren. Wenn du dich dennoch unwohl mit ihm fühlst, kommt er nach oben. Das stört ihn nicht.“

Sam blieb.

Isabella deutete auf ein überdimensionales Sofa. Einander zugewandt, aber getrennt durch zwei Meter, setzten wir uns. Ich dachte an den leidenschaftlichen Begrüßungskuss gerade eben an der Haustür, aber wohl unbewusst, wahrten wir Abstand. Aus den Augenwinkeln sah ich mich um. Bei Isabella schien alles groß – riesengroß zu sein, nicht nur der Hund. Verglaste Schiebetüren gaben den Blick frei in den Garten. Die Gefängnisbeleuchtung war erloschen. Baum-skelette waren jetzt dezent angestrahlt. Im Hintergrund ein Pool. Das Ende des Grundstücks lag im Dunklen.

„Was darf ich dir zum Trinken bringen?“

„Gerne ein Glas Wein. Vielleicht einen Rotwein. Das hätte Tradition bei uns.“ Ich verzichtete auf ein Zwinkern. Isabella sprang auf, lief in die Tiefe des Raumes und verschwand im Halbdunkel. Ich hörte Gläser klirren und wie eine Flasche entkorkt wurde. Währenddessen sah ich mich weiter um. Die Einrichtung war eine spannende Mischung aus Stücken der fünfziger und sechziger Jahre, ergänzt um Accessoire aus den 1970er Jahren, wie eine Stehlampe mit einer orangenen Kunststoffkugel als Schirm. Die Bezugstoffe, die Gardinen und auch die Wandfarbe entsprachen dagegen dem aktuellen Trend. Fünfzig Jahren und mehr trennten die Stilelemente und doch passte alles zusammen. Abstrakte Bilder hingen entlang einer Wand. Auf dem niedrigen Nierentisch aus hellem poliertem Holz vor mir standen zwei Sektflöten und ein Kühler. Mir wurde klar, dass Isabella etwas anderes als Rotwein hatte trinken wollen.

Mit einer Flasche und zwei Rotweingläsern kehrte sie zurück, stellte alles auf den Tisch und goss fingerbreit Wein ein. Barolo, konnte ich vom Etikett ablesen. Sie reichte mir ein Glas, nahm das andere und setzte sich. Sie wahrte den Abstand. Nach einem „Nochmals willkommen“ schwieg sie. Ich sagte auch nichts, wollte ihr als Gastgeberin den Vortritt lassen. So oder so bestand ausreichender Redebedarf. Isabella blieb stumm.

Darauf entscheid ich, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen, sondern wählte ein neutrales Thema – hoffte ich.

9

„Wohnst du ganz alleine in dem Haus? Na ja. Tatsächlich ist es ja eher ein Anwesen.“

„Das Haus ist aus Neunzehnhundertsiebenundfünfzig. Meine Eltern haben es aber erst dreißig Jahre später, kurz vor meiner Geburt, gekauft. Es hatte mal wieder schnell gehen müssen, denn meine Eltern hatten eigentlich nie Zeit. Sie führten ein Architekturbüro. Im Erdgeschoss wurden die Büroräume eingerichtet. Im Obergeschoss wohnten wir. Zu deiner Frage. Ja, ich wohne alleine hier.“

Ich hatte inzwischen nachgerechnet, dass Isabella circa achtunddreißig sein musste.

„Bei einem so großen Haus und dem schon fast parkartigen Garten kann ich verstehen, dass du einen Wachhund hast.“ Ich spürte Isabellas Blick auf mir ruhen. Sie schien über etwas nachzudenken.

„Mache dir wegen Sam keine Gedanken. Sam ist ein reiner Scheinriese, wie Herr Tur Tur von Michael Ende. Bei Fremden setzt er sich einfach vor sie hin und wartet auf mich. Du hast es ja eben erlebt. Aber zu mehr als Angst einzuflößen ist er nicht im Stande.

Hat er sich erst einmal an jemanden gewöhnt, ist er geradezu anhänglich. Sam taugt nur dem Aussehen nach als Wachhund“, lachte Isabella.

„Dennoch gibt es gute Gründe für mich, Sam in meiner Nähe wissen zu wollen.“

Was sollte das heißen?, fragte ich mich.

„Ich hatte einen sehr alten Vater, eine späte Mutter, und keine Geschwister“, fuhr sie fort. „Meine Eltern waren trotz ihres Altersunterschieds ein inniges Paar und durch ihre gemeinsame Arbeit als Architekten tief miteinander verbunden. Ich war wohl eher ein Malheur. Sie haben es mich nie spüren lassen, dass ich nicht geplant war. Geahnt habe ich es aber immer. Ich war achtzehn, als mein Vater mit knapp über achtzig starb. Er hatte buchstäblich bis zum letzten Atemzug gearbeitet, war am Schreibtisch zusammengesackt und nicht mehr aufgewacht. Und wenig später, ich hatte gerade angefangen zu studieren und eine Studentenbude bezogen, starb meine Mutter völlig überraschend. Nach ihrer Beerdigung war dann alles sehr schnell gegangen.“

Zwei junge Partner führten das Büro fort, bezogen aber neue Räume in der Innenstadt. Damit war das Haus verwaist. Zum ersten Mal in meinem Leben stand ich vor der Verantwortung, wichtige Entscheidungen treffen zu müssen. Ich vermietete das Haus und drei der vier Garagenplätze.

In die vierte Garage stellte ich den Wagen meiner Mutter ein. Die Möbel und den Hausrat meiner Eltern, soweit ich die Dinge aufbewahren wollte, ließ ich in der Wohnung über den Garagen einlagern. Damit war alles geregelt und ich ließ die Vergangenheit hinter mir zurück. Einfach so. Das war mir am einfachsten erschienen. Tatsächlich hatte ich mir keine weiteren Gedanken gemacht, ich hatte nicht gewusst, worüber.“

10

Isabella schenke Wein nach. Sam lag mitten im Raum, die Beine weit ausgestreckt, und brummte gelegentlich leise. „Wenn er so daliegt ist er tiefenentspannt und fühlt sich pudelwohl. Naja, vielleicht sollte ich doggenwohl sagen?“

Sie blieb ernst.

„Und. Wie ging es weiter in deinem Leben? Das möchte ich jetzt bitte schon wissen.“

„Im Anschluss an das Diplom arbeitete ich als Assistentin an der TU, und nach der Promotion nahm ich meine erste feste Arbeitsstellung an. Bei der Hartmann AG in der Patentabteilung. Ich hatte mich gerade von meinem Freund getrennt und meine Studienfreunde hatte es in alle Himmelsrichtungen verschlagen.

Niemand und nichts mehr hatte mich in der Stadt gehalten. Der Umzug, die fünfhundert Kilometer von hier, haben mich nicht gestört. Ich glaube, ich musste einfach mal weg. Die ersten Jahre bei Hartmann waren die reinste Tortur.

Neben der Tagesarbeit bereitete ich mich auf die Prüfung zur Patentanwältin vor. Privatleben gab es nicht.“

Die letzten Sätze hatten sich angehört, als spürte Isabella die Anstrengungen von einst wieder auf ihr lasten.

„So. Jetzt kennst du meine Lebensgeschichte, zumindest die wichtigsten Ereignisse. Siebzehn Jahre habe ich mich nicht um das Haus hier gekümmert. Nur zu jedem Monatsbeginn habe ich geprüft, dass die Miete auf meinem Bankkonto eingegangen war.

Jetzt aber Schluss. Ich texte dich mit meiner Geschichte zu, die dich vielleicht gar nicht interessieren. Entschuldige bitte.“

„Nein. tust du überhaupt nicht. Was hat dich hier her in deine Heimatstadt zurückgeführt? Warum bist du von Hartmann weg?“ Ich war gespannt.

„Also gut. Nach der Zulassung zur Patentanwältin begann ich mich wieder um mich selbst zu kümmern. Ich gönnte mir modische Klamotten und eine schicke Frisur. Irgendwann fiel mir der Wagen meiner Mutter ein. Sie hatte ihn so geliebt.

Ich ließ ihn in eine Werkstatt bringen und wieder flott machen. Die neue Isabella und der Wagen fielen auf. Natürlich auch im Büro. Einem Kollegen besonders. Er hieß Werner Immler, war mein Alter und sah gut aus. Und er war nett. Sein Interesse schmeichelte mir, aber wir waren nicht per du. Trotz meines Vorsatzes, *never in office*, vergewisserte ich mich, dass er ungebunden war. Wenn überhaupt, wollte ich es langsam angehen lassen. Das gab ich ihm auch zu verstehen. Darauf lief er mir wie zufällig und allmählich immer häufiger auf Fluren oder in der Kantine über den Weg. Zuerst wechselten wir jedes Mal ein paar Sätze. Aber nach drei Wochen winkte ich ihm nur noch knapp und lief schneller weiter. Als sich diese Begegnungen auf das Werksgelände ausweiteten, kam ich nicht mehr umhin, erkennen zu müssen, dass er mir nachstellte. Und damit fing es an. Wenn ich ihn nur schon aus der Ferne sah, bekam ich es mit der Angst zu tun. Eines Tages entschied ich, dass es so nicht weitergehen konnte und bereitete mich auf die nächste Begegnung vor. Als er um die Ecke kam, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und stellte ihn zur Rede.

„Ich habe kein Interesse an weiteren Kontakt mit Ihnen. Unterlassen Sie also bitte die Nachstellungen.“

Immler nickte. Kaum er weg, fing ich an zu zittern.

Meine Ansage muss ihn aber nur noch mehr angestachelt haben. Als er das nächste Mal vor mir stand, drohte ich mit einer Mitteilung an die Personalabteilung. Darauf verlagerte er sein Stalking nach außerhalb des Betriebsgeländes und passte mich bei meinem Auto ab. Ich drohte ihm, zu schreien, sollte er nicht sofort verschwinden.

Nach drei Wochen traute ich mich zu hoffen, dass der Spuk vorbei war. Dennoch lief ich immer wachsam umher, stets bereit, mich zu wehren. Ich wähnte mich immer erst sicher, wenn ich abends in meiner Wohnung war. Nadja, meine Nachbarin, war die Einzige, der ich von Immlers Nachstellungen erzählt hatte. Fortan gingen wir zusammen aus und kamen gemeinsam nachhause.

Eines Sonntagabends wollten wir um neunzehn Uhr Pizza essen ausgehen. Als es Klingelte und es an der Wohnungstür klopfte, unser Zeichen, dass das Klingeln nicht von der Haustür im Erdgeschoss kam, sondern sie es war, wunderte ich mich. Nadja war viel zu früh. Ich sah durch den Spion. Und da stand Werner Immler. Augenblicklich überschlugen sich die Fragen in mir. Woher hatte er meine Adresse? Und wie war er ins Haus gekommen? Und woher kannte er das Klopfsymbol? Ich bekam es mit der Angst zu tun und meine Hände zitterten.

Ich schlich ins Wohnzimmer, schloss die Tür und fragte mich, ob ich die Polizei oder Nadja anrufen sollte. Ich rief bei der Polizei an. Nach dem ich die Situation schildert hatte, sagte der Beamte zu, eine Streife zu schicken. Darauf rief ich Nadja an, informierte sie und empfahl ihr, in der Wohnung zu bleiben. Ich schlich zurück zur Wohnungstür und sah, dass Immler noch immer dastand. Ich rief durch die Tür „Nadja. Du bist ja zu früh. Ich muss noch ins Bad. Ich beeile mich aber. Dann komme ich und wir gehen los. Lauf nicht weg.“ Keine Antwort. Dafür klingelte es. Ich drückte den Türöffner so schnell ich konnte. Beim nächsten Blick durch den Spion war Immler weg. Er musste das Läuten gehört haben. Eine Minute später standen zwei Polizisten vor mir. Auch Nadja kam in den Flur. „Als es geklingelt hat, ist er die Treppe hochgerannt“, erklärte sie.

Die Beamten holten den Aufzug und blockierten ihn. Dann lockerten sie die Laschen um ihre Pistolen und gingen die Treppe hoch. Nadja und ich blieben im Türrahmen meiner Wohnung stehen. Kurz darauf hörten wir Rufe und Gerangel. Wenig später kam die Beamten mit Immler in Handschellen auf meine Etage zurück.

„Ist er das?“

„Ja. Er heißt Werner Immler. Er ist ein Kollege, arbeitet wie ich bei der Hartmann AG. Er stalkt mich seit Wochen.“

Als Immler vor Nadja stand, rief sie „Den kenne ich. Der war vor einiger Zeit hier, trug eine Handwerker-montur und hat in dem Zählerkasten dort hantiert.“

Einer der Polizisten öffnete den Schrank und deutete auf Etwas in der Größe eines Handys. „Das gehört hier nicht rein.“ Von dem Gerät führte auf der Schrankrückseite ein Kabel zu einem winzigen Knopf der unauffällig obenauf lag und auf meine Wohnungstür gerichtet war. „Eine Kamera“, sagte der Beamte. „Wir schicken jemanden von der Spurensicherung. Fassen Sie bitte nichts an.“

Die Polizisten haben Immler dann mitgenommen. Vom Fenster aus beobachteten wir sie abfahren. Immler hatte mich ausspioniert. Zitternd saß ich auf dem Sofa. Mir war klar, dass er binnen Stunden wieder auf freiem Fuß sein würde.

Montagfrüh informierte ich meinen Chef, die Gleichstellungsbeauftragte und die Personalabteilung. Eine Anwaltskanzlei einzuschalten schaffte ich allerdings nicht mehr. Noch am Vormittag platzte eine andere Nachricht herein, die alles ändern sollte.“

„Der Verwalter des Hauses hier, rief an und informierte mich, dass die Mieter gekündigt hätten. Zudem berichtete er, dass die Mieter bereits begonnen hatten, auszuziehen.

„Die planen wohl einen fluchtartigen Auszug, ohne Einhaltung der Kündigungsfrist und ohne Übergabe.’

Die Nachricht kam mir gerade recht, lenkte sie mich doch von den Ereignissen der letzten Wochen und Stunden ab. Ad hoc nahm ich mir den Tag und den Dienstag frei, und fuhr los. Als ich ankam, stand die Haustür offen. Erste Räume waren tatsächlich bereits leergeräumt. Möbelpacker trugen weitere Möbel und Kisten heraus und in einen Umzugswagen. Aus irgendeinem Grund störte mich das alles aber nicht und ich sah dem Geschehen zu.

Bald fielen mir die Sachen in der Wohnung über den Garagen ein. Ich ging hinauf und sperrte auf. Den Schlüssel hatte ich immer am Bund gelassen, wie einen Talisman. Zum ersten Mal stand ich wieder meiner Vergangenheit gegenüber – stand meine Vergangenheit aufgetürmt vor mir – und eine Welle fing an auf mich zuzurollen. Ich ging in dem Raum umher, und malte mit Fingern Linien in den Staub der sich auf die Planen gelegt hatte. Ich öffnete Kisten, fand Geschirr, Bücher, Spielzeug.

In einem Umzugskarton fand ich die Briefmarkensammlung meines Vaters, die Schmuckschatulle meiner Mutter und Bilderrahmen mit Fotos unseres Familienlebens. Mich beschlich der Gedanke, dass ich nie Trauen über den Tod meiner Eltern zugelassen hatte, und dass ich nie um sie getrauert hatte. Alles hatte ich in mich hineingefressen, in meinem Innersten komprimiert, abgekapselt und verdrängt.

Während ich zwischen den Möbeln und Umzugskartons stand kamen endlose Erinnerungen an meine Kindheit und Pubertät wieder hoch. Da platze der Kokon, und die Welle brach über mir zusammen. Über Stunden habe ich in einem mit Folie abgedeckten Sessel gesessen und bebte vor Heulkrämpfen.

Für den Rest der Woche meldete ich mich krank. Es waren meine ersten Fehltage, seit ich bei Hartmann angefangen hatte. Ich bezog ein Zimmer in einem Hotel. Am nächsten Tag fuhr ich zum Friedhof, auf dem meine Eltern beerdigt sind. Dann fuhr ich zwei Tage umher, an Plätze und Orte, die wir als Familie häufig aufgesucht hatten – zum Einkaufen, für Spaziergänge, oder um besondere Ereignisse wie Geburtstage zu feiern. Ich versuchte mich an Einzelheiten, an Gesagtes, an die Stimme meiner Mutter und an das tiefe Lachen meines Vaters zu erinnern. Irgendwann stand ich sogar unter dem Baum, unter dem ich meinen ersten Liebeskuss geküsst hatte.

Während meiner Rundfahrten breitete sich allmählich der Wunsch in mir aus, zurück in meine Heimatstadt und wieder in das Haus meiner Kindheit einziehen zu wollen. Wieder einmal war es an der Zeit gewesen, wichtige Entscheidungen zu treffen.

Ich rief die ehemaligen Partner meiner Eltern an und fragte sie, ob sie die Planung für den Umbau meines Elternhauses übernehmen würden.

Das Hallo war groß und herzerfrischend. Das bestärkte mich in meiner Idee, zu meinen Wurzeln zurückzukehren. Und natürlich haben sie den Auftrag übernommen – für den sie mir bis zum heutigen Tag keine Rechnung gestellt haben.

Nach dem das alles geregelt war, setzte ich mich Freitagmorgen ins Auto und donnerte die fünfhundert Kilometer in kaum mehr als drei Stunden zurück. Ich fuhr direkt ins Büro, ging zu meinem Chef, und erklärte ihm, dass ich nach den Übergriffen durch Werner Immler keinen Tag länger für die Hartmann AG arbeiten und nicht weiter in der Stadt leben könnte. Die Kündigungsfrist betrug sechs Monate. Aber meinem Chef war klar gewesen, dass mir eine weitere Mitarbeit nicht zuzumuten war. Wir verständigten uns auf die sofortige Aufhebung des Vertrages. Nach der Übergabe meiner Projekte verließ ich das Büro.

Die Nacht schlief ich bei Nadja, die mir versprach, die Möbel zu verkaufen und einen Nachmieter für meine Wohnung zu suchen. Damit war ich frei.

Während des Umbaus des Hauses wohnte ich in einer möblierten Wohnung.“

Ich nutzte Isabellas Schweigen und musste endlich meine Frage loswerden, auch wenn ich wusste, dass sie anlässlich all der Ereignisse geradezu banal, fast schon peinlich war: „Was war, oder was ist das denn für ein Wagen, mit dem du die fünfhundert Kilometer in so kurzer Zeit zurücklegen konntest?“

„Das Auto meiner Mutter. Ein Porsche 911 Targa, Baujahr 1969. Dunkelgrün. Cognacfarbene Innenausstattung. Steht draußen in der Garage.“

Mein Traumauto, einschließlich Farbe und Innenausstattung. Ich malte mir aus, wie Isabella große Einkaufstüten schwungvoll in den offenen Wagen werfen und mit wehenden Haaren davonfahren würde.

„Und was ist aus dem Stalker geworden?“

„Nach dem ich alles zu Protokoll gegeben hatte, und auch Nadja ihre Beobachtungen, habe ich mich nicht mehr um die Angelegenheit, beziehungsweise um den Idioten gekümmert. Auch Nadja ist nicht zur Gerichtsverhandlung gegangen. Ich hoffe, dass seine Anwältin und damit er über das Gerichtsverfahren nicht wissen, wo ich heute wohne. In jedem Fall bin ich froh, Sam um mich zu haben.“

Zurück zum Haus. Die Planung für den Umbau basiert auf der Annahme, dass in meinem Leben Kinder voraussichtlich keine, aber vielleicht doch ein Mann eine Rolle spielen könnte. Ich ließ so viele Wände wie statisch machbar entfernen. Im Ergebnis bewohne ich ein Haus mit viel Platz, aber kaum Räumen. Die Sofas und Sessel aus der Wohnung über den Garagen ließ ich neu beziehen, andere Möbel restaurieren. Nur die Bilder entlang der Wand dort, sind neu. Das Ergebnis siehst du: eine Mischung aus Rock n' Roll, Petticoat und Nierentisch, kombiniert mit Einrichtungsstücken der folgenden Jahrzehnte.“

„Es sieht toll aus. Kompliment!“ Mehr gab es nicht zu sagen.

„Im oberen Stock ist alles zeitgemäß, aber die Raumgestaltung hat vielleicht zu viele sakrale Vibes abbekommen.“

„Sakrale Vibes? Ist dir Glaube wichtig?“

„Mit der Kirche habe ich in keinem Fall etwas am Hut.“

„Aber mit Gott schon?“

„Mit welchem? Wer garantiert mir, dass der christliche Gott der Alleinseligmachende ist? Für mich dürfen gerne mehrere Religionen nebeneinander existieren. Ich halte es mit der Antike, als die Völker ihre Mythen gegenseitig respektierten.

Die großen Weltreligionen verfolgen in ihren Grundfesten doch alle hehre Ziele. Zu begrüßen wäre allerdings, wenn die Götter ihre Schäfchen auf Erden friedvoll miteinander weiden lassen würden. Aber Schafe sind leider nicht die Hellsten und so manche Böcke stinken gen Himmel.“

„Und du bist dennoch gläubig?“

„Manchmal. Ich bin unschlüssig. Dass die Gestaltung der oberen Etage jedenfalls etwas von einem Kirchenschiff abbekommen hat, hat aber nichts mit Glauben zu tun, und war nicht beabsichtigt.“

Isabellas Bemerkung über Böcke die gen Himmel stanken, ging mir nicht aus dem Kopf. Hatte der Stalker ihr Männerbild vergiftet?

12

„Lass uns etwas essen. Ich habe Kleinigkeiten vorbereitet.“ Sie deutete in die Tiefe des Raums. Wir gingen in Richtung des dämmrigen Teils. Ein langer Esstisch wurde sichtbar. Um die Ecke, hinter einem Tresen mit schwarzer Arbeitsfläche, schloss sich die Küche an. Auch die war groß – was hätte ich anderes erwarten sollen? Isabella drückte mir eine Flasche, jetzt Weißwein, und einen Korkenzieher in die Hand.

Während ich die Flasche aufzog, Wein und aus einer Karaffe Wasser einschenkte, holte sie belegte Platten aus dem Kühlschrank und stellte sie auf den Tisch. Teller und Besteck lagen bereits auf. Ich zündete umherstehende Kerzen an. Kaum saßen wir, ergriff Isabella wieder das Wort.

„Während der Umbaumaßphase war mir die Stellenanzeige für meine heutige Stelle aufgefallen. Vom ersten Arbeitstag an achtete ich darauf, nicht wieder aufzufallen, nicht erneut zum Objekt eines Begehrens zu werden. Ich kaufte mir unauffällige Klamotten, die vor allem eines nicht sein durften – figurbetont. Und einfache flache Schuhe. Die sind bocksteinhart und tun so weh, dass ich sie wo immer im Büro möglich heimlich abstreife. Und in keinem Fall wollte ich mit dem Porsche ins Büro fahren. Ich schaffte mir einen gebrauchten Allerweltswagen an. Zur Krönung der Tarnung trage ich den Ehering meiner Großmutter.“

Ich hörte ihrer Schilderung zu und musste zunehmend schmunzeln. Schließlich lachte ich laut und konnte fast nicht aufhören. Erst als ich den Eindruck gewann, dass Isabella anfangs ärgerlich zu werden, riss ich mich zusammen.

„Entschuldige bitte. Ich lache nicht über dich oder dich aus. Ganz im Gegenteil. Ich lache über mich. Vielleicht ist es an der Zeit, dass ich dir einiges gestehe.“

Ich fange mal vorsichtig an. Zuerst habe ich dich für reichlich überspannt gehalten. Da war deine bockige Art zu kommunizieren. Laufend hast du alles relativiert und warst um Distanz bemüht. Und dann deine Kleidung, einschließlich der Schuhe. Zudem schleichst du immer umher, statt bestimmt aufzutreten. Ich erschrecke jedes Mal, wenn du wie aus dem Nichts plötzlich da stehst.

Und dennoch: Seit du mich zu unserer ersten Besprechung einbestellt hattest – elf Uhr, Block A, fünfte Etage, Raum *Newton* – wirktest du anziehend auf mich. Diese Tatsache habe ich rasch begriffen. Aber lang habe ich nicht verstanden, wie das ob deiner hölzernen, oft abweisenden Art und deines ungewöhnlichen Modestils passieren konnte.“

„Halt.“, unterbrach mich Isabella. „Ich habe dich nicht einbestellt. Ich habe einen Termin- und Raumvorschlag gemacht. Ich habe dich nicht daran gehindert, einen Gegenvorschlag zu machen, und mich zum Beispiel zu euch ins F&E-Zentrum einzuladen. Das hätte mich sehr interessiert.“

Wieder lachte ich. „Du hast recht, und so kann man sich täuschen. Du stellst deine Umgebung aber auch vor große Rätsel. Als du überraschend bei mir im Büro aufgetaucht warst, hattest du den Ehering nicht an. Mittags in der Kantine schon. Ich habe mich natürlich gefragt, wie das zusammenpasste.

Und nach dem ich dich an jenem Samstag in dem Sommerkleid und mit Louboutin-Schuhen durch die Stadt flanieren gesehen hatte, war ich restlos verwirrt. Du kamst mir vor, wie eine weibliche Form von Dr. Jekyll und Mr. Hyde. Deine Metamorphosen bestärkten mich in dem Entschluss, mich im Umgang mit dir auf das Fachliche zu beschränken.“

Isabella sah mich verwundert an. Oder war es ein ungläubiger Blick? „Du kannst stolz sein. Mit deiner Maskerade ist es dir gelungen, in der Firma den Ruf einer ältlichen Jungfer zu zementieren. Sei unbesorgt. Niemand wird dich anbaggern.“

Urbanczyks Vogelscheuche und Schreckschraube ließ ich aber dennoch besser unter den Tisch fallen.

Isabella lachte. „Immerhin. Der Punkt geht an mich.“

Ich war erleichtert. Mein zweifelhaftes Kompliment hätte auch nach hinten losgehen können. „Wie kam es vor drei Tagen dazu, dass du dich mir gegenüber so offen gezeigt hast?“

Isabella schwieg. Ich auch. Endlich waren wir an dem Punkt um den es ging. Ich wollte eine Erklärung, eine plausible Antwort. Schließlich hatten wir beide und zusammen unsere Grundsätze gebrochen. Das musste geheilt werden, egal in welche Richtung. Sams Schnarchen war das einzige Geräusch. Ich wartete ab.

„Auch du gefällst mir seit unserer ersten Besprechung. Aber deine Art der Zusammenarbeit hat mich anfänglich irritiert. Du verhältst dich nicht nur immer respektvoll, sondern gibst auch Rückmeldung und sprichst Anerkennung aus. Erst glaubte ich, du würdest es ironisch meinen. Lob und Wertschätzung sind im Berufsleben schließlich unüblich. Nicht bei dir. Das musste ich erst einsehen und akzeptieren. Gleichzeitig wurdest du nie persönlich, nach dem Muster, wie erfreulich es wäre, dass eine gutaussehende Frau auch intelligent sein kann. Bei der Hartmann AG war ich locker gewesen, habe auch mal Bemerkungen zum Wetter, über Ereignisse im Unternehmen gemacht, oder vom Wochenende erzählt. Seit der Erfahrung mit dem Stalker bleibe ich sachlich. Trotz meiner Distanziertheit bist du freundlich geblieben. Na ja, und dann gibt es ja noch so etwas wie die zwischenmenschliche Chemie. Die wollte ich aber nicht hochbrodeln lassen. Schon gar nicht, nach dem du mir in der Innenstadt gefolgt warst.“ Hier brach sie ab.

Jetzt wollte und musste ich ehrlich sein.

„Es stimmt. Ich bin dir tatsächlich über gut zehn Auslagen hinweg gefolgt. Ich konnte deine Verwandlung nicht glauben. Aus der ollen Jungfer im Sack-Look war eine atemberaubende Fee geworden. Zuerst war ich nur überwältigt gewesen – dann aber neugierig geworden.“

Darüber hatte ich nicht gemerkt, dass du mich wahrgenommen hattest. Aber als du wieder einmal stehen geblieben warst, wurde mir bewusst, wie dämlich und respektlos ich mich benahm, und dass ich dich regelrecht verfolgte. Mit schlechtem Gewissen habe ich die Straßenseite gewechselt und bin in die Gasse, die zur Heiliggeistkirche hochführt, hineingelaufen. Ich wollte abtauchen, einfach unsichtbar werden.“

Mit einem Lächeln sah Isabella mich an. „Bei jedem hätte ich es als Verfolgung empfunden, vielleicht sogar Angst bekommen und angefangen zu zittern. Dein Interesse schmeichelte mir dagegen. Zugleich war ich ein bisschen gekränkt, dass du nicht länger durchgehalten und dich so schnell aus dem Staub gemacht hast. Und damit komme ich zum entscheidenden Punkt. Du bist nicht der Versuchung erlegen, im Büro herum zu tratschen, mich in einer anderen Rolle ertappt zu haben. Deine Diskretion schenkte mir Vertrauen und gab mir die Sicherheit, mich auf dem Weihnachtsmarkt so zu geben wie ich bin. Dabei wollte ich dich einfach nur besser kennenlernen. Dass es so weit gehen würde, hatte ich allerdings überhaupt nicht geplant. Großes Ehrenwort.“

Ich hielt Isabella meine Hand entgegen. Sie umfasste sie sanft.

„Hattest du den Ehering für das Gespräch mit mir in meinem Büro abgezogen?“

Ihre Augen funkelten im Kerzenlicht.

„Ja.“

„Zum Thema Ring und Schmuck muss ich noch ein Geständnis machen. Erinnerst du dich, dass ich auf dem Weihnachtsmarkt plötzlich und scheinbar unmotiviert gelacht habe?“

Isabella nickte.

„Außer dem Ehering und der Uhr habe ich nie Schmuck an dir gesehen. Als wir in der Cafeteria gestanden hatte, hatte mich die Frage überrollt, ob du stattdessen Körperschmuck trägst.“

An diese Fantasie erinnerte ich mich, als wir bei Glühwein einander gegenüberstanden – woraufhin ich lachen musste.“

„Die Antwort kennst du ja inzwischen.“ Isabella verstärkte den Druck um meine Finger.

13

„Komm. Ich zeige dir den oberen Stock.“

Während wir die frei durch den Raum schwebende, elliptisch geformte Treppe nach oben gingen, betrachtete ich die drei Bilder, die schon zuvor mein Interesse geweckt hatten. Sie waren in hellen bis dunklen Grautönen gehalten.

Teils wirkten sie verschwommen und erinnerten an verwackelte Schwarz-Weiß-Fotographien. Nur zentrale Bildausschnitte waren wie durch optische Fokussierung detailgenau. Ich erkannte aber, dass es keine Fotografien waren, sondern Ölbilder, auf Leinwand gemalt. Mir stockte der Atem. Solche Bilder hatte ich anlässlich einer Ausstellung schon Mal gesehen. Der Name des Künstlers fiel mir nicht ein. Aber ich wusste aber, dass sie ein Vermögen wert waren, jedes einzelne teurer sein würde, als das ganze Anwesen hier.

„Meine Eltern haben die Bilder von einem Pleite gegangenen Bauherrn als Honorar bekommen.

Damals deckte ihr Wert allerdings kaum die offenen Rechnungen“, erläuterte Isabella.

„Was Besseres hätte deinen Eltern nicht passieren können. Zumindest nachträglich betrachtet.“

„Stimmt. Im Nachhinein schon“, stimmte Isabella zu und zuckte mit den Schultern.

Vor dem dritten Bild blieb ich stehen. Außer einer runden Nickelbrille wie sie in den späten 1960er Jahren bei Intellektuellen Mode waren trug die abgebildete junge Frau nichts Wesentliches. Mit geradem Rücken, die Arme seitlich abgestützt, saß sie auf dem Boden. Ihre Knie angezogen, die Beine geöffnet, sah sie mich mit einem ‚Na und‘ an. Ich taufte das Werk ‚Studentin‘ und ging weiter.

Auf der Empore befand sich eine einzige Tür mit zwei Flügeln. Isabella öffnete beide gleichzeitig und bedeutete mir, voranzugehen. Ich trat ein und betrat ein Ambiente, wie ich es zuvor noch nie gesehen hatte. Das Ende des Raums wirkte wie in weiter Ferne. Die Raumhöhe bis zum First musste über fünf Meter betragen, vielleicht eher sieben. Ich verstand Isabellas Bemerkung, dass die obere Etage eine sakrale Anmutung habe. Wie eine Kathedrale.

In einer Art Vorbereich öffneten sich links und rechts je eine Ankleide mit Einbauschränken.

Auf der einen Seite lagen auf einem Sessel Kleidungsstücke die eindeutig Isabella gehörten. Die gegenüberliegende Ankleide schien unbenutzt. Isabella hatte erklärt, der Umbau beruhe auf der Annahme, dass in ihrem Leben Kinder keine Rolle spielen würden, vielleicht aber ein Mann. War das die Ankleide für den Mann, der in ihrem Leben eine Rolle spielen sollte? Ich spürte Isabella hinter mir. Sie schubste mich sanft. „Weitergehen.“ Noch eben ernannte ich die Ankleiden zur Sakristei.

Vor mir öffnete sich eine Weite, die von einem schwachen Firnis aus goldenem Licht überzogen war.

Ein Bett, hoch wie ein Tisch und mit weißem Überwurf, dominierte die Szenerie. Es stand am anderen Raumende, mittig vor der Giebelwand. Die war weißer gespachtelt und schimmerte wie Marmor. Der

Raum strahlte die Ruhe und Klarheit einer Zisterzienser-Kirche aus. Das hohe weiße Bett glich einem Altar.

Außer zwei Sesseln und einer Récamiere befanden sich keine weiteren Möbel, Bilder oder ein Spiegel in dem Raum.

„Komm“, sagte Isabella leise. Es hatte fast andächtig geklungen. Sie ging voraus, seitlich am Bett vorbei und verschwand. Da erkannte ich, dass die Rückwand gar nicht das Raumende bildete. Ich folgte Isabella und fand mich in einer Bade-Oase wieder – mittig eine Badewanne, schwarz, ausladend wie eine Champagner-Schale und groß genug für zwei. Hinter einer Glaswand zwei Duschen. Gegenüber ein Doppelwaschtisch. In Anlehnung an Isabellas sakrale Vibes taufte ich den Wellness-Tempel Baptisterium.

Ich wollte mir nicht wirklich überlegen wie viele Quadratmeter allein die Raumfolge hier oben haben mochte. Vielleicht hundertfünfzig. Und das alles für eine Person, und vielleicht den Mann, der in Isabellas Leben einmal eine Rolle spielen mochte. Ich dachte an die dreieinhalb Zimmer meiner Wohnung, auf die ich immer stolz gewesen war. Wieder einmal stelle ich fest, dass alles relativ war.

Für den restlichen Abend kehrten wir nicht mehr nach unten zurück.

Fortan hielten wir uns mehrheitlich bei Isabella auf. Schon wegen Sam. Die Abende, die ich alleine in meiner Wohnung zubrachte, fühlten sich bald fremd an, nicht mehr nach meinem Zuhause. Einen Schlüssel zu Isabellas Haus wollte ich dennoch nicht.

Morgens fuhren wir getrennt und auf unterschiedlichen Wegen zur Arbeit. Während der Arbeitszeit telefonierten wir nicht zusammen, weder über Festnetz noch über Handys, und schickten uns auch keine Nachrichten.

Das waren die einzigen Absprachen, die wir trafen, nach dem wir unsere Regeln gebrochen hatten. Über die Frage, wie es mit uns weitergehen sollte, sprachen wir nicht. Vermutlich dachten wir das Gleiche: Die Zeit wird es weisen. Aber das genügte mir nicht. Für jeden von uns stand zu viel auf dem Spiel. Noch schien im Betrieb niemand Verdacht geschöpft zu haben. Dennoch. Es blieb ein Balanceakt, eine Gradwanderung auf einem Felsvorsprung. Auf der einen Seite ging es senkrecht in die Tiefe, auf der anderen gen Himmel. Auf Dauer würde das nicht gutgehen.

Aber ich hatte keine Idee, wie wir sicheres Terrain gewinnen könnten. Und Isabella? Sie war noch nicht lange genug im Unternehmen, um zu wissen, was

abließ, wenn eine Beziehung unter Führungskräften aufflog – Karriereknick, vielleicht sogar Rauswurf. Dabei spielte ich mit der Erwartung, in den Vorstand aufzurücken. Die Option wollte ich nicht aufs Spiel setzen, nur weil ich eine Beziehung, an der mir viel lag, nicht sortiert bekam. Während ich diesen Gedanken nachhing und auf das Werkstor zufuhr, meldete sich eine alte Frage zurück: Konnte ich sicher sein, dass Isabella keine Industriespionage betrieb? Sollten deshalb Kinder in ihrem Leben keine Rolle spielen – weil im Leben einer Agentin kein Platz für Kinder war?

15

Ab dem dreiundzwanzigsten Dezember und bis Ende der ersten Kalenderwoche im Januar blieb die Firma wie jedes Jahr geschlossen. In der Vergangenheit war ich dennoch gelegentlich ins Büro gefahren, um das alte Jahr abzuschließen und Vorbereitungen für das Neu zu treffen. Dieses Mal blieb ich dem Büro fern. Isabella fuhr zwei Mal hin, wegen irgendwelcher Fristsachen, wie sie erwähnte.

Ansonsten verflogen die Tage – mit Ausschlafen, mit langen Spaziergängen durch nebelverhangene

Tage, einmal durch dichtes Schneetreiben, und Sam immer mit dabei. Zuhause bei Isabella lasen wir, nutzten die Sauna und kochten zusammen. Frühmorgens am neunundzwanzigsten überlegten wir, kurzerhand für Sylvester nach London zu fliegen, ließen es aber, und bereiteten uns am einunddreißigsten ein Käsefondue zu. Dazu tranken wir einen wunderbaren Fendant.

Zwei Wochen nach dem Ende der Werks- und Betriebsferien flog ich, wie jedes Jahr, für vier Tage nach Bangkok. Dort unterhielt die Firma einen Entwicklungsstandort der mir unterstand. Bisher war ich immer schon freitags geflogen, hatte mich das Wochenende über in Bangkok herumgetrieben und habe die Wärme genossen. Diesmal hatte ich keine Lust frühzeitig anzureisen.

Eigentlich hatte ich überhaupt keine Lust auf die Reise. Isabellas Eintritt in mein Leben hatte viele meiner Gewohnheiten umgekrempelt. Nach einem Nachtflug saß ich am Montag mit roten Augen in den Gesprächen. Und gleich nach dem Abschluss der Meetings am Donnerstagnachmittag ließ ich mich zum Flughafen Suvarnabhumi bringen, um Freitagvormittag zurück zu sein. Mittwochfrüh schlug ich Isabella per Mail vor, für Freitag Home-Office einzuplanen und mich vom Flughafen abzuholen. Ins Büro würde ich erst wieder am Montag gehen. Auf meinen

Vorschlag reagierte Isabella mit einem ‚Ich muss mal schauen‘. War was? Kurz vorm Abflug riss mir der Geduldsfaden und ich wollte wissen, ob sie mich nun abholen würde. Auf dem Smartphone verfasste ich eine Nachricht. Gerade als ich den Absendepfeil drücken wollte, vernahm ich das Ping für eine eingegangene Mail. Isabella. Holte sie mich ab? Ich öffnete den Posteingang. Die Nachricht war nicht von Isabella. Sie war vom Chef, wie der Vorstandsvorsitzende genannt wurde. Besser gesagt, von seinem Assistenten. Der ließ mich wissen, dass ich nach der Landung sofort ins Büro zum VV kommen sollte. Und dann traute ich meinen Augen nicht und las den nächsten Satz zwei Mal: Frau Dr. Zetsche wird ebenfalls an dem Gespräch teilnehmen.

Ich ließ die Hand sinken, starrte geradeaus. Die Bombe war geplatzt. Oder waren gar zwei Bomben hochgegangen? War nur unsere Affäre aufgefliegen, oder hatte Isabella doch die Firma ausspioniert? Ich hatte es geahnt, nein, immer befürchtet, und gewusst, dass es früher oder später passieren würde. Nie habe ich ihr etwas von unserer Entwicklungsarbeit erzählt, nicht die geringsten Andeutungen gemacht. Manchmal habe ich mich schon gewundert, dass sie nie Fragen zu unseren Projekten stellte.

Meine Gedanken überschlugen sich. Mir fiel ein, dass Isabella zwischen den Jahren ins Büro gefahren

war. Fristsache, hatte sie gesagt. Mein Passwort war simpel. Hatte sie sich Zugang zu meiner Ablage auf dem Zentralrechner verschafft? Alle Projektdossiers waren dort auf aktuellem Stand abgespeichert. Dann dachte ich daran, dass Kollege Urbanczyk immer darauf gedrängt hatte, den F&E-Bereich von der sonstigen IT-Infrastruktur abzukoppeln. Spätestens jetzt hatte er im Spiel um die Vorstandsposition ein drittes Ass gegen mich auf der Hand. Würde der Fehler mich den Job kosten?

Allmählich ahnte ich, warum Isabella auf den Vorschlag, am Freitag Home-Office einzuplanen und mich vom Flughafen abzuholen, so wundersam reagiert hatte. Wie in Trance stieg ich in das Flugzeug ein. Nur gut, dachte ich lakonisch, dass meine Wohnung abbezahlt war.

Wenn schon arbeitslos, dann wenigstens ohne Schulden. Der Rückflug verlief ruhig, aber innerlich schüttelte es mich durch.

16

Als ich mit einem Taxi auf die Zentralverwaltung zufuhr, sah ich Isabellas Porsche auf dem Besucherparkplatz stehen.

Man hatte ihr den Firmenausweis also schon abgenommen. Würde mich nach dem Gespräch mit dem

Chef jemand aus der Personalabteilung in mein Büro begleiten, um meine persönlichen Dinge unter Aufsicht zusammenzuraffen und mir anschließend Hausverbot erteilen? An mögliche Schadensersatzansprüche wollte ich erst gar nicht denken. Beim Pförtner fummelte ich umständlich nach meinen Werksausweis. Der Mann winkte mich aber mit einem freundlichen „Ist schon gut, Herr Doktor“ durch. Der wusste also noch nichts. Ich ging zu A, nahm den Aufzug in den dreißigsten Stock, schritt den Gang entlang und klopfte an den Rahmen der offenstehenden Tür zum Vorzimmer des Chefs. Der Assistent sah auf und nickte, als es mich sah. „Ah. Hallo Dr. Hähnle. Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Flug. Gehen Sie bitte durch. Der Chef und Frau Dr. Zetsche erwarten Sie.“

Du feiger Säusler. Aber mehr, als zu säuseln, steht dir auch nicht zu.

Kommentarlos ließ ich Koffer und Aktentasche bei ihm am Schreibtisch stehen. Ich ging zur angelehnten Tür des Zimmers des Vorstandsvorsitzenden, klopfte und trat ein, ohne die Aufforderung hereinzukommen, abzuwarten. Hinter mir fiel die Tür satt ins Schloss. Die Hinrichtung konnte beginnen.

Ich war ja selbst schuld, hatte mich nicht an mein eisernes Prinzip – *Never dip your* – gehalten. Auf das Vergehen stand Höchststrafe.

Der Chef und Isabella saßen in der Sitzgruppe am bodentiefen Fenster, hinter ihnen, tief unten, die Stadt im kalten Winterlicht.

„Herr Hähnle. Willkommen. Schön, dass Sie gut zurück und jetzt hier sind.“ Der Chef blieb sitzen. Isabella folgte dem Beispiel. „Ihre Kollegin, Frau Zetsche, muss ich Ihnen ja nicht vorstellen.“

Keine Ironie, kein Sarkasmus lagen in seiner Stimme. Zuckersüß wie immer. Er deutete auf einen Sessel. Ich setzte mich. Wir saßen im Dreieck. Ich nickte erst ihm und dann Isabella zu und raunte „Guten Tag“.

Ich wusste, wie der Chef unerfreuliche Gespräche eröffnete und mir war klar, dass das Vorgeplänkel jetzt vorbei war. Ich sah zu Isabella. Sie sah blendend aus.

Sie trug den schwarzen Hosenanzug, den sie erstanden hatte, als ich sie im Sommer in der Stadt beobachtet hatte. Dazu High Heels mit roter Sohle. Du hast hier auch nichts mehr zu verlieren, dachte ich, während ich sie ansah. Ihr Blick blieb neutral.

„Zur Sache“, eröffnete der Chef an mich gerichtet die Exekution.

„Sie sind sicherlich müde von der Reise. Aber im Anschluss an das Gespräch werden Sie genügend Zeit finden, sich auszuruhen.“

Du süffisanter Fuchs. Aber weiter kam ich mit meinen Gedanken nicht, denn der Chef wandte sich nun Isabella zu. Jetzt war sie an der Reihe.

„Frau Zetsche. Ihnen nochmals vielen Dank, dass Sie sich in der Angelegenheit sogleich geöffnet haben. Es ist ja in der Tat eine heikle Situation.“

Was. Um was auch immer es hier ging, Industriespionage oder unsere Beziehung – es war nicht durch einen dummen Zufall aufgefliegen. Isabella hatte uns auffliegen lassen. Sie hat uns verraten und mich hingehängt. Steckte Urbanczyk dahinter? Hatte er eine Intrige gegen mich gefahren, auf die Isabella reingefallen und dann aufgesprungen war? Ich konnte es nicht glauben, nicht fassen. Isabelle schien der Gesprächsverlauf nichts auszumachen. Ich begriff. Auch ihr war bewusst, dass sie in der Firma nichts mehr zu verlieren hatte.

Ihre Maskerade war nicht mehr von Nöten. Getrost hatte sie für das Gespräch den sündteuren Anzug anziehen und mit dem Porsche vorfahren können. Meine anfängliche Verwunderung und der zwischenzeitliche Frust, begannen sich in Wut zu verwandeln. Was würde mich jetzt erwarten?

„Ich bedaure natürlich sehr“, fuhr der Alte fort, „Sie als Expertin für Patentangelegenheiten für unser Unternehmen zu verlieren. Ihr Einsatz für den neuen Werkstoff war ein Bravourstück. Zugleich bin ich froh, dass Sie nicht zur Konkurrenz wechseln, sondern zur Kanzlei Haas und Kollegen, die uns ja schon seit Jahren in Patentangelegenheiten betreuen. Herr Hähnle“, wandte sich der Chef jetzt wieder an mich, „damit sind Sie mit wenigen Sätzen im Bilde. Frau Zetsche wird schon ab Montag nicht mehr bei uns im Haus arbeiten, dafür künftig unsere Ansprechpartnerin bei der Patentanwaltskanzlei Haas und Kollegen sein. Als Leiter der weitweiten Forschung und Entwicklung war es mir ein Dringendes, dass Sie diese Nachricht hier in diesem Kreis persönlich erfahren. Wir alle wissen, wie wichtig der Schutz vor Industriespionage und daher das Patentwesen sind. Frau Zetsche. Ich wünsche uns weiterhin ein fruchtbares Zusammenwirken.“ Der Chef sah mich mit einem erwartungsvollen Blick an. Ich nickte nur. Zu einem angemessenen Kommentar war ich nicht in der Lage.

„Na gut.“ Der Alte stieß einen Luftzug durch die Nase aus. „Ich glaube, wir haben Sie jetzt lang genug von Ihrem verdienten Erholungsschlaf abgehalten. Ruhe Sie sich aus. Montag steht die Welt auch noch. Ihnen, Frau Zetsche, wünsche ich alles Gute.“

Und nochmals Gratulation zur Partnerposition in der Kanzlei. Das ist eine Lizenz zum Gelddrucken. Ich kenne die Quartalabrechnungen nur zu gut.“

Damit erhob sich der Chef. Isabella tat es ihm gleich. Wie versteinert blieb ich sitzen und fühlte mich wie nach einer Scheinerschießung.

„Sie sehen, Frau Zetsche, Ihrem fast schon Ex-Kollegen hat es die Sprache verschlagen. Er benötigt dringend Schlaf. Vielleicht können Sie ihn zur Pforte begleiten und dafür sorgen, dass er mit einem Taxi nachhause kommt.“

"Ich weiß zwar nicht, wo der Kollege zuhause ist. Aber das werde ich schon in Erfahrung bringen und ihn persönlich abliefern."

Ich sah zu Isabella hoch. Was kannst du schwindeln, ohne rot zu werden. Langsam erhob auch ich mich, gab dem Chef zum Abschied die Hand und verließ hinter Isabella das Büro. Sie schwebte auf ihren High Heels vor mir her.

„Herzliche Glückwünsche“, raunte ich im Aufzug, und vermied so ein ‚dir‘ oder ‚Ihnen‘. Sie bedankte sich ebenso zurückhaltend.

Beide wussten wir, dass die Liftkabinen in A kameräüberwacht waren. Vor dem Gebäude nahm sie mir die Aktentasche ab. Ich zog den Rollkoffer hinter mir her.

Ohne Zögern lief sie zu ihrem Wagen, öffnete die Fahrertür, klappte den Sitz um und forderte mich mit einer Handbewegung auf, den Koffer auf den Notsitzen zu platzieren. Die Aktentasche nahm ich auf den Schoss.

17

Isabella fuhr vom Besucherparkplatz herunter und auf direktem Weg in Richtung der gegenüberliegenden Flussseite. Kaum waren wir über die Brücke und in den ruhigen Straßen des Viertels, hielt sie mitten auf der Straße an, umfasste meinen Kopf und küsste mich leidenschaftlich. Den Motor ließ sie laufen. Mit meinem Kopf in ihren Händen, kam ich mir wie Johannes vor, dessen abgeschlagenes Haupt Salome festhielt und ansah.

„Was bin ich froh, dass du wieder da bist. Und dass die Geheimniskrämerei endlich vorüber ist. Alles weitere erkläre ich dir später.“

Was alles weitere würde Isabella mir später erklären? Nach der Beinah-Exekution war mir nicht nach weiteren Nachrichten. Ich wollte nur schlafen. Sie ließ meinen Kopf los, legte den Gang ein und fuhr weiter.

„Ich hoffe, wir sind auf dem richtigen Weg zu dem, was dein Zuhause ist. Dorthin, hat der Chef ja gesagt, soll ich dich bringen.“

Oder bin ich auf der falschen Fährte?“ Sie sah mich an, die Augenbrauen hochgezogen.

„Fahr nur auf dieser Seite des Flusses weiter.“ Ich merkte, wie erschöpft das geklungen hatte, aber ich sah ein Lächeln über Isabellas Gesicht huschen. Unter der überdachten Durchfahrt blieb Isabella stehen, stellte den Motor ab und drehte sich zu mir.

„Schlafe dich aus. Eine Bitte habe ich aber: Sei mir in deinen Träumen nicht böse. Ich weiß genau, was du dachtest, nach dem der Chef dich zum Gespräch einbestellt hatte. Deine Gedanken müssen niederschmetternd gewesen sein. Ich konnte dich aber nicht früher einweihen.“

Ich gab mich geschlagen. Aber bevor ich mich in der Kathedrale auf dem Altar niederlegen konnte, musste ich noch ein weiteres Willkommen über mich ergehen lassen. Zur Begrüßung legte mir Sam seine Vorderpfoten auf die Schultern und hätte mich am liebsten abgeschleckt.

Erst am späten Nachmittag wachte ich auf. Draußen war es bereits dunkel. Ich ging ins Bad. Der Boden war nass. Isabella musste kurz zuvor geduscht haben, ohne dass ich es bemerkt hatte.

Nach dem auch ich geduscht war, zog ich den Bademantel an und ging hinunter ins Wohnzimmer. Es herrschte Stille. Sam lag mitten im Raum und nahm keine Notiz von mir.

Von dem Tresen zwischen Esstisch und Küche kam Dämmerlicht herüber. Ich ging auf den Schein zu. Isabella saß zwischen zwei Pendelleuchten auf der schwarzen Marmoroberfläche. Kaum etwas vom Licht fiel auf ihr Gesicht, dafür blendete mich das Weiß des Bademantels fast. Ihre Beine baumelten. Sie streckte mir die Hände entgegen, aber ich blieb zwei Schritte entfernt stehen.

„Willkommen zuhause. Endlich bist du zurück. Und endlich ist alles geregelt. Ich hatte solche Angst, wir könnten auffliegen. Herr Haas, der Seniorpartner von Haas und Kollegen hatte im Sommer nach einer Besprechung flapsig geäußert, dass eine wie ich der Kanzlei gut zu Gesicht stehen würde. Vier Wochen später rief er mich an und fragte, ob ich es mir überlegt hätte. Hatte ich natürlich nicht. Mit den Worten, ‚Lassen Sie es sich doch mal ernsthaft durch den Kopf gehen. Sie können mich jederzeit ansprechen‘, endete das Telefongespräch. Nach dem du und ich uns nähergekommen waren, dämmerte es mir, dass es mal wieder an der Zeit war, eine wichtige Entscheidung zu treffen – und dass es dieses Mal schnell gehen müsste. Schließlich sind mir die alternativen Szenarien in Folge einer Büroaffäre nur zu bewusst.

Ich weihte dich aber nicht ein, um dich nicht in einen Loyalitätskonflikt zu bringen.

Als ich zwischen den Jahren zu dir sagte, ich müsste wegen Fristsachen ins Büro, habe ich ein bisschen geschwindelt. Das Büro war nicht die Firma gewesen, sondern die Kanzlei Haas und Kollegen, und die Frist war das Jahresende. Bis dahin wollten wir alles geregelt haben. Während du in Bangkok warst, habe ich am Mittwoch unterschrieben und daraufhin den Bereichsleiter informiert. Ich konnte ja nicht ahnen, dass der sofort zum VV laufen würde. Sei mir nicht böse. Bitte. Und schenke mir ein Lächeln. Bitte. Ich weiß, es war nicht richtig, dass du die Nachricht vom Chef erfahren hast. Er hat mich überrumpelt. Ich wollte es dir heute selbst sagen. Schließlich bin ich doch so stolz auf den Schritt. Und natürlich bin ich auch erleichtert. Jetzt ist jedes Karriererisiko für dich ausgeräumt. Sei nachsichtig mit mir. Verzeih mir. Mein schlechtes Gewissen hat mich die letzten Wochen schon genügend gestraft.“

Ich lächelte und nickte. „Gratulation. Wirklich. Herzliche Glückwünsche. Das ist ein toller Karriereschritt. Und ich freue mich für uns beide. Die zurückliegenden Wochen und vor allem die Stunden seitdem es hieß, ich solle zum Chef kommen, waren auch für mich mehr als aufreibend gewesen.

Und was meine Ambition auf den Vorstandsposten anbelangt, kann mir der Bruch meines Credos jedenfalls nicht mehr zum Verhängnis werden.“

Isabella senkte den Kopf und schickte mir einen entschuldigenden Blick. „Das ist aber noch nicht alles. Ich glaube es gilt noch eine wichtige Entscheidung zu treffen.“

Meine Laune, die gerade begonnen hatte, sich aufzuhellen, verdunkelte sich schlagartig wieder. Es reichte. Mir war nicht nach einer weiteren Überraschung. Zum ersten Mal in der Beziehung mit Isabella fühlte ich mich an meine Grenzen gedrängt.

"Sag schon."

Langsam zog sie die Beine an, stellte die Fersen auf den Tresen und ließ die Knie nach außen fallen. Der Bademantel glitt ihr von den Schultern und sie stützte sich nach hinten ab.

Die ‚Studentin‘, dachte ich bei mir.

„Komm her“, hauchte sie.

Kaum stand ich dicht bei ihr, flüsterte sie mir ins Ohr „Hatte der Chef nicht auch etwas von fruchtbarem Zusammenwirken gesagt? Vielleicht sollten wir doch einige zusätzliche Wände im Haus in Erwägung ziehen. Ich hätte da schon ein paar Ideen.“

Ich sah ihr in die Augen.

„Hast du nicht gesagt, dass in deinem Leben vielleicht ein Mann, aber keine Kinder eine Rolle spielen würden? – sollte es das sein, wofür du Wände vorsehen möchtest.“

„Da hast du ein Wörtchen überhört. Zu Kindern hatte ich ‚voraussichtlich‘ gesagt. Die Voraussetzungen haben sich aber grundlegend geändert. Oder?“ Dann küsste sie mich.

Irgendwann standen wir wieder in unsere Bademäntel gehüllt an den Tresen angelehnt da und stießen auf Isabellas neue Position an.

„Und? Wie viele Wände planst du einzuziehen?“

Das Lächeln auf ihrem Antlitz schien nicht weichen zu wollen und ihre strahlenden Augen erwiderten meinen Blick.

„Mal sehen.“

„Mal sehen“, wiederholte ich und ergänzte: „Einverstanden.“

Sam lag mit weit von sich gestreckten Pfoten mitten im Raum.

E N D E

Stadtlust

Seit es sich herumgesprochen hatte, dass ich unter die Autoren gegangen war, bekam ich noch häufiger Bücher geschenkt als bisher. Neulich drückten mir einstige Studienfreunde ein Buch in die Hand. *Stadtlust*. Musst du lesen, lautete der Kommentar. Das Buch hatte unsere Kommilitonin Bine geschrieben.

Bine. Sie war immer eine der Letzten gewesen, die in den Hörsaal gekommen war. Kaum war sie im Türrahmen sichtbar geworden, drehten sich die Köpfe der Kommilitonen nach ihr um. Meist waren schon fast alle Plätze besetzt und Bine musste sich jedes Mal recken, um nach einem freien Platz Ausschau zu halten. Spätestens wenn sich Bine streckte ging ein Rauschen durch die Reihen. Auch ich gönnte mir dann einen Blick und raunte stumm. Auch ich fand Bine verdammt aufregend. Außerdem mochte ich sie. Sie war wirklich nett, ohne Allüren, offen und immer gut drauf. Aber wie alle anderen im Saal wusste auch ich, dass Bine in festen Händen war. Ihr Freund war deutlich älter gewesen, bestimmt fünfzehn, vielleicht mehr Jahre. Gelegentlich sah ich die beiden mit seinem Hund in der Stadt. Oft hatte das Tier auch bei Bine im Auto gesessen.

Das ist alles lange her und ich habe Bine nach dem Studienabschluss aus den Augen verloren.

Tage später fragten mich die Freunde, ob ich *Stadtlust* inzwischen gelesen hätte. Auf ihren Gesichtern lag etwas Schelmisches. Nein, hatte ich noch nicht. Solltest du unbedingt, insistierten sie.

Darauf griff ich am Abend nach *Stadtlust*. Der Band war abgegriffen, die Farben des Covers verschossen, die Seiten vergilbt. Bine nannte sich jetzt Sabine. Stand jedenfalls auf dem Einband. Ich las den Text auf der Rückseite. Dann las ich die Angaben auf Seite vier. Das Buch war vor dreißig Jahren herausgekommen. Es war ihr erstes Buch, ihr Debütroman, erschienen in einem renommierten Münchner Verlag.

Ich begann, *Stadtlust* zu lesen. Bald wurde mir klar, dass die Geschichte, soweit ich Bines Leben während der Studienzeit erinnerte, autobiografische Züge aufwies. Aber was hatte das mit mir zu tun? Warum hatten meine Freunde darauf gedrungen, dass ich die Geschichte unbedingt lesen sollte? Ab Seite zweiundvierzig verstand ich, warum. Bine hatte mich in einer Nebenrolle zu einem Protagonisten der Geschichte gemacht. Jetzt las ich schneller. Wie würde es weitergehen, wie würde ich wegkommen?

Immer wieder hatte ich Auftritte und stellte fest, als Daniel glimpflich davonzukommen – als prima Kerl, der bescheiden war, ebenso wohnte und eine klapprige Karre fuhr.

Einen kleinen Seitenhieb hatte sich Bine allerdings doch nicht verkneifen können: Meine Golfschläger fanden Erwähnung. Die hatte ich, alias Daniel, immer in der Dusche meiner Studentenbude stehen. Ich war amüsiert, und fühlte mich ein wenig geschmeichelt. Bine hatte sich, zumindest soweit es meine Rolle in dem Roman betraf, an die Tatsachen gehalten.

Aber wenige Seiten später verließ die Ich-Erzählerin mit Daniel den Boden der Tatsachen und schrieb ihm eine fiktionale, eine illustre Rolle zu. Zunächst machte sie Daniel für eine Nacht zu ihrem Tröster und dann zu ihrem Kommilitonen für Stunden zu zweit, wenn ihr danach war. Erst zum Schluss, mit der Beschreibung von Daniels schlaksigem Körper und der glatten, unbehaarten Brust, fand die Ich-Erzählerin zur Wahrheit zurück.

Nach dem ich spätnachts die Geschichte zu Ende gelesen hatte, recherchierte ich im Internet und erfuhr, dass Bine seit *Stadtlust* viele weitere Romane und auch Drehbücher geschrieben hatte.

Normalerweise gebe ich Buch, wenn ich sie gelesen habe, weiter. Aber mit *Stadtlust* geht das nicht. Bines Debütroman steht seither bei den anderen mir wichtigen Büchern in meinem Arbeitszimmer. Schließlich bin ich jetzt nicht mehr nur Autor von Romanen und Erzählungen, sondern auch eine Romanfigur.

Auch von mir

Kaleidoskop

**Ein Bilderreigen von Leben, die sich begegnen,
berühren, vereinen und wieder verlieren,
und sich bei jeder Drehung neu sortieren**

Lilli ist jung und entschlossen. Um ans Ziel zu kommen, scheut sie nicht vor kleinen, wie sie findet verzeihlichen Manipulationen zurück. So angelt sie sich Anton. Das Leben der beiden steht im Zeichen der 68er-Bewegung. Tochter Taraneh wächst im liberalen Geist der Zeit auf.

Früh beobachtet Taraneh die Eitelkeiten und Abgründe der Erwachsenen und fragt sich, warum bei Astrid, einer Freundin ihrer Mutter, immer zwei Knöpfe der Bluse mehr offenstehen, wenn auch Tom zu Gast ist, und was Karins Fuß unter dem Hosenbein von Friedrich, Astrids Mann, sucht. Lilli und Anton begleiten Taraneh ohne Tabus bei ihren Beobachtungen. Dennoch entflieht Taraneh zum Studium ihrer Heimatstadt München und zieht nach Freiburg. Sie möchte unbeobachtet mit dem Leben und der Liebe experimentieren – bis ein Verrat alles ändert.

Paolo flieht von Perugia nach Hamburg. Dort trifft er Nicoletta, die auch geflohen war. Aus gutem Grund halten sie ihre Liebe lange geheim – bis das Schicksal sie trennt.

Einige Jahre sind vergangen, als sich die Wege von Taraneh und Paolo kreuzen. Überwältigt von der bald auflodernden Leidenschaft füreinander, aber gehemmt durch die erlittenen Schicksalsschläge, beschließen sie, eine Reise wagen zu wollen. Kein Ort und kein Weg sind das Ziel, sondern Antworten.

Auch von mir

F r a u e n b a d i

**Von irrealem Überfluss und oft großer Not
Von einer Ménage à trois und einer geheimen Parallelwelt
Von süßer Rache, Arthur Schnitzler
und von einem Verbrechen**

Zwei Frauen, in ihren Fünfzigern, lernen sich zufällig in Zürich kennen. Sie sind für eine Konferenz angereist. Irgendetwas verbindet sie, dabei hätte ihre Herkunft kaum unterschiedlicher sein können. Für beide verliert die Tagung jede Bedeutung und während zweier tropisch warmer Sommernächte offenbaren sie sich ihren Leben.

Die eine, Monika, kommt von ganz oben und hadert mit der zynischen Selbstvermehrung ihres unermesslichen Vermögens. Sie vertraut Valerie die Zerrissenheit ihrer Kindheit und Jugend an und gesteht ihr das geheime Doppelleben ihres Vaters, mit dessen Folgen sie bis heute zurechtkommen muss. Werner, an dem Monika sich immer hat aufrichten können, ist seit fünf Jahren tot.

Valerie hingegen, entstammt den sogenannt kleinen Verhältnissen, macht aber beruflich Karriere. Mit Männern hat sie dagegen weniger Glück. Ausgerechnet eine Ménage à Trois soll in Schachen Männer alles richten – bis sie ausbricht und sich einer Schwesternschaft anschließt. Frömmigkeit und Demut gehören aber nicht zum Glaubensbekenntnis der Gemeinschaft. Bei aller Offenheit, weicht Valerie aber Monika aus, ihr die wahre Natur der Gemeinschaft anzuvertrauen. Dabei hat sie dafür ihr Leben auf den Kopf gestellt. Monika lässt aber nicht locker und entschlüsselt Valeries Geheimnis.

Nach dem auch die letzten Geständnisse offengelegt sind, verlassen die Frauen nach Mitternacht das Frauenbadi. Da passiert, was Monika immer für ausgeschlossen gehalten hat – und Valerie in Abgründe stürzt, die ihr Leben in den Grundfesten erschüttert.

Mein Debutroman waren allerdings die Erlebnisse

Vom Jungen, der kein Kind sein wollte

Durch die Teilnahme an Klassen für kreatives und literarisches Schreiben, das Schreiben der oben genannten Titel und nun des Bands mit Erzählungen steigerte sich mein Unbehagen über mein Erstlingswerk. In Folge, habe ich das Buch zurückgenommen.

Vielleicht bekommen die Erlebnisse des Jungen, der seine Kindheit nicht sonderlich mochte, eines Tages eine zweite Chance.



Christoph von Nostitz

Wer dreimal lügt, dem glaubt man nicht. Und lügt, wer die Wahrheit verschweigt?

Menschen lügen durchschnittlich fünfundzwanzig Mal am Tag. Manche weit öfter.

Ist Liebe der häufigste Grund für Lügen?

Menschen lügen aus Angst, Scham und Sehnsucht, aus Liebe und Eifersucht, aus Lust, Spaß, Geiz, Gier und Rache. Sie täuschen und belügen andere und sich selbst, und führen hinters Licht, in Versuchung und in die Irre.

Aus unterschiedlichen Blickwinkeln erzählen die Geschichten von solchen offenbar zutiefst menschlichen Wesenszügen.